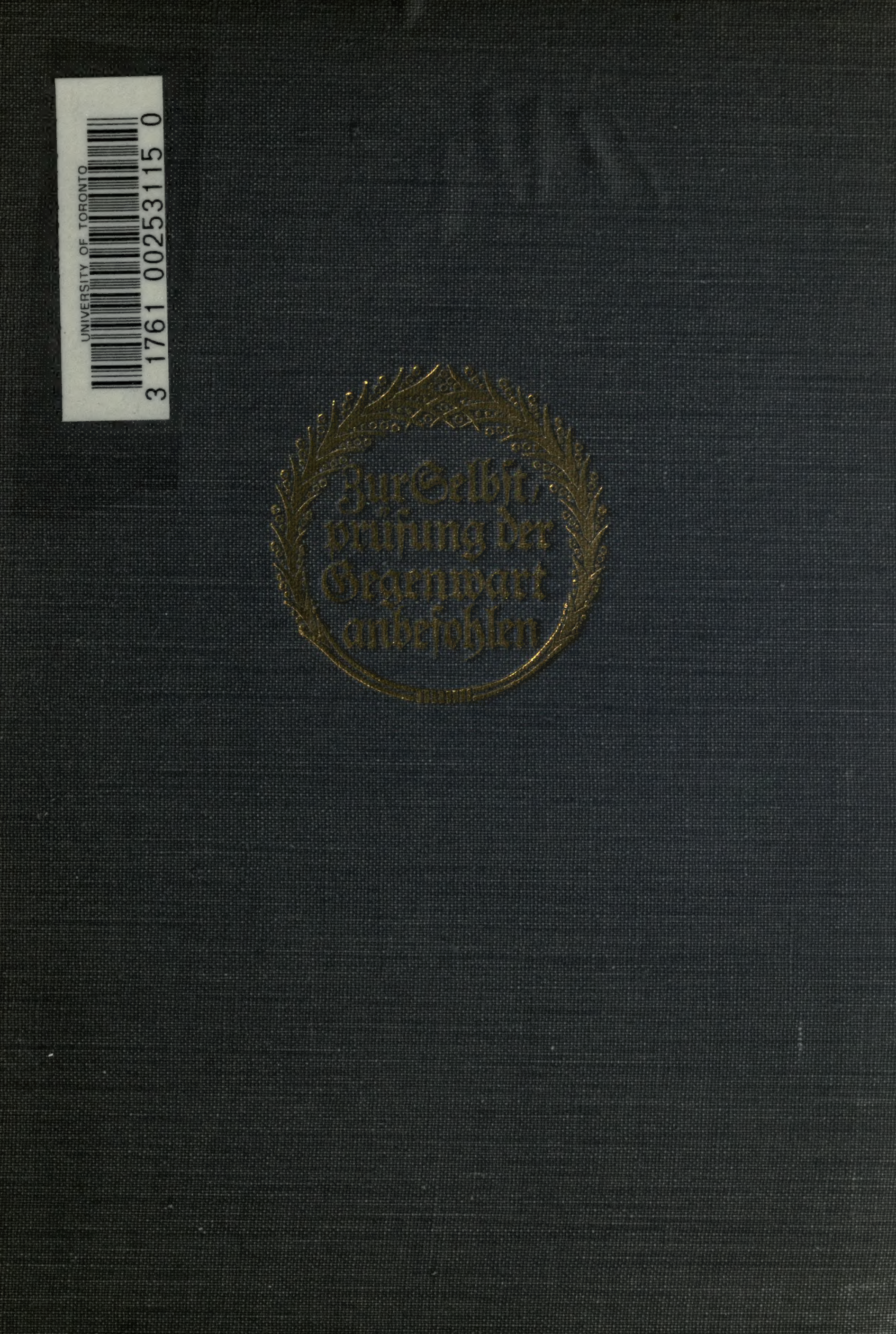
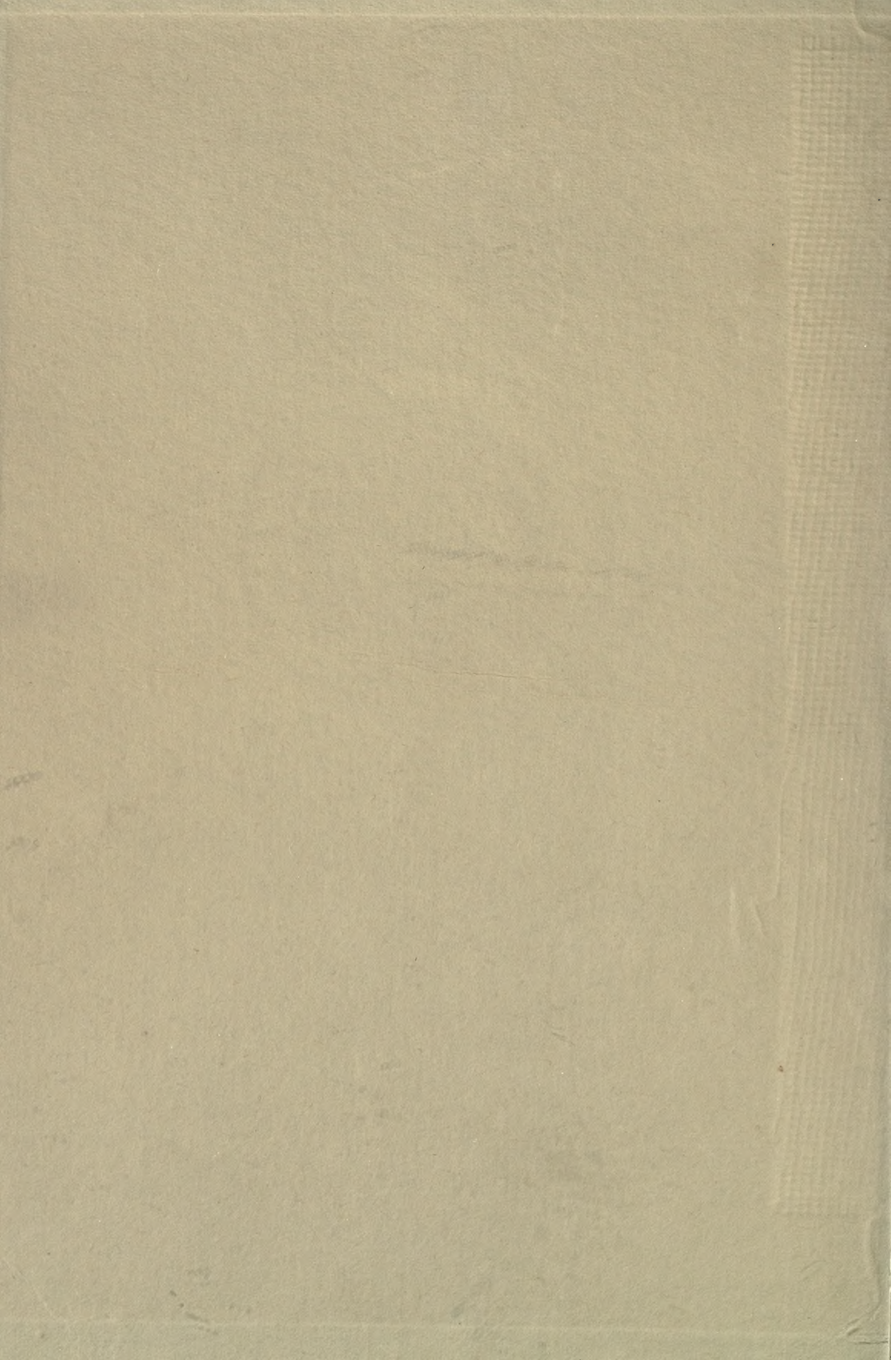
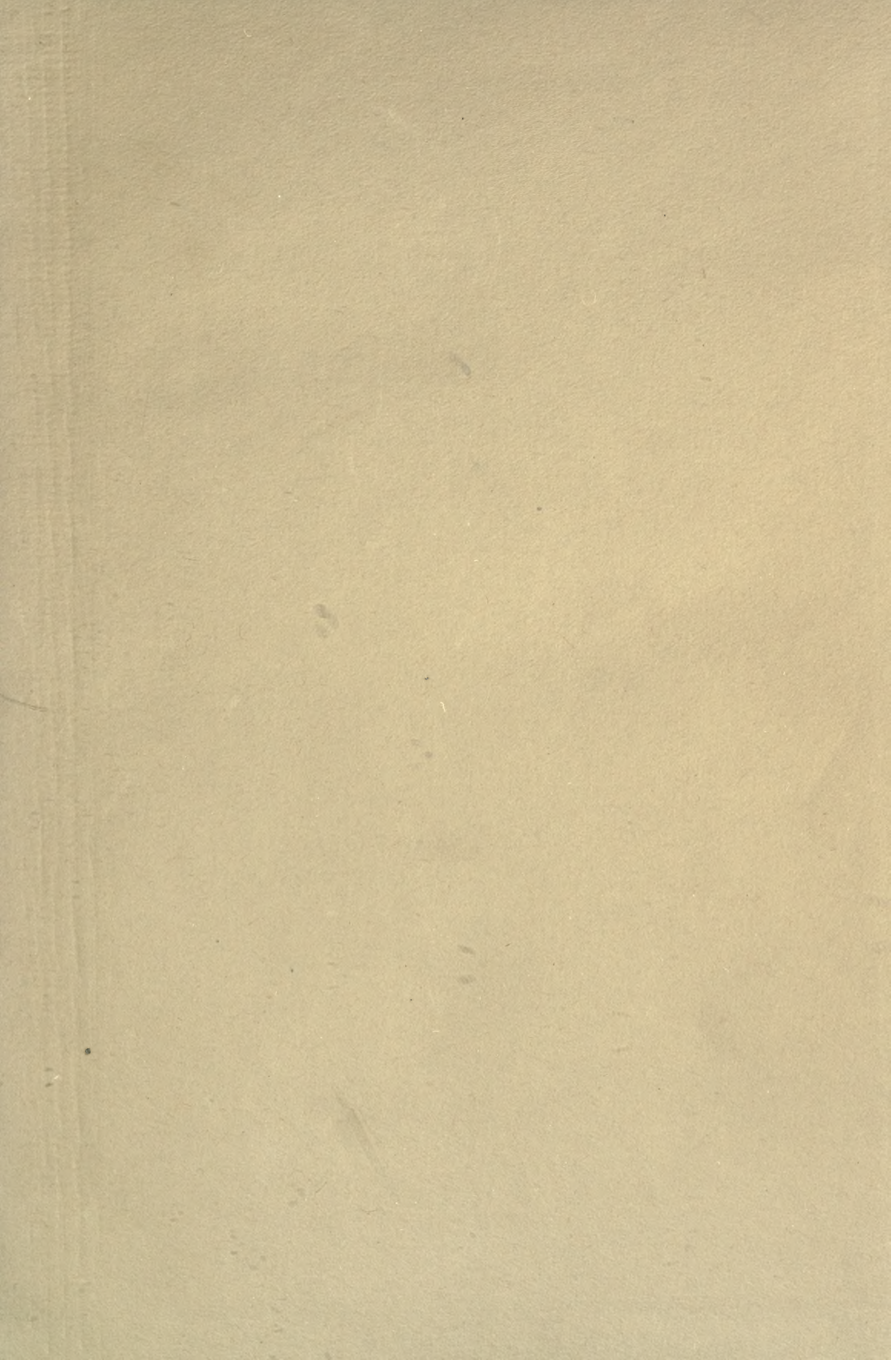
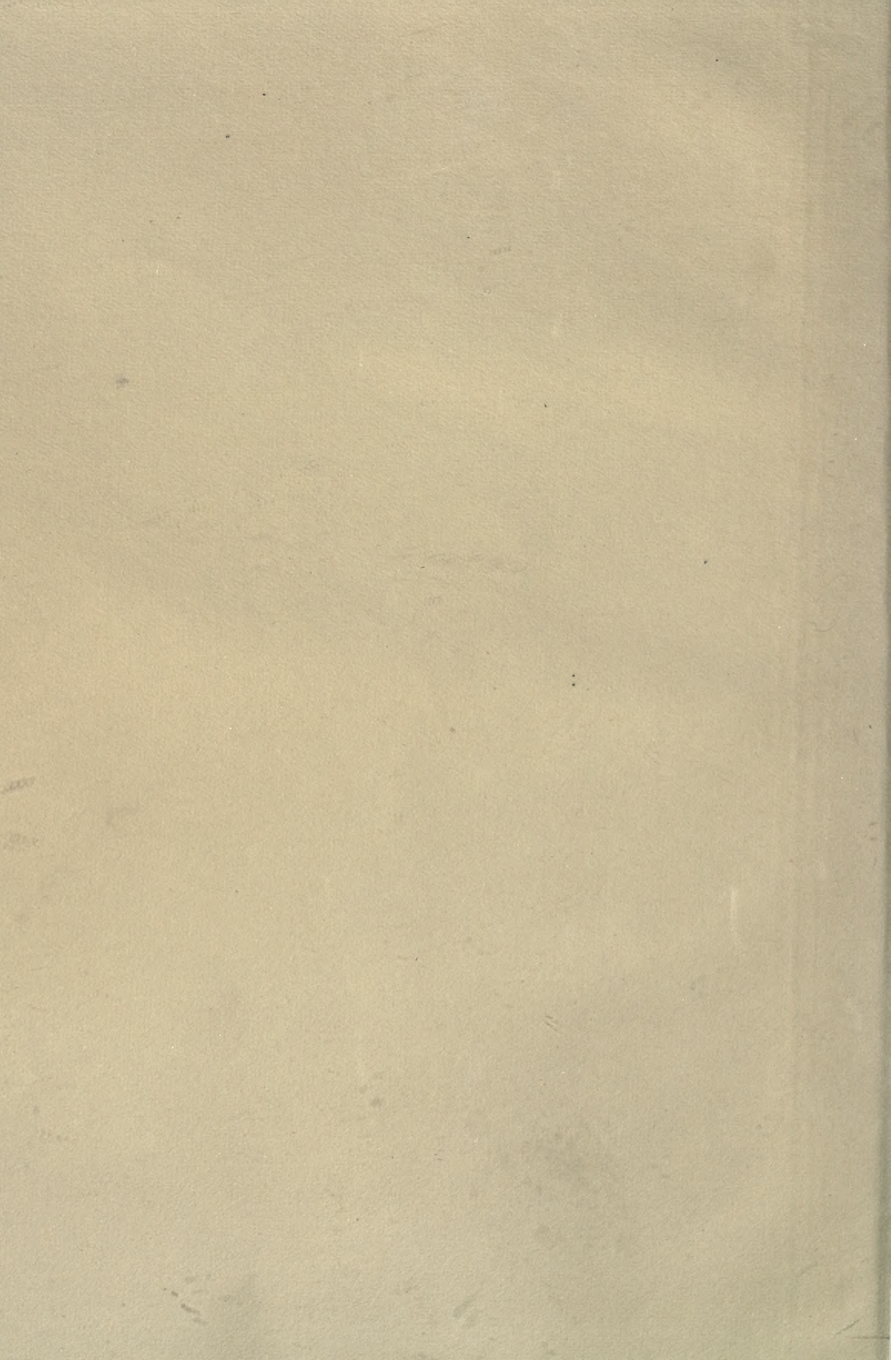


Zur Selbst-
prüfung der
Gegenwart
anbefohlen
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00253115 0







Kierkegaard
Werke Band 11

Sören Kierkegaard



Gesammelte Werke

Sören Kierkegaard

Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen

Verlegt
bei Eugen Diederichs in Jena / 1922

Übersetzt von A. Dorner und Chr. Schrempf
Mit Nachwort von Chr. Schrempf

Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen

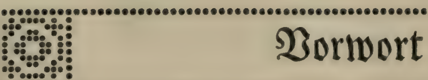
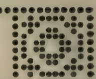
von

S. Kierkegaard

Kopenhagen 1851

„Sintemalen wir also die Furcht des Herrn kennen, suchen wir Menschen zu gewinnen" (2. Korinther 5, 11). Denn daß man damit sofort beginnt, Menschen zu gewinnen, oder zuerst Menschen gewinnen will: das ist vielleicht sogar Gottlosigkeit, jedenfalls weltliche Art, nicht Christentum, so wenig als es Gottesfurcht ist. Nein, suche zuerst, suche zu allererst auszudrücken, daß du Gott fürchtest. — Darnach habe ich gestrebt.

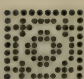
Du aber, o Gott, laß mich das nie vergessen: ob ich auch nicht einen einzigen Menschen gewönne, so heißt es trotzdem: „alles gewonnen!" — wenn anders mein Leben (denn die „Versicherung" des Mundes ist trügerisch!) zum Ausdruck bringt, daß ich dich fürchte; und ob ich im Gegenteil alle Menschen gewönne, so heißt es doch: „alles verloren!" — wenn mein Leben (denn die „Versicherung" des Mundes ist trügerisch!) nicht zum Ausdruck bringt, daß ich dich fürchte.

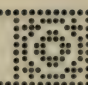
Vorwort

Mein lieber Leser! Lies womöglich laut! Tust du das, so nimm meinen Dank dafür; tust du es nicht bloß selbst, sondern bewegst du auch andere dazu, so danke ich ihnen, jedem besonders, und dir wieder und wieder! Du wirst durch lautes Lesen am stärksten den Eindruck bekommen, daß du allein mit dir selbst zu tun hast, nicht mit mir, der ich ja „ohne Autorität" bin, auch nicht mit andern, was nur Zerstreuung wäre.

Im August 1851 S. K.



Eine Vorbemerkung



Es gibt ein Wort, das mir öfters in den Sinn gekommen ist, ein Wort aus dem Munde eines Mannes, dem ich freilich als Christ nichts zu verdanken habe, da er ein Heide war, dem ich aber doch persönlich sehr viel zu verdanken glaube, da er unter Verhältnissen lebte, die meines Erachtens unsrer Zeitlage ganz entsprechen: ich meine den einfältigen Weisen des Altertums. Als er vor dem Volke angeklagt war, kam ein Redner zu ihm, überreichte ihm eine sorgfältig ausgearbeitete Verteidigungsrede und bat ihn, von derselben Gebrauch zu machen. Der einfältige Weise nahm sie an und las sie. Darauf gab er sie dem Redner wieder zurück und sagte: „Das ist eine schöne und wohlausgearbeitete Rede (so daß er sie also nicht zurückgab, weil sie verfehlt und schlecht gewesen wäre); allein (fuhr er fort) ich bin nun 70 Jahre alt; da meine ich, es gezieme sich nicht für mich, daß ich mich der Kunst eines Redners bediene". Was wollte er sagen? Er wollte fürs erste sagen: „Mein Leben ist zu ernst, als daß ihm mit der Unterstützung durch Rednerkunst gedient sein könnte. Ich habe ein Leben eingesetzt; auch wenn ich nicht zum Tode verurteilt werde, so habe ich doch ein Leben eingesetzt; und in Gottes Dienst habe ich meinen Auftrag ausgeführt: so will ich nicht im letzten Augenblick den Eindruck von mir selbst und meinem Leben durch Kunstredner oder Rednerkünste zunichte machen." Sodann wollte er sagen: „Ich habe meine Gedanken, Vorstellungen und Begriffe nun diese 20 Jahre her (so lange war es) im Gespräch mit dem ersten besten auf dem Markte entwickelt, allen wohlbekannt, von euren komischen Dichtern lächerlich gemacht, für einen Sonderling angesehen und fort und fort von ‚Namenlosen' (das ist sein Wort) angegriffen. Diese Gedanken sind also mein Leben und haben mich früh und spät beschäftigt; haben sie niemand sonst beschäftigt, so haben sie doch mich unendlich beschäftigt; und wenn es eure besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, daß ich mitunter einen vollen Tag hinstehen und vor mich hinstieren konnte, so waren es eben diese Gedanken, die mich beschäftigten. Darum werde ich auch ohne Hilfe von Kunstrednern und Redekünsten am Gerichtstage schon ein paar Worte sagen können, wenn ich

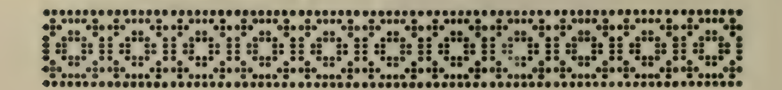
überhaupt etwas zu sagen gedenke. Der Umstand, daß ich vermutlich zum Tode verurteilt werde, ändert da ja nichts: was ich sage, wird natürlich dasselbe sein und vom selben handeln und in derselben Weise gesagt werden wie bisher und wie ich noch gestern mit einem Gerber auf dem Markte redete. So kann ich, wie ich denke, die paar Worte schon ohne Vorbereitung oder fremde Hilfe sagen. Doch, das versteht sich, ganz ohne Vorbereitung bin ich auch nicht, da ich mich 20 Jahre lang vorbereitet habe; und ganz ohne Beistand bin ich ebenfalls nicht, da ich auf Gottes Beistand rechne. Aber, wie gesagt, die paar Worte ... ja, ich leugne nicht, es kann auch weitläufiger werden; bekäme ich nochmals 20 Jahre, so könnte ich fortfahren, von demselben zu reden, von dem ich immer geredet habe; aber Kunstredner und Redekünste sind nichts für mich." — O du Ernster! Verkannt mußtest du den Giftbecher leeren; du wurdest nicht verstanden. So starbest du! Mehr denn 2000 Jahre lang hat man dich bewundert; aber „hat man mich auch verstanden?" Ja, das ist die Frage!

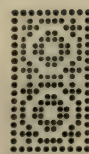
Und nun das Predigen! Sollte es nicht auch eine in solchem Sinne ernste Sache sein? Wer zu predigen hat, soll in den christlichen Gedanken und Vorstellungen leben, und das soll sein tägliches Leben sein. Steht es so auch mit dir, so wirst du auch, das ist die Meinung des Christentums, Beredsamkeit genug haben und gerade von der erforderlichen Art, wenn du frischweg, ohne besondere Vorbereitung, redest. Dagegen ist es eine unwahre Beredsamkeit, wenn einer sonst zwar mit diesen Gedanken sich nicht beschäftigt, auch nicht in ihnen lebt, von Zeit zu Zeit aber sich hinsetzt und mühselig, vielleicht gar auf dem Felde der Literatur, „Gedanken" sammelt und sodann zu einer wohlgesetzten Rede verarbeitet, die er gut auswendig lernt, um sie gut (mit wohlklingender Stimme, ausdrucksvollem Vortrag, schönen Gesten) zu halten. Nein, wie man in wohleingerichteten Wohnungen keine Treppe hinabsteigen muß, um Wasser zu holen, da man es durch Hochdruck droben hat und nur den Hahn zu drehen braucht, so muß dem echt christlichen Redner, weil das Christentum sein Leben ist, jeden Augenblick Beredsamkeit, gerade die wahre Beredsamkeit, gegenwärtig und gleich zur Hand sein — womit wir doch selbstverständlich in keiner Weise den Schwätzern den Ehrenplatz anweisen wollen, wenn es auch noch so gewiß ist, daß sie

ohne Vorbereitung schwatzen. Ferner, die Schrift sagt: „Ihr sollt allerdinge nicht schwören; eure Rede sei ja und nein, was darüber ist, das ist vom Übel.“ So gibt es auch eine Kunst der Wohlredenheit, die vom Übel ist, wenn sie zur Hauptsache gemacht wird, da sie das Niedrigere ist. Denn die Predigt soll nicht streitsüchtig zwischen den Begabten und Nichtbegabten eine Kluft befestigen; sie soll in der Einigkeit des heiligen Geistes die Aufmerksamkeit einzig und allein darauf richten, daß man nach dem Gesagten tue. Du Einfältiger, wenn du auch der Allerbeschränkteste wärest, dein Leben aber drückt das Wenige aus, das du verstanden hast, so redest du mächtiger als alle Redner mit ihrer Beredsamkeit! Und du Frau, wenn du auch in anmutigem Schweigen ganz verstummst, dein Leben aber drückt aus, was du hörtest, so ist deine Beredsamkeit mächtiger, wahrer, überzeugungskräftiger als die Kunst aller Redner!

So verhält es sich. Sehen wir uns aber vor, daß wir nicht zu hoch greifen. Denn daraus, daß das wahr ist, folgt noch nicht, daß wir es auch tun können. Und du, mein Zuhörer, du wirst bedenken, daß das Religiöse um so strenger ist, je höher man es nimmt; daraus folgt aber nicht, daß du es auch ertragen kannst; dir würde es vielleicht gar zum Ärgernis und zum Verderben gereichen. Vielleicht kannst du es noch recht wohl brauchen, daß dir das Religiöse durch eine gewisse Kunst der Darstellung anziehender gemacht werde. Das Leben des streng Religiösen aber ist wesentlich Handlung — und seine Darstellung ist ganz anders persönlich und nüchtern als die sorgfältiger ausgearbeitete Rede. Mein Zuhörer, bist du dieser Meinung, so nimm dies hin und lies es zur Erbauung. Die Rede ist nicht um meiner und auch nicht um deiner Vollkommenheit willen so ausgearbeitet; sie ist es vielmehr, fromm verstanden, um unsrer Unvollkommenheit und Schwachheit willen. Ich gestehe, und zwar sogar dir, die meine zu; nicht wahr, so wirst auch du die deine zugestehen — nicht mir, nein, das wird nicht verlangt, aber dir selbst und Gott. Wir, die wir uns doch Christen nennen, wir sind, christlich verstanden, leider so verweichlicht, so gar nicht (was wir doch als „Christen“ sein sollten) der Welt abgestorben (kaum hat der eine und andere eine Vorstellung von dieser Art Ernst); wir können darum das Künstlerische und die Abschwächung durch das Künstlerische

noch nicht entbehren, ihm noch nicht entsagen, den wahren Eindruck der Wirklichkeit noch nicht ertragen; nun, so wollen wir wenigstens aufrichtig sein und das gestehen. Versteht einer vielleicht nicht sofort, was ich hier sage und worauf ich ziele, so sei er langsam zu urteilen und nehme sich Zeit; wir werden der Sache schon näher kommen. Wer du aber auch bist, habe Vertrauen, gib dich hin; von Gewalt, die ich etwa anwenden wollte, kann ja bei mir, dem Allerohnmächtigsten, nicht die Rede sein; es soll aber auch nicht die mindeste Kunst zu überreden, zu betrügen, zu überlisten oder zu verlocken verwendet werden, um dich vielleicht soweit hinauszuführen, daß es dich gereuen müßte, dich mir hingegeben zu haben — was dich freilich eigentlich doch nicht gereuen sollte und, wenn dein Glaube stärker wäre, auch nie gereuen wollte. Denn glaube mir (ich sage das zu meiner eigenen Beschämung), auch ich bin nur allzu verweichlicht.





I. In unserer Epistel schreibt St. Jakobus, der Apostel

Kapitel 1, Vers 22 bis Schluß:

Seid aber Täter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget. Denn so jemand ist ein Hörer des Worts und nicht ein Täter, der ist gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet: denn nachdem er sich beschauet hat, geht er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Wer aber durchschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darinnen beharret und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Täter, derselbige wird selig sein in seiner Tat. So aber sich jemand unter euch lässet dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführt sein Herz, dessen Gottesdienst ist eitel. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten.

Gebet

Vater im Himmel! Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst — und auf alle Weise, in jeder Hinsicht! Wahrlich, in nichts ließest du dich unbezeuget; und zuletzt gabst du ihm dein Wort. Mehr konntest du nicht tun; ihn zwingen, daß er es benutze, es lese oder höre, ihn zwingen, daß er danach tue: das konntest du nicht wollen. Und doch tust du noch mehr. Denn du bist nicht wie ein Mensch; der tut selten etwas um nichts, und tut er es um nichts, so will er wenigstens keine Mühe davon haben. Du hingegen, o Gott, du gibst dein Wort als eine Gabe, das tust du, unendlich Erhabener, — und wir Menschen haben dir nichts dafür zu geben. Und findest du dann bloß einige Willigkeit bei dem Einzelnen, so bist du sofort zur Stelle und sitzest erst mit mehr als menschlicher, ja mit göttlicher Geduld bei dem Einzelnen und buchstabierst mit ihm, um ihm zum rechten Verständnis des Worts zu verhelfen; und dann nimmst du ihn ferner mit mehr als menschlicher, ja mit göttlicher Geduld gleichsam bei der Hand und hilfst ihm, wenn er darnach tun will — du, unser Vater im Himmel!

Die Zeiten sind verschieden; und wenn es auch oft mit den Zeiten geht wie mit einem Menschen (er verändert sich ganz, d. h. er lebt nach andrer Fasson nachher so töricht wie zuvor), so bleibt es gleichwohl wahr, daß die Zeiten verschieden sind; und eine andere Zeit verlangt wieder ein anderes.

Es gab eine Zeit, da das Evangelium („die Gnade") zu einem neuen Gesetz verkehrt war, das strenger denn das alte auf den Menschen lag. Alles war peinlich, knechtisch und unlustig geworden, fast als gäbe es trotz dem Gesang der Engel bei der Ankunft des Christentums keine Freude mehr weder im Himmel noch auf Erden. In kleinlicher Selbstquälerei hatte man — so rächt sich das — Gott ebenso kleinlich gemacht. Man ging ins Kloster, man blieb dort — ja allerdings: es geschah freiwillig, und doch war es Knechtschaft; denn es geschah nicht in Wahrheit freiwillig, man war nicht ganz einig mit sich selbst, nicht mit Freuden dabei, nicht frei, und doch hatte man auch nicht Freimütigkeit genug, es zu unterlassen oder das Kloster wieder zu verlassen und frei zu werden. Alles war zum Werk geworden. Und wie die Bäume an ungesunden Auswüchsen leiden, so litten auch diese Werke an ungesunden Auswüchsen und waren gar oft eitel Heuchelei, Verdienstlichkeit, Einbildung, Müßiggängerei geworden. Eben hierin lag der Fehler, nicht sowohl in den Werken selbst. Denn wir wollen nicht übertreiben, nicht die Verirrung einer entschwundenen Zeit zu einer neuen Verirrung benützen. Nein, nehmen wir das Ungesunde und Unwahre von diesen Werken weg, und behalten wir dann nur die Werke in Aufrichtigkeit, in Demut, in nützlicher Tätigkeit. So sollte es nämlich mit diesen sein, wie wenn z. B. ein kriegerischer Jüngling bei einem gefährlichen Unternehmen freiwillig den Befehlshaber bittet: „Darf ich da nicht auch mittun?" Wenn einer so zu Gott sagen wollte: „Darf ich nicht alle meine Habe den Armen geben? nicht, als sollte mir das ein Verdienst sein, — nein, nein, ich erkenne in tiefer Demut, daß ich, wenn je, aus lauter Gnade selig werde wie der Schächer am Kreuz; darf ich es aber nicht tun, um ganz für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter meinen Mitmenschen wirken zu können?" — so ist das, um lutherisch zu reden, Gott wohlgefällig trotz dem Satan, den Zeitungen, dem hochgeehrten Publikum (denn des Papstes Zeit ist nun vorbei), und

trotz den verständigen geistlichen oder weltlichen Einwendungen aller klugen Männer und Frauen. So war die Sache aber nicht in der Zeit, von der wir reden.

Da trat ein Mann auf, Martin Luther, von Gott gesandt und mit dem Glauben angetan; mit dem Glauben (den er hiezu wahrlich brauchte) oder durch Glauben setzte er den Glauben in seine Rechte ein. Wir wollen nie vergessen, daß sein Leben die Werke ausdrückte, während er sagte: „Der Mensch wird selig allein durch den Glauben." Die Gefahr war groß. Wie groß sie in Luthers Augen war, dafür weiß ich keinen stärkeren Ausdruck, als daß er beschloß: um Ordnung in die Sache zu bringen, muß der Apostel Jakobus beiseite geschoben werden. Denke dir eines Luthers Ehrfurcht vor einem Apostel — und dann diesen gewagten Schritt, um den Glauben in sein Recht einzusetzen!

Allein was geschah? Es gibt von jeher einen weltlichen Sinn, der recht gern den Christennamen haben möchte, nur um möglichst billigen Preis. Dieser weltliche Sinn wurde auf Luther aufmerksam. Er horchte auf, und vorsichtshalber horchte er nochmals, damit er nicht falsch gehört hätte, und darauf sagte er: „Vortrefflich! das ist etwas für uns! Luther sagt, es komme allein auf den Glauben an; daß sein Leben die Werke ausdrückt, sagt er nicht selbst, und eine [mahnende] Wirklichkeit ist das, da er tot ist, auch nicht mehr. Wir nehmen also sein Wort, seine Lehre an — und sind von allen Werken frei. Es lebe Luther! Wer nicht liebt Weiber, Wein, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Das ist die Bedeutung vom Leben Luthers, dieses Gottesmannes, der das Christentum zeitgemäß reformierte." Und wenn auch nicht alle in ganz so weltlicher Weise Luther eitel nahmen, so ist doch in jedem Menschen eine Neigung, entweder, falls die Werke betont werden, auch ein Verdienst haben zu wollen, oder, wenn Glaube und Gnade geltend gemacht werden sollen, soweit als möglich auch von den Werken ganz frei sein zu wollen. „Der Mensch", diese vernünftige Kreatur Gottes, läßt sich wahrlich nicht narren; er ist nicht wie der Bauer, der zu Markte kommt; er sieht sich vor. „Nein, eins von beiden", sagt der Mensch: „Sind Werke verlangt, gut; nur muß ich dann auch um den mir gesetzlich zukommenden Profit von meinen Werken bitten: daß sie mein Verdienst sind. Soll die Gnade gelten, gut; nur muß ich dann auch

darum bitten, daß die Werke mir erlassen werden, sonst ist's ja keine Gnade. Werke **und** Gnade, das ist ja Tollheit." Ja freilich ist es Tollheit; das war das echte Luthertum auch, es war ja Christentum. Das Christentum stellt die Forderung, dein Leben sollte so angestrengt als möglich die Werke ausdrücken; dann aber hat es noch eine Forderung: daß du dich demütigest und bekennest, es sei gleichwohl Gnade, daß du selig wirst. Man verabscheute den Irrtum des Mittelalters, das Verdienstliche. (Blickt man der Sache mehr auf den Grund, so sieht man leicht, daß man eine vielleicht noch größere Vorstellung von der Verdienstlichkeit der Werke hatte als das Mittelalter.) Nun aber brachte man die „Gnade" so an, daß man sich von den Werken entband. Hatte man so die Werke abgeschafft, so konnte man sich allerdings nicht wohl versucht fühlen, in den Werken, die man nicht tat, etwas Verdienstliches zu erblicken. Luther wollte den Werken die „Verdienstlichkeit" nehmen und sie auf andere Weise anbringen, mit einem anderen Ziel: daß wir für die Wahrheit zeugen; der weltliche Sinn, der Luther von Grund aus verstand, nahm die Verdienstlichkeit ganz weg — und die Werke mit.

Und wo stehen wir jetzt? Ich bin „ohne Autorität" und weit entfernt, auch nur einen zu richten. Da ich aber doch Licht in diese Sache bringen möchte, so will ich mich selbst vornehmen und mein Leben einen Augenblick nur durch **eine** Aussage Luthers über den Glauben prüfen lassen: „Der Glaube ist ein unruhig Ding." Angenommen denn, Luther sei aus seinem Grabe erstanden; er habe bereits mehrere Jahre — ungekannt — unter uns gelebt, auf das Leben, wie wir's führen, achtgehabt und wie auf alle andern, so auch auf mich seine Aufmerksamkeit gerichtet. Angenommen, er redete mich nun eines Tages an und sagte: „Bist du ein Glaubender? hast du den Glauben?" Wer mich als Schriftsteller kennt, wird finden, daß ich bei einer solchen Prüfung vielleicht sogar von allen am besten wegkommen müßte, sofern ich ja immer sagte, ich habe den Glauben nicht; — wie ein Vogel mit seiner ängstlichen Flucht das nahende Unwetter ankündigt, so habe ich ausgedrückt, daß ich hier Unrat wittere: „Ich habe den Glauben nicht." So könnte ich also zu Luther sagen: „Nein, lieber Luther, ich habe doch soviel Ehrfurcht bewiesen, daß ich sagte: ich habe den Glauben nicht." Doch will

ich das nicht geltend machen; wie alle andern sich Christen und Glaubende nennen, so will auch ich sagen: „Ich bin ein Glaubender" — sonst bringe ich kein Licht in die Sache, die ich aufklären möchte. Ich antworte also: „Ja, ich bin ein Glaubender." „Wieso?" antwortet Luther; „davon habe ich dir nichts angemerkt, und doch habe ich auf dein Leben achtgegeben; und du weißt, der Glaube ist ein unruhig Ding. Du sagst, du habest den Glauben: wozu hat dieser dich je aufgeregt? wo hast du für die Wahrheit Zeugnis abgelegt? und wo gegen die Unwahrheit? Was für Opfer hast du gebracht? was von Verfolgung hast du für dein Christentum erlitten? Und daheim, in deinem häuslichen Leben, woran ist da deine Selbstverleugnung und Entsagung zu merken gewesen?" „Ja, lieber Luther, ich kann dir aber versichern, ich habe den Glauben." „Versichern, versichern! was soll das heißen? Beim Glauben bedarf es keiner Versicherung, wenn man ihn hat (denn der Glaube ist ein unruhig Ding, das man sofort merkt); und keine Versicherung kann helfen, wenn man ihn nicht hat." „Gewiß, aber glaube mir doch nur; ich kann so feierlich als möglich versichern ..." „Ach, halte ein mit deinem Geschwätz! Was kann das helfen mit deinem Versichern!" „Ja, wenn du aber nur eine meiner Schriften lesen wolltest, so würdest du sehen, wie ich den Glauben darstellen kann; so weiß ich denn auch, daß ich ihn haben muß." „Ich glaube, der Mensch ist verrückt. Kannst du den Glauben darstellen, so beweist das nur, daß du ein Dichter bist, und machst du es gut, daß du ein guter Dichter bist; du beweisest aber nichts weniger als das, daß du ein Glaubender seist. Vielleicht kannst du bei deiner Darstellung des Glaubens auch weinen; das würde dann beweisen, daß du ein guter Schauspieler wärest (du erinnerst dich wohl der Geschichte von dem Schauspieler im Altertum, der sich in etwas Rührendes so hineinversetzen konnte, daß er sogar weinte, wenn er vom Theater nach Hause kam, und noch mehrere Tage nachher weinte — womit er nur bewies, daß er ein guter Schauspieler war). Nein, mein Freund, der Glaube ist ein unruhig Ding. Er ist Gesundheit, aber stärker und heftiger als das hitzigste Fieber. Wenn aber der Arzt dem Kranken das Fieber am Puls anfühlt, so hilft ihm seine Erklärung, er habe kein Fieber, nichts, so wenig als einem Gesunden die Erklärung, er habe Fieber, von dem der Arzt am Pulse doch nichts merkt. So gilt auch, daß

du keinen Glauben hast, wenn man den Puls des Glaubens in deinem Leben nicht spürt. Spürt man dagegen des Glaubens Unruhe als den Puls in deinem Leben, so kann man bei dir von Glauben und Bezeugung des Glaubens reden. Und das heißt dann eigentlich auch predigen. Denn ‚predigen' heißt weder den Glauben in Büchern, noch auch ihn in ‚stillen Stunden' als Redner darstellen; wie ich in einer Predigt gesagt habe, sollte ja eigentlich nicht in Kirchen, sondern auf der Straße gepredigt werden, und nicht von einem Redner, sondern von einem Zeugen; d. h. der Glaube, dieses unruhige Ding, sollte in dem Leben des Predigenden zu merken sein."

Ja, der Glaube ist ein unruhig Ding. Ich will, um hier auf etwas aufmerksam zu machen, des Glaubens Unruhe in einem Glaubenshelden oder Wahrheitszeugen darstellen. Denken wir uns einen bestimmten Kreis des wirklichen Lebens, wie es sich uns in jedem Augenblick darbietet. Diese Tausende und Abertausende und Millionen, sie gehen jeder seinen Geschäften nach: der Beamte ist an seiner Arbeit, und der Gelehrte, der Künstler, der Gewerbsmann an der seinen; der Verleumder tut das Seine, und der Müßiggänger, nicht minder geschäftig, das Seine usf.; jeder treibt das Seine um in diesem mannigfaltig sich kreuzenden Spiel, das die Wirklichkeit bildet. Inzwischen sitzt in einer Klosterzelle, wie unser Luther, oder in einem abgelegenen Gemach, kurz, abseits sitzt da ein einzelner Mensch in Furcht und Zittern und viel Anfechtung. Ein einzelner Mensch! Ja, wahrlich, so ist es. Es ist Unwahrheit, was unsere Zeit erfunden hat, daß Reformationen von der Zahl (dem Numerischen), der Menge oder dem hochgeehrten und hochgeehrten gebildeten Publikum ausgehen; — nämlich religiöse Reformationen; denn die Reformation der Straßenbeleuchtung und des Verkehrswesens geht vielleicht doch am besten vom Publikum aus; daß aber eine religiöse Reformation vom Publikum ausgehen sollte, ist Unwahrheit und, christlich verstanden, eine aufrührerische Unwahrheit. Also da sitzt ein einzelner Mensch in Anfechtung. Vielleicht genieße ich bei meinen Zeitgenossen doch einige Anerkennung als Psychologe und Menschenkenner: — ich kann bezeugen, daß ich Menschen gesehen habe, von denen ich versichern darf, sie seien Versuchungen sehr ausgesetzt gewesen; nie aber habe ich jemanden gesehen, von dem ich sagen durfte,

daß er angefochten gewesen sei. Und doch ist ein Jahr Versuchung nichts gegen eine Stunde Anfechtung. So sitzt jener einzelne Mensch; er sitzt, oder, wenn du willst, er geht vielleicht die Dielen auf und ab wie der gefangene Löwe im Käfig; und doch, es ist verwunderlich, in was er gefangen ist, er ist von Gott oder durch Gott in sich selbst gefangen. — Nun soll er in die Wirklichkeit eingeführt werden, wofür er in der Anfechtung gelitten hat. Glaubst du, daß er sich darauf freue? Wahrlich, jeder, der jubelnd diese Wege kommt, darf sicher sein, daß er nicht berufen ist. Von den Berufenen wäre noch jeder am liebsten frei gewesen, hat noch jeder für sich gebeten, wie nur ein Kind für sich bitten und betteln kann: doch es half nichts, er mußte vorwärts. — Dann weiß er: wenn er nun den Schritt tut, so erhebt sich das Entsetzen. Wer nicht berufen ist: wenn das Entsetzen sich erhebt, so wird ihm so angst, daß er zurückflieht. Der Berufene aber — o mein Freund, er wollte ja mehr als gerne zurück aus Schauder vor dem Entsetzen; wie er sich aber bereits zur Flucht gewendet hat, da sieht er — das noch größere Schrecknis, das hinter ihm liegt, das Schrecknis der Anfechtung. Er soll vorwärts — so geht er vorwärts; er ist nun ganz ruhig, denn das Schrecknis der Anfechtung ist ein furchtbarer Zuchtmeister, der schon Courage geben kann. — Das Entsetzen erhebt sich. Alles, was der gegebenen Wirklichkeit ganz angehört, waffnet sich gegen diesen Mann der Anfechtungen, dem man doch nicht bange machen kann, weil ihm (wie verwunderlich!) so bange ist — vor Gott; sie greifen ihn an, hassen, verfluchen ihn. Die wenigen, die ihm ergeben sind, rufen ihm zu: „Schone dich selbst; du machst dich und uns alle unglücklich; höre jetzt auf; mache das Entsetzen nicht noch größer; halte das Wort, das dir auf den Lippen schwebt, zurück; widerrufe lieber auch das letzte!" O mein Zuhörer, der Glaube ist ein unruhig Ding.

So verkündige ich denn vielleicht Tumult, allgemeine Umwälzung, Unordnung? Wahrlich nicht. Wer mich in meiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht kennt, muß sich mit dieser Versicherung begnügen. Wer meine schriftstellerische Tätigkeit kennt, muß wissen, daß ich in entgegengesetzter Richtung gearbeitet habe.

Es gibt aber im christlichen Sinn zweierlei Unordnung. Die eine ist der Tumult, der Spektakel nach außen. Die andere Art von Unordnung ist die Kirchhofsruhe, der Tod; und diese ist vielleicht die gefährlichste.

Gegen sie habe ich gewirkt und Unruhe zur Verinnerlichung wecken wollen. Laß mich genau angeben, wo ich so zu sagen bin. Wir haben in unserer Mitte einen hochehrwürdigen Greis, den obersten Geistlichen dieser Kirche[1]; was er, was seine „Predigt" gewollt hat, eben das will auch ich. Nur einen Ton stärker; was auf der Verschiedenheit meiner Person beruht und durch die Verschiedenheit der Zeit gefordert wird. Einige unter uns beanspruchen Christen im strengsten Sinne zu sein und im Gegensatz zu uns andern; ihnen habe ich mich nicht anschließen können. Einmal meine ich, ihr Leben bestehe selbst nicht vor dem strengen christlichen Urteil, das sie durch die starke Betonung ihrer Christlichkeit herausfordern; doch ist mir das weniger wichtig als das andere, daß ich nämlich zu wenig Christ bin, um mich jemand anschließen zu dürfen, der solche Ansprüche macht. Bin ich vielleicht auch verschiedenen vom Durchschnitt unter uns ein wenig voraus; ja gesetzt, ich wäre ihnen sogar um ein Bedeutendes voraus: so habe ich doch nur als „Dichter" einen Vorsprung. Ich weiß besser, was Christentum ist, weiß es besser darzustellen; allein das ist (denke daran, was Luther zu mir sagte) ein sehr unwesentlicher Vorzug. Wesentlich gehöre ich zum Durchschnitt. Und als selbst dem Durchschnitt angehörig habe ich Unruhe erregen wollen im Interesse der Verinnerlichung.

Es gibt nämlich, christlich verstanden, zwei Arten wahrer Unruhe. Erstens die Unruhe in den Glaubenshelden und Wahrheitszeugen, welche auf die Reform eines Bestehenden abzielt. So weit habe ich mich nie hinausgewagt, denn das ist nichts für mich; und wenn jemand in der Gegenwart Miene machte, sich soweit hinauszuwagen, so hätte ich nicht übel Lust gegen ihn aufzutreten, um mitzuhelfen, daß sich offenbaren müßte, ob er das Recht zu seinem Auftreten besitze. Die andere Art von Unruhe ist die zur Verinnerlichung. So ist ja auch eine wahre Liebe ein unruhiges Ding, ohne daß es den Verliebten einfällt, etwas Bestehendes ändern zu wollen.

Für diese Unruhe zur Verinnerlichung habe ich gearbeitet. Aber „ohne Autorität". Statt in leerer Aufgeblasenheit mich für einen Wahrheitszeugen auszugeben und andere zu veranlassen, daß sie dummdreist dieselbe Rolle spielen wollen, bin ich ein Dichter ohne Autorität, der durch

[1] [Dr. J. P. Mynster, Bischof von Seeland; geb. 1775.]

die Ideale rührt. Das tue ich etwa auf folgende Art, um sofort ein Beispiel zu geben und zugleich zu zeigen, wie ich unter anderem auch die Glaubenshelden benutze. Du, mein Zuhörer, nennst dich ja einen Christen. Nun, so weißt du auch, daß der Tod, das Allerbestimmteste und doch zugleich auch das Unbestimmteste, dir auch einmal nahetreten und dein Tod sein wird. Doch, du bist ja ein Christ; du hoffst und glaubst also selig zu werden, gerade so selig wie irgendein Wahrheitszeuge oder einer der Glaubenshelden, die es doch weit teurer zu stehen kam Christen zu sein. Vielleicht würde daher einer, der Autorität hätte, hier auch ganz anders mit dir reden und dir zu deinem Schrecken erklären, dein Christentum sei eine Einbildung und du fahrest zur Hölle. Ich bin weit entfernt, ein solches Vorgehen der „Autorität" für Übertreibung auszugeben; nein, ich verstehe nur zu gut, was für eine Anstrengung dazu gehört und welches Wagnis es ist, einen andern vor ein solches Entweder—Oder zu stellen. Aber ich, der ich ohne Autorität bin, darf nicht so reden; ich glaube [?!], du wirst ebenso selig wie irgendein Wahrheitszeuge, wie einer von den Glaubenshelden. Aber dann sage ich zu dir: Stelle dir einmal nebeneinander, wie du lebst und wie so einer lebte. Bedenke, was er hat opfern müssen, er, der alles opferte: was im ersten Augenblick am schwersten hinzuopfern ist; und was mit der Länge der Zeit immer schwerer als Opfer empfunden wird. Denke, wie er gelitten hat, wie schmerzlich und wie langwierig! Du lebst vielleicht glücklich in einem geliebten Heim; deine Gattin hängt mit ganzem Herzen und voller Innigkeit an dir; du hast Freude an deinen Kindern — und nun bedenke, was es doch sagen will, so ein Leben Tag für Tag in Frieden und Ruhe, wie das für eine Menschenseele so wohltuend ist, noch wohltuender als die schwache Beleuchtung des späteren Nachmittags für empfindliche Augen: bedenke, daß das dein tägliches Leben ist — und dann denke an den Wahrheitszeugen! Und du lebst vielleicht dahin, nicht in Müßiggang (das denke ich durchaus nicht), aber dein Tun nimmt dir Zeit, Fleiß und Kraft nur so in Anspruch, daß dir auch Erholung von der Arbeit vergönnt und die Arbeit selbst manchmal ein erfrischender Zeitvertreib ist; du lebst zwar vielleicht nicht im Überfluß, hast aber doch dein reichliches Auskommen; du hast Zeit zu so manchem Genuß, der die Zeit erquicklich ausfüllt und neue Lebenslust gibt; kurz

und gut: dein Leben ist ein täglicher stiller Genuß — und ach, sein Leben war ein peinliches Leiden von Tag zu Tag; und dann sterbet ihr beide und ihr werdet selig, einer so gut wie der andere. Und du kannst in glücklicher Verborgenheit dich des Lebens freuen, darfst ungestört und unbemerkt dahin gehen und dir selbst leben; du hast eben in deiner Verborgenheit so oft Gelegenheit, die Menschen von ihrer besseren, ihrer guten, liebenswürdigen Seite kennenzulernen; wenn du dich in das Gewimmel der Menschen hinausbegibst, so triffst du entweder auf Fremde, die dich gar nicht kennen, oder den wohlwollenden, teilnehmenden Blick deiner Bekannten; wenn du einem andern einen Dienst, eine Wohltat zu erweisen Gelegenheit hast, so wird das dir selbst mit soviel Freude gelohnt, daß es fraglich ist, ob du eigentlich nicht dir selbst damit einen Dienst, eine Wohltat erweisest; und so verstehst du leicht dein eigenes Leben, bist leicht im Einverständnis mit den andern, leicht von ihnen verstanden — und er, der Wahrheitszeuge, mußte Tag für Tag (das ist mit seinem Wirken unzertrennlich verbunden) sich von diesem menschlichen Geschwätz gleichsam aufzehren und verschlingen lassen, das, allezeit hungrig, stets neuen Stoff zum Schwatzen begehrt; er mußte jahraus jahrein täglich es hinnehmen, daß er die Menschen von der, mildest geredet, bestialischen Seite, mitunter auch in ihrer tiefen Verdorbenheit kennenlernte; er mußte sich immer wieder davon überzeugen, daß alles ihn kannte, und dies daran merken, daß er in jedem Blick auf Unwillen, Widerstand, Verbitterung, Hohn traf; er war der Wohltäter gegen seine ganze Zeit und erntete den Fluch seiner ganzen Zeit; in Qualen der Anfechtung mußte er sein Leben verstehen lernen, und dann mußte er mühsam, Tag für Tag, sich durch alle die Mißverständnisse der Zeitgenossen und durch alle die Qualen des Mißverständnisses hindurchdrängen; — — und dann sterbet ihr beide, und einer wird so selig wie der andere! Bedenke dies, und nicht wahr, da wirst du zu dir selbst sagen wie ich zu mir: ob ich mich nun wirklich nicht so weit hinauswagen soll, oder ob ich, um meiner selbst zu schonen, mich nur nicht hinauswage, so will ich jedenfalls eines tun: ich will auch im größten Gedränge der Arbeit mir immer noch Zeit nehmen, jeden Tag dieser Herrlichen zu gedenken. O, mir will es doch wie ein himmelschreiendes Unrecht erscheinen, daß wir beide gleich selig werden sollen! Aber in

jedem Falle, mein Leben soll eine Erinnerung an sie sein! — Und sieh, hier hast du sofort ein Beispiel der Unruhe, die auf Verinnerlichung hinzielt.

Diese Unruhe ist das Minimum, die mildeste, niedrigste Form von Frömmigkeit. Und doch meinst du, wir seien so vollkommen, daß wir einer Arbeit in dieser Richtung nicht mehr bedürfen? Denke daran, wie es mir mit Luther erging! Ob es den andern, wenn Luther zu ihnen käme, ebenso erginge, weiß ich nicht.

Denke dir aber Luther in unserer Zeit, aufmerksam auf unsern Zustand; meinst du nicht, daß er sagen würde, wie es in einer seiner Predigten heißt: „Die Welt ist wie der trunkene Bauer; hilft man ihm von der einen Seite auf das Pferd, so fällt er auf der andern wieder herunter." Meinst du nicht, er würde sagen: „Der Apostel Jakobus muß etwas hervorgezogen werden; nicht wider den Glauben zugunsten der Werke (nein, nein, das wäre doch auch nicht im Sinne des Apostels), vielmehr zugunsten des Glaubens: damit womöglich das Bedürfnis nach ‚Gnade' in wahrhaft demütiger Innerlichkeit geweckt und womöglich verhindert werde, daß die ‚Gnade', der Glaube und die Gnade, als das allein Rettende und Beseligende nicht ganz eitel genommen und zu einem Schalksdeckel für die Weltlichkeit, ja für eine raffinierte Weltlichkeit gemacht werde." Luther — dieser Gottesmann, diese ehrliche Seele! — übersah oder vergaß doch vielleicht ein gewisses Etwas, das eine spätere, das insbesondere unsere Zeit vielleicht nur allzusehr einschärfen kann. Er vergaß — noch einmal: du ehrliche Seele! — er vergaß, was ihm in seiner Ehrlichkeit nicht einmal zum Bewußtsein kam; er vergaß, was für eine ehrliche Seele er war. Das muß daher ich, nicht um meiner Tugend, sondern um der Wahrheit willen, hervorheben. Was Luther vertrat, ist vortrefflich, ist die Wahrheit; ich habe in betreff seiner nur ein Bedenken, das aber nicht Luther und seine Sache betrifft, sondern mich selbst. Ich habe mich nämlich davon überzeugt, daß ich keine ehrliche Seele bin, sondern ein schlauer Kerl. So wird es wohl am richtigsten sein, daß man auf den Untersatz in Luthers Gedanken, auf die Werke, die Existenz, das Zeugen und Leiden für die Wahrheit, auf die Betätigung der Liebe usw. etwas genauer achtet. Nicht als sollte nun der Untersatz zum Obersatz gemacht, der Glaube

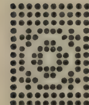
und die Gnade abgeschafft oder abgeschätzt werden; Gott behüte. Nein, gerade um des Obersatzes willen und mit Rücksicht auf mich, wie ich einmal bin, wird es gewiß am besten sein, auf den Untersatz in Luthers Anschauung etwas genauer zu achten — denn gegenüber von „ehrlichen Seelen" ist solche Vorsicht überflüssig.

Und Jakobus sagt: Werdet nicht bloß Hörer des Wortes, sondern Täter desselben.

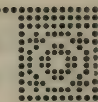
Doch muß man ja, um Täter des Wortes zu werden, erst Hörer oder Leser sein, was Jakobus auch sagt.

Damit stehen wir vor unserem Text.

So wollen wir denn davon reden:



Was erforderlich ist, um sich mit wahrem Segen im Spiegel des Wortes zu betrachten



Zum ersten wird erfordert, daß du nicht auf den Spiegel siehst, nicht den Spiegel betrachtest, sondern dich selbst im Spiegel siehst.

Das scheint so einleuchtend, daß man glauben sollte, es brauche kaum gesagt zu werden. Gleichwohl tut es gewiß not. Ich glaube das um so mehr, als diese Bemerkung nicht von mir selbst, auch nicht von einem frommen Mann neuen Stils stammt (einem Manne, der hie und da eine fromme Stimmung hat), sondern von einem Wahrheitszeugen, einem Blutzeugen; und solche Herrliche sind wohl unterrichtet.

Er warnt davor, daß man fehlsieht und den Spiegel betrachtet, statt sich selbst im Spiegel zu beschauen. Ich tue nichts, als daß ich mir diese Bemerkung zueigne, und frage sofort dich, mein Zuhörer, ob sie nicht auf unsere Zeit und unsere Verhältnisse und überhaupt auf die späteren Zeiten der Christenheit wie gemünzt ist?

Denn „Gottes Wort" ist ja der Spiegel: aber, aber — — o, unübersehbare Weitläufigkeit! Wieviel gehört im strengeren Sinne zu Gottes Wort? welche Bücher sind echt? stammen sie auch von den Aposteln? und sind diese auch zuverlässig? haben sie selbst alles gesehen? oder dies und jenes doch nur von anderen gehört? Und nun erst die Lesarten! 30 000 verschiedene Lesarten! Und dann dieses Durcheinander und

Gedränge von Gelehrten und Meinungen und gelehrten und ungelehrten Ansichten über den Sinn der einzelnen Stelle.... Nicht wahr, das sieht gar weitläufig aus! Gottes Wort ist der Spiegel; indem ich lese und höre, soll ich mich im Spiegel sehen; allein sieh, die Sache mit dem Spiegel wird so verwirrt, daß ich wohl nie dazu komme, mich in ihm zu spiegeln — wenigstens auf diesem Wege nicht. Fast möchte man sich zu der Annahme versucht fühlen, es sei hier eine richtige menschliche Hinterlist mit im Spiel — denn es ist leider wahr: wir Menschen sind Gott und dem Göttlichen und der gottesfürchtigen Wahrheit gegenüber recht hinterlistig und wollen durchaus nicht (wie wir einander oft einreden möchten) „so gerne Gottes Willen tun, wenn wir ihn nur zu wissen bekommen könnten". Fast möchte man sich also zu der Annahme versucht fühlen, wir Menschen in unsrer Hinterlist wollten uns lieber nicht in jenem Spiegel besehen und haben darum absichtlich all dies erfunden, was wir nun mit dem Ehrennamen gelehrten, gründlichen und ernstlichen Forschens und Suchens schmücken und was den Spiegel unbrauchbar zu machen droht!

Mein Zuhörer, wie hoch steht dir Gottes Wort im Preise? Sage nun nicht, es stehe dir so hoch, daß kein Ausdruck bezeichnend genug dafür sei; denn man kann sich im Ausdruck auch so hoch versteigen, daß man überhaupt nichts mehr sagt. Wir wollen daher, um eine wirkliche Wertbestimmung zu erreichen, ein einfaches menschliches Verhältnis zum Vergleich beiziehen; steht dir Gottes Wort noch höher im Preise — um so besser.

Denke dir einen Liebenden, der einen Brief von seiner Geliebten erhalten hat; so teuer dieser Brief dem Liebenden ist, so teuer, nehme ich an, ist dir Gottes Wort; wie der Liebende seinen Brief liest, so (nehme ich an) liesest du Gottes Wort und glaubst du, daß du es lesen sollest.

Doch sagst du vielleicht: „Ja, aber die Heilige Schrift ist in einer fremden Sprache geschrieben." Zunächst brauchen doch eigentlich nur die Gelehrten die Heilige Schrift in der Grundsprache zu lesen; willst du es nicht anders, hältst du daran fest, daß du die Schrift in der Grundsprache lesen müssest: gut, wir können das Bild von dem Brief der Geliebten auch dann wohl beibehalten, nur fügen wir eine kleine, nähere Bestimmung bei.

Ich nehme denn an, dieser Brief von der Geliebten sei in einer dem Liebenden fremden Sprache geschrieben und niemand verstehe es, ihm

denselben zu übersetzen, und vielleicht nähme er nicht einmal gern solche Hilfe in Anspruch, um keinen Unberufenen in seine Geheimnisse einweihen zu müssen. Was tut er? Er nimmt ein Wörterbuch, macht sich daran, den Brief durchzubuchstabieren, schlägt jedes Wort auf, um so eine Übersetzung zustande zu bringen. Nehmen wir an, es besuche ihn über dieser Arbeit ein Bekannter. Dieser weiß, daß der Brief angekommen ist; wie er auf den Tisch blickt, sieht er ihn daliegen und sagt: „Ei, du liesest da den Brief, den du von deiner Geliebten erhalten hast!" — was meinst du, wird der Liebende sagen? Er erwidert: „Bist du von Sinnen? glaubst du, daß so der Brief einer Geliebten gelesen wird? Nein, mein Freund; ich sitze hier und wälze das Wörterbuch, um ihn zu übersetzen; mitunter berste ich fast vor Ungeduld; das Blut steigt mir zu Kopf, so daß ich das Wörterbuch lieber auf den Boden werfen möchte — und das nennst du lesen? Willst du mich verspotten? Nein, ich bin gottlob nun bald mit der Übersetzung fertig; und dann, ja dann, dann werde ich den Brief meiner Geliebten lesen, und das ist dann etwas anderes! — Doch zu wem rede ich? ... Dummer Mensch, geh mir aus den Augen, ich mag dich nicht ansehen! Daß du die Geliebte und mich so beleidigen konntest: das heiße, einen Brief von ihr lesen! Und doch bleibe, bleibe; du weißt schon, es ist nur Scherz von mir; ja es wäre mir sogar sehr lieb, wenn du bliebest! Aber aufrichtig gesagt, ich habe keine Zeit; ich habe noch etwas zu übersetzen und brenne vor Ungeduld, endlich zum Lesen zu kommen. Darum sei nicht böse, aber geh, damit ich fertig werden kann!"

Der Liebende macht also, wenn es sich um einen Brief der Geliebten handelt, einen Unterschied zwischen Lesen und Lesen, zwischen dem Lesen mit Wörterbuch und dem Lesen des Briefs von der Geliebten. Das Blut steigt ihm vor Ungeduld in den Kopf, wenn er dasitzt und am Lesen mit Wörterbuch sich verkünstelt; er wird wie rasend, daß sein Freund solch gelehrtes Lesen ein Lesen seines Liebesbriefes zu nennen wagt. Jetzt ist er mit dem Übersetzen fertig — jetzt liest er den Brief der Geliebten. Er betrachtete diese ganze „gelehrte" Vorarbeit als notwendiges Übel, das ihm ermöglichen soll, den Brief seiner Geliebten zu lesen.

Verlassen wir dieses Bild nicht zu früh. Nehmen wir an, dieser Brief der Geliebten enthalte nicht bloß, wie es bei solchen Briefen die Regel

ist, Äußerungen des Gefühls, sondern auch einen Wunsch der Geliebten an den Liebenden. Angenommen, es sei viel, sehr viel von ihm verlangt, so daß man sich (würde jeder Dritte sagen) wohl etwas bedenken dürfte: der Liebende erhebt sich in derselben Sekunde, um flugs den Wunsch der Geliebten auszuführen. Angenommen, die beiden Liebenden treffen nach einiger Zeit zusammen und die Geliebte sage: „aber mein Lieber, das hatte ich ja gar nicht von dir verlangt; du mußt das Wort falsch verstanden oder falsch übersetzt haben!" — glaubst du, es tue dem Liebenden nun leid, daß er sofort in derselben Sekunde davon eilte, um dem Wunsche nachzukommen, anstatt sich erst lange Bedenken darüber zu machen und vielleicht ein paar weitere Wörterbücher zu Hilfe zu nehmen und dadurch noch mehr Bedenken zu bekommen und so endlich das Wort richtig zu übersetzen und hiemit der Mühe quitt zu werden, — glaubst du, er bedaure diesen seinen Irrtum? glaubst du, er gefalle der Geliebten so weniger? Denke dir ein Kind, einen recht fixen und tüchtigen Jungen. Als der Lehrer eines Tags die Aufgabe für den kommenden Tag gegeben hatte, sagte er noch: „ich will nun sehen, ob ihr morgen eure Sache gut machet." Auf unsern fleißigen Schüler macht das einen tiefen Eindruck. Er kommt von der Schule heim, und flugs ist er an der Arbeit. Er hat aber nicht ganz genau gehört, wie weit die Aufgabe geht: was tut er nun? Die Mahnung des Lehrers hat Eindruck auf ihn gemacht: er lernt also wohl doppelt soweit als wirklich aufgegeben wurde. Glaubst du, der Lehrer sei weniger mit ihm zufrieden, weil er eine noch so lange Lektion ganz vortrefflich inne hat? Denke dir einen andern Schüler; er hörte des Lehrers Ermahnung auch, er hatte auch nicht genau gehört, wie weit man zu lernen habe. Wie er dann heim kam, sagte er: „ich muß mich erst erkundigen, wie viel wir aufhaben." Er ging denn zu einem seiner Kameraden, dann noch zu einem, der auch nicht zu Hause war; dagegen kam er hier ins Gespräch mit dessen älterem Bruder — und endlich kam er heim und die Zeit war vergangen und er hatte gar nichts gelernt.

Also, der Liebende machte bei dem Briefe der Geliebten einen Unterschied zwischen Lesen und Lesen; ferner verstand er das Lesen so, daß ein Wunsch, der etwa in dem Brief ausgesprochen wäre, sofort zu erfüllen und keine Minute zu verlieren sei.

Denke nun an Gottes Wort. Wenn du Gottes Wort gelehrt liesest — wir setzen die Gelehrsamkeit nicht herab, durchaus nicht — allein denke daran: wenn du Gottes Wort gelehrt liesest, mit Wörterbuch usw., so liesest du nicht Gottes Wort. Erinnere dich des Liebenden; der sagte: „das heißt nicht den Brief der Geliebten lesen.“ Bist du also Gelehrter, so achte doch gewiß darauf, daß du über all diesem gelehrten Lesen (in dem du Gottes Wort nicht liest) nicht Gottes Wort zu lesen vergessest. Bist du kein Gelehrter, — o beneide den nicht, sei froh, daß du sofort Gottes Wort lesen kannst! Und triffst du auf einen Wunsch, ein Gebot, einen Befehl, dann — denke an den Liebenden! — dann flugs auf und darnach getan! „Aber,“ sagst du vielleicht, „es gibt soviele dunkle Stellen in der heiligen Schrift, ganze Bücher, die fast wie Rätsel sind.“ Hierauf würde ich erwidern: um mich auf diese Einwendung einlassen zu können, müßte sie einer machen, der durch sein Leben ausdrückte, daß er allen leicht verständlichen Stellen genau nachgekommen ist. Ist das bei dir der Fall? So würde es doch der Liebende mit seinem Briefe halten; wenn da neben dunklen Stellen auch deutlich ausgesprochene Wünsche stünden, so würde er sagen: „ich muß flugs dem Wunsche nachkommen, dann werde ich schon sehen, was es mit den dunkeln Stellen wird; wie sollte ich aber mich hinsetzen und über den dunkeln Stellen grübeln und den Wunsch, den deutlich verstandenen, unerfüllt lassen!“ Das will sagen: beim Lesen des göttlichen Worts verpflichten dich nicht die dunkeln Stellen, sondern die verständlichen — diesen hast du augenblicklich nachzukommen. Wäre dir nur eine Stelle in der heiligen Schrift verständlich, gut, so hast du vorerst nach ihr zu tun; dagegen sollst du dich nicht zuerst hinsetzen und über die dunkeln Stellen grübeln. Gottes Wort ist gegeben, damit du darnach handeln sollst, nicht damit du dich im Erklären dunkler Stellen übest. Liesest du Gottes Wort nicht mit dem Gedanken, daß dich das Geringste, was dir verständlich ist, zu augenblicklichem Gehorsam verpflichtet, so liesest du nicht Gottes Wort. So meinte der Liebende: „Wenn ich nicht augenblicklich zur Erfüllung des verstandenen Wunsches eile, sondern erst mich hinsetze und über das Nichtverstandene nachsinne, so lese ich nicht den Brief der Geliebten. Ich kann mit gutem Gewissen vor die Geliebte hintreten und sagen: ‚es fanden sich ein paar dunkle Stellen in deinem Briefe; da habe ich

gesagt: kommt Zeit, kommt Rat; einen Wunsch aber, den ich verstand, habe ich augenblicklich erfüllt.' Dagegen kann ich nicht mit gutem Gewissen vor sie treten und sagen: ,es waren mir einige Stellen in deinem Briefe dunkel; über sie habe ich mit Ausdauer nachgegrübelt und zu deinem klaren Wunsche gesagt: kommt Zeit, kommt Rat.'" — Vielleicht fürchtest du aber, es könnte dir mit Gottes Wort gehen, wie dem Liebenden mit dem Briefe; du könntest (wiewohl diese Furcht gewiß gegenüber einer göttlichen Forderung unbegründet ist) zuviel tun und durch ein weiteres Wörterbuch belehrt werden, es sei doch nicht soviel gefordert. Aber mein Freund, mißfiel es etwa der Geliebten, daß der Liebende zuviel getan hatte? Und was glaubst du würde der Liebende von einer solchen Befürchtung sagen? Er würde sagen: „wer zuviel zu tun fürchtet, liest nicht den Brief der Geliebten"; und ich würde sagen: er liest auch nicht Gottes Wort.

Wir wollen dieses Bild mit dem Briefe der Geliebten noch nicht verlassen. Während er noch dasaß und mit Hilfe des Wörterbuchs übersetzte, wurde er durch den Besuch eines Bekannten unterbrochen. Er wurde ungeduldig. „Doch", würde er gewiß sagen, „nur weil ich aufgehalten wurde; denn sonst wäre es einerlei — ich las ja diesmal noch nicht den Brief. Ja, wäre jemand zu mir gekommen, während ich dasaß und den Brief las, so wäre es etwas anderes; das wäre eine Störung gewesen. Hiegegen aber werde ich mich schon sichern; ehe ich daran gehe, schließe ich meine Türe und bin nicht zu Hause. Denn ich will allein sein, ganz ungestört allein mit dem Briefe; bin ich das nicht, so lese ich auch nicht den Brief der Geliebten."

Er will mit dem Brief allein sein; — „sonst", sagt er, „lese ich nicht den Brief der Geliebten."

Und so mit Gottes Wort; wer mit Gottes Wort nicht allein ist, liest nicht Gottes Wort.

Allein mit Gottes Wort! Mein Zuhörer, erlaube mir hier ein Bekenntnis über mich selbst abzulegen: ich wage noch nicht recht, so, daß keine Sinnestäuschung sich zwischen einschiebt, mit Gottes Wort allein zu sein. Und laß mich dann noch das eine sagen: ich habe nie jemanden gesehen, dem ich die Aufrichtigkeit und den Mut zutrauen dürfte, daß er mit Gottes Wort allein sein könnte, so allein, daß keinerlei Sinnestäuschung sich zwischen einschiebt.

Verwunderlich! Wenn in unserer Zeit ein etwas stärker erregter Mann auftritt, der den Preis des Christentums auch nur auf den fünften Teil dessen setzt, was es im Evangelium gilt, so ruft man: „Nehmet euch vor dem Menschen in acht; leset nicht, was er schreibt, vollends nicht in der Einsamkeit; redet nicht mit ihm, vollends nicht mit ihm allein; er ist ein gefährlicher Mensch!" Aber die heilige Schrift! Ja, fast jedermann besitzt sie; man nimmt auch keinen Anstand, dieses Buch jedem Konfirmanden (also im gefährlichsten Alter) zu verehren. Es muß wahrlich viel Sinnestäuschung dabei sein; man muß dadurch verwöhnt sein, daß dies Buch nun eben da ist; man muß es auf eine ganz eigene Art lesen — namentlich nicht so, daß man allein mit ihm ist.

Mit der heiligen Schrift allein zu sein! Ich wage das nicht! Wenn ich nun sie aufschlüge: die erste beste Stelle — sie fängt mich augenblicklich; sie fragt mich (ja es ist, als fragte mich Gott selbst): „hast du getan, was du hier liesest?" Und dann, dann ... ja, dann bin ich gefangen. Dann entweder sofort zur Handlung, oder augenblicklich ein demütigendes Eingeständnis.

Ja, mit der heiligen Schrift allein! — Und wenn nicht, so liesest du nicht die heilige Schrift.

Mit Gottes Wort allein zu sein: daß dies eine gefährliche Sache ist, wird auch gerade von tüchtigeren Menschen stillschweigend zugestanden. Es gab wohl manchen tüchtigeren und ernsteren Menschen (dafür müssen wir ihn halten, obgleich wir seinen Entschluß nicht loben können), der zu sich selbst sagte: „Ich tauge nicht dazu, etwas halb zu tun — und dies Buch, das Wort Gottes, ist ein äußerst gefährliches Buch für mich und ein herrschsüchtiges Buch; gibt man ihm einen Finger, so nimmt es die ganze Hand, gibt man ihm die ganze Hand, so nimmt es den ganzen Menschen und bringt vielleicht plötzlich in meinem ganzen Leben eine ungeheure Wandlung hervor. Nein, ich scheue, ja ich verabscheue zwar jedes Wort des Spotts oder der Geringschätzung über dies Buch: aber ich schaffe es auf die Seite an eine abgelegene Stelle, ich will nicht mit ihm allein sein." Wir billigen diesen Beschluß nicht, eins aber muß uns doch daran gefallen: eine gewisse Ehrlichkeit.

Man kann aber auch auf ganz andere Weise sich gegen Gottes Wort sichern, wobei man sich — lügnerischer Weise — noch etwas auf den

Mut einbildet, daß man mit ihm allein sei. Ja, nimm du nur die heilige Schrift zu dir und schließe deine Türe zu — und nimm dann noch 10 Wörterbücher und 25 Kommentare mit dir: so kannst du sie ebenso ruhig und ungeniert lesen wie die Zeitung. Fällt dir dann zum Wunder, wenn du gerade im besten Zuge bist, bei einer Stelle einmal ein: „habe ich das getan? habe ich so gehandelt?" (das kann dir natürlich nur in der Zerstreuung einmal einfallen, in der Gedankenlosigkeit, wenn du nicht mit dem gewohnten Ernst bei der Sache bist): — so ist die Gefahr doch nicht so groß. Denn sieh, vielleicht gibt es mehrere Lesarten, vielleicht entdeckt man jetzt eben eine neue Handschrift, welche Aussicht auf neue Lesarten eröffnet, und vielleicht sind fünf Erklärer einer Meinung und sieben haben eine andere und zwei eine merkwürdige Meinung und drei sind schwankend oder ohne bestimmte Meinung „und ich selbst bin mit mir über den Sinn dieser Stelle nicht ganz einig; oder, um meine Meinung zu sagen, ich bin derselben Meinung wie die drei Schwankenden, die keine Meinung haben" usf. So einer kommt nicht in die Verlegenheit, die ich bekannte: daß er entweder sofort nach dem Worte tun oder doch ein demütigendes Eingeständnis machen muß. Nein, er ist ruhig, er sagt: „von meiner Seite ist nichts im Wege, ich will schon darnach tun — wenn nur erst einmal die Lesarten in Ordnung und die Erklärer einigermaßen einig geworden sind." Aha! Damit hat es nämlich gute Weile. Der Mann hat vielmehr den Vorteil, daß es dunkel bleibt, ob der Fehler nicht an ihm liegt: ob er eben Fleisch und Blut nicht verleugnen will, um nach Gottes Wort zu tun. O trauriger Mißbrauch der Gelehrsamkeit! o daß es dem Menschen so leicht gemacht wird, sich selbst zu betrügen!

Denn wenn es nicht so viel Sinnestäuschung und Selbstbetrug gäbe, so würde gewiß jeder mit mir gestehen: „ich getraue mir kaum, mit Gottes Wort allein zu sein."

Allein muß man mit Gottes Wort sein, wie der Liebende mit dem Brief allein sein wollte, da er sonst den Brief der Geliebten nicht „lese"; — und sonst „liest" man nicht Gottes Wort, oder: man sieht sich nicht im Spiegel. Und das sollte doch sein und sollte das erste sein, wenn wir mit Segen uns selbst im Spiegel des Wortes betrachten wollen: wir sollten nicht auf den Spiegel sehen, sondern uns im Spiegel besehen.

Bist du gelehrt, so vergiß nicht: wenn du Gottes Wort bloß gelehrt liesest, wird es dir begegnen, daß du dein Leben lang jeden lieben Tag Stunden in Gottes Wort gelesen und gleichwohl nie — Gottes Wort gelesen hast. Mache also den Unterschied, daß du außer dem gelehrten Lesen auch Gottes Wort liesest; oder gestehe dir wenigstens selbst, daß du trotz des täglichen gelehrten Lesens im Worte Gottes nicht Gottes Wort liesest und überhaupt nichts damit zu tun haben willst. Bist du ungelehrt, so bist du wohl um so weniger veranlaßt, fehl zu sehen; also flugs zur Sache; keine Verzögerung mit der Betrachtung des Spiegels, sondern flugs daran, dich im Spiegel zu betrachten.

Doch, wie liest man wohl Gottes Wort in der Christenheit? Sollten wir ohne Rücksicht auf einzelne Ausnahmen in zwei große Klassen geteilt werden, so müßte man wohl sagen: die größere Hälfte liest niemals Gottes Wort, die kleinere liest es (so oder so) gelehrt, d. h. liest doch nicht Gottes Wort, sondern betrachtet den Spiegel. Oder, um dasselbe mit andern Worten zu sagen: die größere Hälfte betrachtet Gottes Wort als eine altertümliche und veraltete Schrift, die man beiseite legt; die kleinere Hälfte betrachtet Gottes Wort als eine altertümliche, äußerst merkwürdige Schrift, auf die man einen erstaunlichen Fleiß und Scharfsinn usw. verwendet — um den Spiegel zu betrachten.

Denke dir ein Land. Es ergeht im Namen des Königs ein Gebot an alle Beamten und Untertanen, kurz an die ganze Bevölkerung. Was geschieht? Mit allen geht eine merkwürdige Veränderung vor: alles verwandelt sich in Erklärer; die Beamten werden Schriftsteller; jeder Tag bringt eine neue Erklärung, die immer gelehrter, scharfsinniger, geschmackvoller, tiefsinniger, geistvoller, wunderbarer, lieblicher und wunderbar lieblicher ist als die vorige; die kritische Umschau kann diese ungeheure Literatur kaum bewältigen, ja die Kritik selbst wird eine so weitläufige Literatur, daß man auch sie nicht mehr übersehen kann: alles ist Erklärung — aber niemand las das königliche Gebot so, daß er darnach getan hätte. Und nicht genug damit, daß alles Erklärung wurde; nein, man verrückte zugleich den Gesichtspunkt für das, was Ernst ist, und machte die Beschäftigung mit der Erklärung zum eigentlichen Gegenstand des Ernstes. Denke dir, dieser König sei nicht ein menschlicher König — auch ein solcher würde ja gewiß verstehen, daß

man mit dieser Verkehrung der Sache ihn eigentlich zum Narren habe: da aber ein menschlicher König abhängig ist, besonders von der Gesamtheit seiner Beamten und Untertanen, so müßte er wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, tun, als wäre das in seiner Ordnung, den geschmackvollsten Erklärer zur Belohnung in den Adelsstand erheben und den tiefsinnigsten durch einen Orden auszeichnen usf. Aber denke dir also, dieser König sei ein allmächtiger, den es nicht in Verlegenheit brächte, auch wenn sämtliche Beamten und Untertanen so ein falsches Spiel mit ihm trieben. Was meinst du, würde dieser allmächtige König dazu denken? Gewiß würde er sagen: daß sie dem Gebot nicht nachkommen, könnte ich noch verzeihen; daß sie mich in einer Bittschrift um Nachsicht oder vielleicht um völlige Verschonung mit diesem für sie zu schweren Gebot angingen, könnte ich ihnen auch noch verzeihen; nicht verzeihen kann ich aber, daß man sogar den Gesichtspunkt für das, was Ernst ist, verrückt.

Und nun Gottes Wort! „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Und Gottes Wort, was ist dies nach seiner Bestimmung, und was haben wir daraus gemacht? All dies Erklären und Erklären, diese Wissenschaft und neue Wissenschaft betreibt man unter dem feierlichen, ernsthaften Schein, daß man durch sie Gottes Wort recht verstehen wolle; siehst du jedoch näher zu, so findest du, daß man sich damit nur gegen Gottes Wort wehren will. Die in Gottes Wort enthaltenen Forderungen sind nur allzu leicht zu verstehen. „Gib alle deine Habe den Armen"; „so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar"; „so dir einer deinen Rock will nehmen, dem laß auch den Mantel"; „seid allezeit fröhlich"; „achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet" usf. Das ist alles so leicht zu verstehen, wie die Bemerkung: „es ist heute gut Wetter", die erst dann gewissermaßen schwierig werden könnte, wenn eine Literatur zu ihrer Erklärung sich bilden würde. Auch der beschränkteste arme Tropf muß, wenn er der Wahrheit die Ehre geben will, die Faßlichkeit der Forderung in der Schrift anerkennen; nur hält es für Fleisch und Blut schwer, sie verstehen zu wollen und befolgen zu sollen. Und es ist menschlich, auch in meinen Gedanken, daß ein Mensch sich dagegen sträubt, das Wort wirklich Macht über sich

gewinnen zu lassen; — wenn sonst niemand das von sich gestehen mag, gestehe ich es von mir. Es ist menschlich, daß einer Gott um Geduld bittet, wenn er nicht sofort kann was er soll, daß er aber doch einen ehrlichen Versuch verspricht; es ist menschlich, daß einer Gott um Mitleid bittet, weil ihm die Forderung zu hoch ist; — will sonst niemand das von sich gestehen, gestehe ich's von mir. Aber es ist doch nicht menschlich, daß man der Sache eine ganz andere Wendung gibt: daß ich listig Erklärung und Wissenschaft und wieder Wissenschaft, eine Schichte auf die andere einschiebe (wie etwa ein Knabe sich ein Polster unter seine Hosen macht, wenn Prügel auf ihn warten); daß ich das alles zwischen das Wort und mich einschiebe und dann diese Erklärung und Wissenschaftlichkeit Ernst und Wahrheitseifer nenne und diese Beschäftigung zu einer solchen Weitläufigkeit aufbausche, daß ich nie einen Eindruck von Gottes Wort gewonnen habe, nie mich selbst im Spiegel betrachte. Es sieht aus, als brächte all dieses Forschen und Sinnen, Suchen und Ergründen mir Gottes Wort ganz nahe; die Wahrheit aber ist, daß ich eben dadurch auf die listigste Weise Gottes Wort mir möglichst ferne rücke, unendlich ferner, als es dem ist, der es nie sah, unendlich ferner, als es dem ist, der es aus Angst und Scheu davor soweit als möglich von sich warf.

Denn daß man jahraus jahrein, Tag für Tag ruhig dasitzen und — den Spiegel betrachten kann: das bedeutet einen noch größeren Abstand von der Forderung, sich im Spiegel zu betrachten, als daß man nie den Spiegel sieht. —

Wenn du Gottes Wort liesest, um dich im Spiegel zu sehen, so mußt du zweitens (damit du wirklich dazu kommen kannst, dich im Spiegel zu sehen) unablässig zu dir selbst sagen: „ich bin es der angeredet ist; ich bin es, von dem die Rede ist."

Laß dich nicht betrügen — oder hintergehe dich nicht selbst. Denn wir Menschen sind Gott und dem Worte Gottes gegenüber leider gar so listig; selbst der dummste unter uns ist so listig; — ja, Fleisch und Blut und Selbstliebe sind sehr listig.

So verfielen wir denn (doch sagen wir natürlich nicht, daß wir uns damit gegen Gottes Wort sichern wollen; so dumm sind wir nicht; wir hätten ja sonst auch keinen Profit von unsrer schlauen Erfindung) — wir verfielen also auf den klugen Gedanken: an sich selbst zu denken

sei (denke dir: wie hinterlistig!) Eitelkeit, krankhafte Eitelkeit. (Das mag ja mitunter der Fall sein, nur nicht eben, wenn wir Gottes Wort Macht über uns gewinnen lassen sollen!) „Pfui, was werde ich so eitel sein! Denn an sich selbst zu denken und zu sagen: ‚das bin ich‘, das ist (wie wir Gelehrten sagen) Subjektivität, und die Subjektivität ist Eitelkeit. Diese Eitelkeit, daß ich kein Buch (Gottes Wort!) lesen kann, ohne zu meinen, es handle von mir — sollte ich die nicht verabscheuen! Und sollte ich so dumm sein, das nicht zu tun, wenn ich mich so zugleich dagegen sicherstelle, daß Gottes Wort mich wirklich anfassen könnte? Sollte ich also nicht, statt eitel in ein persönliches (subjektives) Verhältnis zum Wort zu treten, in wahrem und von den Menschen hochgepriesenem Ernst dieses Wort vielmehr in ein unpersönliches Etwas verwandeln: in eine objektive Lehre, zu der ich mich dann (wie ernst und gebildet!) objektiv verhalte, frei von der ungebildeten Eitelkeit, überall meine Persönlichkeit mit ins Spiel zu bringen und zu glauben, es sei von mir, und immer und immer wieder von mir die Rede? Nein, ferne sei von mir solche ungebildete Eitelkeit! Und ferne sei es von mir auch, daß das Wort (was sonst so leicht möglich wäre) mich, gerade mich zu fassen bekäme und in mir Macht gewänne! so daß ich mich seiner nicht mehr erwehren könnte; so daß es mich dann verfolgte, bis ich mich gehorsam zur Verleugnung der Welt oder doch zum Bekenntnis, daß ich sie nicht verleugne, treiben ließe — und so die gerechte Strafe dafür erlitte, daß ich in so ungebildeter Weise mit Gottes Wort umgegangen bin!"

Nein, nein, nein! Daß du bei allem Lesen des göttlichen Worts beständig zu dir sagst: „da ist zu mir und von mir die Rede": das ist der Ernst; gerade das ist der Ernst. — Das hat daher auch jeder, dem die Sache des Christentums in höherem Sinne anvertraut war, wieder und immer wieder als das Entscheidendste, als die unbedingte Bedingung dafür eingeschärft, daß du dazu kommest, dich im Spiegel zu beschauen. Das ist es also, was du tun sollst: du sollst in einem fort während des Lesens zu dir selbst sagen: es wird zu mir geredet, es ist von mir die Rede.

Von jenem mächtigen Kaiser des Orients, dessen Zorn das kleine berühmte Volk sich zugezogen hatte, geht die Sage, er habe sich durch einen Sklaven Tag für Tag die Mahnung zurufen lassen: „Vergiß deine Rache nicht!" Er hatte ja auch einen „Denkzettel" erhalten; und ich

meine, er hätte besser getan, sich durch seinen Sklaven täglich mahnen lassen zu vergessen — was doch auch nicht gut ging; denn würde man jeden Tag ans Vergessen gemahnt, so könnte aus dem Vergessen nie Ernst werden. Was dieser Herrscher aber gerade in seinem Zorn (der wenigstens eine Äußerung von Persönlichkeit ist, wenn auch keine löbliche) sehr richtig verstand, das ist dies: wie man verfahren muß, um auf jemand persönlich zu wirken.

Noch besser aber als dieser Herrscher wurde doch der König David bedient — freilich auf die Art, die man sich selten selbst, aus eigenem Antrieb wünscht, die man eher als eine der größten Unbequemlichkeiten im Leben betrachten möchte.

Die Geschichte, die ich im Auge habe, ist bekannt. König David sah Bathseba. Sie sehen — und sehen, daß ihr Mann im Wege stand, war eines. Er muß also weg. Und er kam weg. Man weiß nicht recht, wie es zuging; es war wie eine Schickung, daß er in der Schlacht fiel; doch „so geht's im Krieg", sagt der König: er hatte vermutlich in seiner Tollkühnheit selbst einen so gefährlichen Posten gewählt, daß es sein sicherer Tod war — — — Ich sage nur: wenn ihn jemand aus dem Wege hätte räumen wollen und ihm seinen Posten im Krieg zu bestimmen gehabt hätte, so hätte er ihm keinen besseren anweisen können als eben diesen, der sein sicherer Tod war. Nun ist er aus dem Wege. Das ging sehr leicht. Und nun ist auch nichts mehr im Wege, um in den rechtmäßigen Besitz seiner Gattin zu kommen. „Nichts im Wege?" Wie einfältig! Es ist im Gegenteil eine höchst edle, hochherzige, echt königliche Tat, die den ganzen Kriegerstand begeistern muß, daß der König die Witwe des für das Vaterland gefallenen Kriegers ehlicht.

Da kommt denn eines Tages ein Prophet zu König David hinauf. Wir wollen die Sache uns recht gegenwärtig vorstellen und etwas modernisieren. Der eine ist der König, der höchststehende Mann im Volk, der andere der Prophet, ein angesehener Mann im Volk, beide natürlich gebildete Männer, und ihr Verkehr und Gespräch miteinander gewiß unbedingt gebildet. Zudem sind beide, besonders der eine davon, berühmte Schriftsteller, König David der gefeiertste Dichter und darum natürlich ein Kenner, ein geschmackvoller Beurteiler der Darstellung, des Ausdrucks und der Anlage, der Sprachform und des Tonfalls eines

Gedichtes, und seines nützlichen oder schädlichen Einflusses auf die Sitten usw. usw.

Und es trifft sich recht gut, der Prophet kommt gerade zu dem rechten Mann; denn er hat eine Novelle gedichtet, eine Erzählung, die er vor seiner Majestät, dem gekrönten Dichter und Kenner von Dichterwerken, vorzutragen die Ehre haben wird.

„Es wohnten zwei Männer in einer Stadt: der eine war sehr reich und hatte sehr viele Schafe und Rinder; der Arme aber hatte nichts als ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft und aufgezogen hatte, daß es groß ward bei ihm mit seinen Kindern. Es aß von seinem Bissen und trank aus seinem Becher und war wie ein Kind im Hause. Da aber der reiche Mann einen Gast bekam, schonte er seiner Schafe und Rinder und nahm das Schaf des armen Mannes; das schlachtete er und richtete es zu dem Manne, der zu ihm gekommen war."

Ich denke, David hat aufmerksam zugehört, hat dann sein Urteil abgegeben, natürlich ohne seine Persönlichkeit, seine Subjektivität einzumischen, mit unpersönlicher, objektiver Würdigung dieser niedlichen kleinen Arbeit. Vielleicht hätte er eine Einzelheit anders haben mögen; vielleicht schlug er einen glücklicher gewählten Ausdruck vor; vielleicht hat er auch auf einen kleinen Fehler in der Anlage hingewiesen, des Propheten meisterhaften Vortrag der Erzählung, seine Stimme, sein Gebärdenspiel gerühmt; kurz, er hat sich so ausgesprochen, wie wir Gebildete heutzutage eine Predigt für Gebildete, d. h. eine Predigt, die selbst wieder objektiv gehalten ist, zu beurteilen pflegen.

Da sagt der Prophet zu ihm: „Du bist der Mann."

Sieh, die Erzählung, die der Prophet vortrug, war eine Geschichte; dieses „Du bist der Mann" hingegen war eine andere Geschichte — das war der Übergang zum Subjektiven.

Glaubst du denn aber nicht, daß David schon zuvor bei sich selbst sehr wohl wußte, wie abscheulich es ist, den Mann einer Frau töten zu lassen um sie zu ehlichen? Glaubst du nicht, daß es David, dem großen Dichter, ein Leichtes war, dies mit beredten, eindrücklichen, erschütternden Worten darzustellen? Und glaubst du ferner nicht, daß David bei sich selbst sehr wohl wußte, daß und wie er sich vergangen hatte? Und doch, doch, doch mußte erst einer von außen herkommen, der zu ihm sagte: „Du."

Du siehst hieraus, wie wenig mit diesem Unpersönlichen (dem Objektiven), einer Lehre, einer Geschichte, Wissenschaft u. dgl. geholfen ist, wenn sogar ein sonst so frommer und gottesfürchtiger (also in den Formen der Persönlichkeit, des Subjektiven, existierender) Mann wie David zuerst (wie objektiv!) nichts, kein Gewissen im Wege gefunden hatte, das der Tötung Uriah's und der Ehe mit Bathseba hinderlich gewesen wäre, und nun, nach Ausübung dieser abscheulichen Tat, sich so viel Unpersönlichkeit (Objektivität) bewahren kann, daß er dahinleben und tun mag, als wäre nichts geschehen, daß er des Propheten Erzählung mit anhören kann, als wäre nichts geschehen — bis dann der Prophet, dieser in unserem Jahrhundert als Bildung und Ernst so gerühmten Unpersönlichkeit oder Objektivität müde, von seiner Autorität Gebrauch macht und sagt: „Du bist der Mann."

Zugleich ersiehst du hieraus die Tiefe von List und Verschlagenheit, welche darin verborgen liegt, daß eine weltliche Bildung in der Christenheit die unleugbare Wahrheit, daß es Eitelkeit ist, selbstisch stets das eigene Ich und die eigene Persönlichkeit anzubringen, dazu benützt, auch das zur Eitelkeit zu stempeln, was im Umgang mit Gottes Wort doch in Wahrheit Ernst ist, sich so dem Ernst und der Anstrengung des Ernstes zu entziehen und ebendamit sich das Ansehen eines Ernsten und Gebildeten zu sichern. O, welche Tiefe der Verschlagenheit! Man macht Gottes Wort zu etwas Unpersönlichem, Objektivem, zu einer Lehre — während es doch die Stimme Gottes ist, die d u h ö r e n s o l l s t: so hörten die Väter es, diese erschreckende Stimme Gottes, und heutzutage klingt es objektiv wie Kattun! Und man verhält sich unpersönlich (objektiv) zu diesem Unpersönlichen; und auf der Höhe einer weltlichen Bildung, an der Spitze des gebildeten Publikums, der Wissenschaft, pocht man darauf, das sei Ernst und Bildung, und bemitleidet jene persönlichen (subjektiven) Hörer des Worts wie arme Tröpfe, die sich vor Scham nicht sehen lassen dürften und sollten. O welche Tiefe der Verschlagenheit! Denn diese Unpersönlichkeit gegenüber dem Worte Gottes fällt uns Menschen nur allzu leicht (sie ist wirklich eine angeborene Genialität, die wir alle haben, etwas, das wir gratis mitbekommen — durch die Erbsünde): diese gepriesene Objektivität ist ja nicht mehr und nicht weniger als Gewissenlosigkeit. Und das versteht

sich, die Gewissenlosigkeit (natürlich nicht die törichte, unkluge, dumme, die sich als Polizeivergehen äußert; nein, nein, die maßvolle, die es nur bis zu einem gewissen Grade treibt und mit Geschmack und Bildung auftritt), sie macht das Leben bequem und genußreich — aber ist das nicht doch zu viel, sie gar noch für Ernst und Bildung auszugeben!

Nein, wenn du das Wort Gottes lesen sollst, um dich im Spiegel zu sehen, so mußt du während des Lesens beständig zu dir selbst sagen: es wird zu mir geredet und es wird von mir geredet.

„Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber: die zogen ihn aus, schlugen ihn, gingen davon und ließen ihn halbtot liegen." Wenn du nun weiter liesest: „Es begab sich aber von ungefähr, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber" — so sollst du zu dir selbst sagen: „das bin ich." Du sollst nicht Ausflüchte suchen, noch weniger witzig werden (denn in der weltlichen Welt kann ein Witz freilich sogar die größte Niederträchtigkeit wieder gut machen; so geht es aber nicht, wenn du das göttliche Wort liest); du sollst nicht sagen: „Das war ja ein Priester und ich bin kein Priester, wogegen ich es am Evangelium trefflich finde, daß es einen Priester so auftreten läßt, denn die Priester sind die allerschlimmsten." Nein, wenn du Gottes Wort liest, gilt es Ernst; und du sollst zu dir selbst sagen: „Dieser Priester bin ich; ach, daß ich so unbarmherzig sein konnte, ich, der ich mich doch einen Christen nenne und als solcher ja auch ein Priester bin" (— was wir wenigstens sonst wohl geltend zu machen wissen, wenn wir uns von den Priestern freimachen wollen; denn dann sagen wir: als Christen sind wir alle Priester —); „ach, daß ich so unbarmherzig sein konnte, daß ich solches sehen konnte (und ich sah es wirklich, wie im Evangelium steht: als er ihn sah, ging er vorüber), ohne daß ich Rührung empfand!" — „Desgleichen auch ein Levit, da er an die Stätte kam, ging er hinzu und sah ihn und ging vorüber." Hier sollst du sagen: „Das bin ich; o, daß ich so hartherzig sein konnte; daß ich es wieder sein könnte, wenn es mir früher schon einmal begegnet ist; daß ich nicht besser geworden bin!" — Und es kam ein praktischer Mann desselben Weges; da er näher kam, sagte er zu sich selbst: „Was ist das? dort liegt ein Halbtoter; es verlohnt sich wohl nicht, dahin zu gehen; es könnte ja eine Polizeisache geben, oder

die Polizei könnte vielleicht im selben Augenblick kommen und mich als den Täter festnehmen!" Da sollst du zu dir selbst sagen: „Das bin ich; ach, daß ich so elend klug sein konnte und — noch schlimmer! — hinterdrein mich gar darüber freuen konnte, daß einer meiner Bekannten, dem ich die Geschichte erzählte, mich für meine Klugheit und für meinen praktischen Sinn belobte!" — Es kam auch einer desselben Wegs, der tiefer Gedanken halber an nichts dachte; er sah gar nichts und ging weiter. Da sollst du zu dir selbst sagen: „Das war ich; ich Dummkopf, daß ich so dahingehen kann und in meiner Dummheit nicht bemerke, daß da ein Halbtoter liegt!" So würdest du wenigstens zu dir selbst sagen, wenn ein großer Schatz auf dem Wege gelegen hätte und du dran vorbeigegangen wärest, ohne ihn zu sehen. — „Ein Samariter aber reisete und kam dahin." Um dich mit dem ewigen „das bin ich" nicht zu ermüden, kannst du hier zur Abwechslung sagen: „Das war ich nicht; nein, so bin ich leider nicht!" — Wenn dann zum Schlusse der Parabel Christus zu dem Pharisäer sagt: „geh hin und tue desgleichen!" — so sollst du zu dir selbst sagen: „Das geht mich an; frisch dran!" Du sollst nicht Ausflüchte suchen, noch weniger dich im Witz versuchen, der ja, religiös verstanden, gewiß nichts gut macht, sondern nur das Gericht verschärft; du sollst nicht sagen: „Wie ich auf Ehrenwort versichern kann, bin ich mein Lebtag noch nie eines Wegs gekommen, wo ein halbtoter Mensch lag, den Räuber überfallen hatten; überhaupt sind Räuber bei uns eine Seltenheit." Nein, so sollst du nicht reden; du sollst sagen: „Das Wort gilt mir: gehe hin und tue desgleichen!" Denn du verstehst das Wort ganz gut. Und wenn du auf deinem Wege nie einen von Räubern Überfallenen trafst: es gibt auf deinem wie auf meinem Wege Elende genug. Oder um ein anderes Beispiel zu nehmen, das dem im Evangelium immerhin ähnlich ist: sahst du auf deinem Wege nie einen, wenn auch nicht im buchstäblichen Sinne, so doch in Wahrheit, daliegen, den Verleumdung über Verleumdung überfallen, nackt ausgezogen und halbtot hatte liegenlassen? Und es kam ein Priester desselben Wegs und ging vorbei — d. h. er hörte zuerst, was die Verleumdung von dem Menschen erzählte, und ging dann weiter — um die Geschichte weiter zu erzählen. Und dieser Priester, sollst du zu dir selbst sagen, — ja wenn du auch Bischof oder Propst wärest, du sollst gleichwohl zu dir selbst

sagen: dieser Priester war ich. Und es kam ein Levit desselben Wegs und ging vorüber — d. h. nachdem er erst im Vorbeigehen die Neuigkeit erfahren hatte, ging er vorüber und nahm die Neuigkeit mit; und dieser Levit, sollst du zu dir selbst sagen, war ich. Und dann kam ein Bürgersmann vorbei; er hörte die Geschichte auch und ging dann mit ihr davon und sagte: „Es ist doch eine Schande, wenn man (wie ich nun tue!) das und das von dem Manne erzählt"; und dieser Bürgersmann, sollst du zu dir selbst sagen, das war ich. „Das war ich" — ach, das ist ja noch ärger als jene Geschichte im Evangelium; denn Priester und Levit schlugen doch den Mann nicht mit halbtot, während sie hier die Mitschuldigen der Räuber sind.

Du liesest von jenem Obersten, dem Mitgliede des hohen Rats, daß er bei Nacht zu Christus ging. Du sollst deine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen, nicht einmal mit der vielleicht doch richtigen Bemerkung, es sei von ihm verwunderlich gewesen, daß er diese Zeit wählte; denn was hilft es doch, bei Nacht zu gehen, um verborgen zu sein, wenn man zu dem geht, der das Licht ist? — wie Psalm 139, 11 steht: „wollte ich sagen, Finsternis möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsternis nicht finster ist vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag." Nein, so sollst du nicht reden; denn du verstehst leider nur zu gut, warum er die Nacht wählte: weil Christus nämlich, obwohl er der Weg ist, in seiner Zeit der verbotene Weg war, wie er es wohl abermals sein würde, wenn er wiederkäme.

Wenn du denn von ihm liesest, auf den Christus doch Eindruck gemacht hatte, aber nur so, daß er sich weder ganz hingeben, noch ganz losreißen konnte und er eben darum in der Nacht sich zu ihm stahl, so sollst du zu dir selbst sagen: „das bin ich." Du sollst nicht Ausflüchte suchen, nicht fremde Dinge hereinmischen; du sollst die Lektion überhaupt ruhig absitzen; du sollst nicht sagen: „Das war einer von den Vornehmen, und so sind die Vornehmen: recht großartig, und dann feig und treulos; wie sollte auch das ‚Evangelium der Armen' für die Vornehmen sein können?" Nein, so sollst du nicht reden. Wenn du Gottes Wort liest, hast du nichts mit gewissen Vornehmen oder mit den Vornehmen im allgemeinen oder mit Klagen wider sie zu tun; denn gehörtest du gar selbst zu den Vornehmen, so hast du doch nur mit dir selbst zu tun. Nein,

du sollst sagen: „das bin ich." Und mußt du dir selbst gestehen, daß dir diese Bemerkung über die Vornehmen auf den Lippen schwebte, so sollst du nicht bloß sagen: „das war ich", sondern beifügen: „Das bin ich — und so wollte ich zudem noch Ausflüchte suchen, nochmals (so vergeblich das vor dem ist, der das Licht ist) im Dunkel der Nacht mich verbergen, in der Ausflucht oder Entschuldigung, als verstünde ich Gottes Wort nicht, als handelte es bloß von den Vornehmen. Nein, das war ich. O, wie konnte ich doch so schnöde sein, ein solch elender Tropf, weder kalt noch warm, weder das eine noch das andere!"

Diese paar Exempel zeigen schon zur Genüge, wie du das Wort Gottes lesen sollst; und wie der Aberglaube durch Verlesen von Beschwörungsformeln Geister zitieren will, so sollst du (das tut vor allem not) durch fortgesetztes Lesen in Gottes Wort nach der angegebenen Weise schon in einiger Zeit eine Furcht und ein Beben in deine Seele hineinlesen, daß es mit Gottes Hilfe dir glücken soll, ein Mensch, eine Persönlichkeit zu werden und nicht länger so ein unpersönliches, objektives Etwas zu sein, dies schreckliche Unding, in das wir Menschen — nach Gottes Ebenbild erschaffen! — verpfuscht worden sind. Liesest du Gottes Wort auf diese Weise, so wird es dir glücken — das Furchtbare, in dem aber (merke es wohl!) die Bedingung deiner Errettung liegt; es wird dir glücken, dich der Forderung gemäß wirklich im Spiegel des göttlichen Worts zu betrachten. Und nur so glückt es dir.

Denn ist Gottes Wort für dich nur eine Lehre, ein unpersönliches, ein objektives Ding, so ist es kein Spiegel. Eine objektive Lehre kann man nicht einen Spiegel nennen; in einer objektiven Lehre kann man sich ebensowenig spiegeln wie in einer Mauer. Und willst du dich selbst unpersönlich, objektiv, zu Gottes Wort verhalten, so kann daraus doch nie das werden, daß du dich selbst im Spiegel beschautest. Sich zu spiegeln, das erfordert doch wohl eine Persönlichkeit, ein Ich; eine Mauer kann in einem Spiegel gesehen werden, nicht aber sich darin spiegeln, im Spiegel sich selbst betrachten. Nein, du mußt beim Lesen des Wortes Gottes immerfort zu dir selbst sagen: „es ist zu mir, es ist von mir die Rede." —

Willst du mit wahrem Segen dich selbst im Spiegel des Worts betrachten, so darfst du endlich nicht sofort vergessen,

wie du aussahest; du darfst nicht der vergeßliche Hörer (oder Leser) sein, von dem der Apostel sagt: er betrachtete sein leibliches Angesicht in einem Spiegel, vergaß aber sofort, wie er aussah.

Das ist wohl einleuchtend genug; denn sich in einem Spiegel betrachten und dann sofort sich wieder vergessen, das ist ja wie in den Sand oder ins Wasser schreiben oder in die Luft zeichnen.

Das Richtigste ist daher, daß du sofort zu dir selbst sagst: „Ich will sofort anfangen mich am Vergessen zu hindern, sogleich, noch in diesem Augenblick; ich gelobe es mir selbst und Gott, ob es auch nur für die nächste Stunde oder für den heutigen Tag wäre. Solange soll's doch gewiß sein, daß ich es nicht vergesse." Das ist das Richtigste, glaube mir's; und du weißt schon, ich soll ja etwas von einem Psychologen sein; was du aber nicht weißt, das weiß leider ich: wieviel Leiden, was für bittere Erfahrungen es mich gekostet hat, bis ich es geworden bin, wenn ich es anders wurde. So zu verfahren ist weit richtiger, als gleich den Mund zu voll zu nehmen und gleich zu sagen: „das will ich nie vergessen." O mein Freund, es ist viel besser, wenn du niemals vergißt, *sofort* daranzudenken, als wenn du sofort sagst: ich werde es *niemals* vergessen. Das ist gerade Ernst, daß man dieses redliche Mißtrauen gegen sich selbst hat, also sich selbst wie einen Verdächtigen behandelt, gegen sich selbst auftritt wie ein Geldmann gegen einen zweifelhaften Zahler: „ja, diese großen Versprechungen helfen nicht viel; ein kleiner Teil der Summe sofort, das ist mir lieber." Und so auch hier. Ach, es sieht so ärmlich aus, wenn man sich selbst gelobt hat, man wolle etwas nie vergessen, — dann gerade sogleich in der nächsten Stunde damit anfangen zu sollen, daß man daran denke. Und doch, diese nächste Stunde entscheidet vielleicht alles: die nächste Stunde auf eine „stille Stunde", sie ist die kritische Stunde. Läßt du sie hingehen und sagst du: „Ich habe gelobt, nie zu vergessen, also mein ganzes Leben der Erinnerung daran geweiht; wie kleinlich ist es dann, mit dieser nächstliegenden Stunde es so genau zu nehmen" — sagst du so: so ist es eigentlich entschieden, daß du der vergeßliche Hörer oder Leser wirst. Denke dir einen, der einer Leidenschaft ergeben war und noch ist. Da kommt nun ein Augenblick (er kommt für jeden, vielleicht manchesmal, viel-

leicht manchesmal leider vergebens!), ein Augenblick, wo er sich wie von jemand gestellt fühlt; es erwacht ein guter Entschluß. Denke dir da, er (z. B. ein Spieler) sagte eines Morgens zu sich selbst: „Nun gelobe ich hoch und heilig, daß ich mich nie mehr mit dem Spielen einlasse, nie mehr — heute abend ist es das letztemal!" O mein Freund, er ist verloren! Lieber noch das Gegenteil, so wunderlich es auch scheint! Wenn ein Spieler in solch einem Augenblick zu sich selbst sagt: „Nun wohlan, du magst dein ganzes übriges Leben einen Tag wie den andern spielen, heute abend aber lässest du es sein!" — und er hielte das: mein Freund, so ist er so gut wie sicher gerettet. Denn der Vorsatz des ersteren ist ein Gaunerstreich der Lust, durch den des zweiten wird die Lust zum besten gehalten; der erste wird von der Lust genarrt, der zweite narrt die Lust. Die Lust ist nur im Augenblicke stark; bekommt sie nur augenblicklich ihren Willen, so hat sie ihrerseits gegen Versprechungen fürs ganze Leben gar nichts einzuwenden. Sagt man aber umgekehrt: „nein, nur heute nicht, aber morgen, übermorgen usw." — so hat man die Lust zum besten. Denn durch das Warten verliert die Lust das Gelüste. Gewährt man ihr nicht augenblicklich, sowie sie sich anmeldet, vor allem andern Einlaß; heißt es, daß ihr erst morgen Einlaß verstattet werden könne: so versteht die Lust (rascher als der geschmeidigste und schlaueste Hofmann oder das listigste Weib die Lage versteht, wenn sie im Empfangszimmer warten müssen) — die Lust versteht, daß sie nicht mehr ein und alles ist, d. h. daß sie nicht mehr „die Lust" ist. So ist auch darauf zu achten, daß man nicht sogleich vergißt. Versprich nicht, du wollest niemals vergessen, — um in der nächsten Stunde nicht gleich dran denken zu müssen; nein, dreh lieber die Sache um und sage: „Daran brauche ich ja nicht mein ganzes Leben zu denken; aber ich verspreche, daß ich gleich in der nächsten Stunde daran denken werde, und das halte ich auch."

Wenn du nun fortgehst (wir können ja annehmen, dies sei eine Rede, die gehalten worden sei), so mache dir mit Beurteilung der Rede oder des Redners nicht zu schaffen. Denn dann kann man zwar nicht von dir sagen, du habest die Rede sofort vergessen; gleichwohl ist man ein vergeßlicher Hörer, wenn man sie auf diese Weise in Erinnerung behält. Nein — und doch, vergiß die Rede und den Redner; kommst du aber

heim, so lies (womöglich laut) den Text des Tages für dich durch — aber tu' es doch gleich! Nicht wahr, du willst es tun! So habe Dank. Und wenn einer vielleicht erst nach zehn Jahren ganz zufällig auf diese Rede stieße und sie bis zu Ende lesen würde: o, so bitte ich dich, lies dann doch, womöglich laut, für dich selbst den Text des Tages; aber tu' es doch gleich! Nicht wahr, das willst du tun? Habe Dank!

Und du, o Weib, dir ist es ja sogar vorbehalten, das Bild des nichtvergeßlichen Hörers und Lesers zu sein. Komm du geziemend der Mahnung des Apostels nach, daß das Weib in der Gemeinde schweige; das geziemt sich. Auch befasse dich nicht damit, daheim predigen zu wollen; es kleidet dich nicht. Nein, sei schweigsam; in Schweigen bewahre das Wort; dein Schweigen sei der Ausdruck dafür, daß du es tief in dir birgst. Glaubst du nicht an das Schweigen? Ich tue es. Als Kain den Abel erschlagen hatte, da schwieg Abel. Aber Abels Blut schreit zum Himmel; es schreit (nicht: es schrie), es schreit gen Himmel. Schreckliche Beredsamkeit, die nie verstummt — o Macht des Schweigens! Bedeutete bei jenem königlichen Manne, der der Schweigsame heißt, sein Schweigen nicht auch etwas? Während die andern gewiß laut über die Rettung des Staats und was sie tun wollten berieten, da war nur er es, der schwieg. Was bedeutete dieses Schweigen? Daß er der Mann war, der den Staat rettete. Sieh, das ist des Schweigens Macht!

So mit dem Weibe. Laß mich solch ein Weib, eine Hörerin des Worts beschreiben, die das Wort nicht vergißt; vergiß aber doch über dieser Beschreibung nicht, selbst eine solche zu werden. Wie gesagt, sie redet nicht in der Gemeinde, sie schweigt; auch redet sie daheim nicht von der Religion, sie schweigt. Sie ist auch nicht wie eine Geistesabwesende, die in andere, ferne Regionen schweift; du sitzest und redest mit ihr, und wie du am besten drin bist, sagst du bei dir selbst: „sie ist schweigsam — was bedeutet dieses Schweigen?" Sie besorgt ihr Hauswesen, ist ganz gegenwärtig, wie mit ihrer ganzen Seele auch bei der kleinsten Kleinigkeit; sie ist fröhlich, mitunter voll Scherz und Munterkeit, sie ist fast mehr als die Kinder die Freude im Hause, — und wie du am allerbesten dasitzest und schaust auf sie hin, da sagst du zu dir selbst: „sie ist schweigsam; was bedeutet dieses Schweigen?" Und nehmen wir ihn selbst, der ihr am nächsten steht, mit dem sie durch unauflösliche Bande

verbunden ist, den sie von ganzer Seele liebt und der ein Recht auf ihre Vertraulichkeit hat — wenn sich denken ließe, daß dieser direkt zu ihr sagte: „Was soll dieses Schweigen? was denkst du dabei? Denn es muß hinter all dem anderen etwas liegen, etwas, das du gleichsam immer in Gedanken haben mußt: sag' es mir!" — so sagt sie es nicht direkt; höchstens sagt sie vielleicht ausweichend: „gehst du am Sonntag mit zur Kirche?" und dann redet sie von andern Dingen; oder sie sagt: „versprich mir, daß du mir am Sonntag eine Predigt vorliesest" — und dann redet sie von andern Dingen. Was bedeutet dieses Schweigen?

Was es bedeutet? Ja, wir wollen nicht weiter danach forschen; sagt sie ihrem Manne nichts direkt, so können doch wir andern keinen Aufschluß verlangen. Nein, statt weiter nachzuforschen, wollen wir bedenken, daß eben dieses Schweigen uns nottut, wenn Gottes Wort einige Macht über die Menschen gewinnen soll.

O, wenn wir (christlich betrachtet, gewiß mit Recht) den heutigen Zustand der Welt, das ganze Leben (im Sinne des Christentums) krank finden müssen; und wenn ich ein Arzt wäre und mich jemand fragte, was ich zu tun vorschlage, so würde ich erwidern: „Als erstes, als unbedingte Bedingung, daß überhaupt etwas geschehen kann, also als allererstes muß das geschehen: schaffe Schweigen, bringe die Menschen zum Schweigen! Gottes Wort kann so nicht gehört werden; und wenn es unter Anwendung lärmender Mittel geräuschvoll hinausgerufen wird, daß es im Spektakel auch gehört werde, so ist es nicht mehr Gottes Wort; darum schaffe Schweigen! O, alles lärmt; und wie man von hitzigem Getränk sagt, es rege das Blut auf, so ist in unserer Zeit jedes, auch das unbedeutendste Unternehmen, jede, auch die nichtssagendste Mitteilung bloß auf Anreizung der Sinne oder Erregung der Masse, der Menge, des Publikums, auf den Lärm berechnet. Und der Mensch, dieser kluge Kopf, verliert den Schlaf in der Jagd nach immer neuen Mitteln zur Verstärkung des Lärms, zur möglichst hastigen und möglichst weiten Ausbreitung des Tumults und des nichtssagenden Geredes. Ja, wir leben nächstens in der richtigen verkehrten Welt; was wir einander mitzuteilen haben, reduziert sich bald auf ein Minimum von Gehalt und Bedeutung, und zugleich haben die Mittel der Mitteilung jetzt ungefähr die höchste Vollkommenheit erreicht, alles blitzschnell überallhin

auszubreiten: denn was wird eiliger unter das Volk gebracht, als das Geschwätz! und was gewinnt größere Verbreitung als eben das Geschwätz! O schaffe Schweigen!"

Und das kann das Weib. Es erheischt eine ganz ungewöhnliche Überlegenheit, wenn ein Mann durch seine Anwesenheit Männern Schweigen auferlegen soll; hingegen vermag das jedes Weib, innerhalb seiner Grenze, in seinem Kreise, — wenn es nicht selbstisch, sondern demütig im Dienste eines Höheren stehend es will.

Wahrlich, die Natur hat das Weib nicht verkürzt, und das Christentum wahrlich auch nicht. Nun, und es ist menschlich, und so auch weiblich, innerhalb seiner Grenze geziemend seine Bedeutung haben und (nur zu!) eine Macht sein zu wollen. So kann ein Weib auf verschiedene Weise Macht ausüben: durch seine Schönheit, seine Anmut, seine Gaben, seine kühne Einbildungskraft, seinen glücklichen Sinn; — sie kann auch auf lärmende Weise Macht anstreben. Das letztere ist unschön und unwahr, das erstere vorübergehend und unsicher. Willst du aber, o Weib eine Macht sein, so laß mich dir anvertrauen, wie —: lerne schweigen, und laß andere das Schweigen von dir lernen. Du verstehst ja — ja, wenn dir auch kärgliche Mittel beschieden wurden, so verstehst du doch dein Haus, dein Heim freundlich, freundlich-einladend, in aller Bescheidenheit nicht ohne bezaubernde Anmut einzurichten; und wenn dir reichere Mittel zu Gebot stehen, so verstehst du dein Haus, dein Heim geschmackvoll, gemütlich-ansprechend, nicht ohne bezaubernde Anmut einzurichten; und wenn Überfluß dir zuteil wurde, so verstehst du, mit sinnigem Takt den Reichtum fast verbergend, Reichtum und Einfachheit zu verbinden und eben damit eine gewisse bezaubernde Anmut über dein Haus, dein Heim auszugießen. Mein Auge ist dafür nicht blind, ich habe vielleicht nur allzuviel von einem Dichter in mir; doch mögen das andere preisen. Dagegen gibt es eines: wenn du das in deinem Hause, deinem Heim anzubringen vergäßest, so fehlt das Wichtigste — es ist das Schweigen! Das Schweigen! Es ist nicht ein bestimmtes Etwas; denn es besteht gewiß nicht darin, daß nicht geredet wird. Nein. Schweigen ist wie die milde Beleuchtung in dem traulichen Zimmer, wie die Freundlichkeit in dem ärmlichen Stübchen; man redet nicht davon, aber es ist da und übt seine wohltätige Macht aus. Schwei-

gen ist wie die Stimmung, die Grundstimmung, die nicht hervorgezogen wird; darum heißt sie eben die Grundstimmung, weil sie zugrunde liegt.

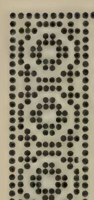
Dieses Schweigen kannst du aber nicht anbringen wie z. B. Gardinen, die man durch den Handwerksmann aufmachen läßt; nein, daß Schweigen geschaffen werde, hängt von deiner Gegenwart ab, von deiner Art, wie du in deinem Hause, deinem Heim waltest. Und wenn du so durch deine Gegenwart Jahr um Jahr stetig Schweigen in deinem Hause eingeführt hast, so wird zuletzt dieses Schweigen auch in deiner Abwesenheit da sein, als ein Zeugnis von dir, endlich, ach, als eine Erinnerung an dich!

Es gibt ein Beiwort, das die entscheidende Eigenschaft des Weibes bezeichnet; mag der Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Weibe in der und jener Hinsicht noch so groß sein: dies eine erwartet man von jedem, sein Mangel wird durch keinen Überfluß aufgewogen, durch keine Armut entschuldigt. Es ist mit ihm, wie mit dem Zeichen der Macht, das die Obrigkeit trägt: die Personen sind untereinander sehr verschieden; der eine ist der oberste und nimmt einen sehr hohen Rang in der Gesellschaft ein, ein anderer ist der geringste und spielt in der Gesellschaft eine sehr untergeordnete Rolle — eines aber haben sie miteinander gemein: das Zeichen der Macht. Diese Eigenschaft nun, welche die Würde des Weibes ausmacht, wie es die Würde des Mannes ausmacht, daß er ein Charakter ist, das ist die Häuslichkeit. Die zahllose Schar von Frauen, so mannigfach und mannigfach begründet die Unterschiede zwischen ihnen sind: eines sollen sie gemeinsam haben (wie sie das gemein haben, Weib zu sein), und dieses eine ist die Häuslichkeit. Nimm eine einfache Bürgersfrau: wenn man von ihr sagen kann, sie sei häuslich, so gebührt ihr Ehre; ich neige mich vor ihr so tief wie vor einer Königin. Und wenn andererseits die Königin nicht Häuslichkeit hat, so ist sie doch nur eine mittelmäßige Madame. Nimm ein Mädchen, an der man sich versündigen würde, wenn man es eine Schönheit heißen wollte: alle Ehre auch ihm, wenn es häuslich ist, soweit das Mädchen das sein kann. Und dann wieder eine strahlende Schönheit, der du meinetwegen noch allerlei Talente als Mitgift beigeben magst, die meinetwegen auch eine Berühmtheit sei — aber nicht häuslich ist, ja nicht einmal Achtung

dafür hat: sie ist doch mit samt ihren Talenten, ihrer Schönheit und Berühmtheit ein mittelmäßiges Frauenzimmer. Häuslichkeit! Damit machen wir dem Weibe das Zugeständnis, daß gerade sie es ist, die das Haus schafft; auch dem Mädchen, das vielleicht nie in die Ehe tritt, bestimmen wir seinen Rang gleichwohl nach dem, was die weibliche Würde ausmacht: nach dem, ob es häuslich ist. Das Schweigen aber, das in einem Hause waltet, ist die Häuslichkeit im Sinne der Ewigkeit.

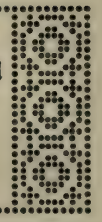
Doch willst du, o Weib, die Kunst verstehen, dieses Schweigen anzubringen und es von dir lernen zu lassen, so mußt du selbst in die Schule gehen. Du mußt darauf achten und dir Zeit dafür schaffen, daß du tagtäglich in dem Eindruck des Göttlichen dich sammelst. Du mußt dir Zeit schaffen; und hast du auch noch soviel zu besorgen, du bist ja (hier kommt es wieder) häuslich; und wenn man häuslich mit der Zeit umgeht, so gewinnt man immer noch Zeit. Darauf mußt du achten. Der Mann hat mit soviel fertig zu werden, soviel mit dem Lärmenden zu tun, nur zuviel: achtest du nicht darauf, daß alles in Ordnung ist, daß das Schweigen waltet, so kommt nie Schweigen in dein Haus.

Gib also wohl acht darauf! Denn in unserer Zeit lernt ein Mädchen soviel im Institut, Französisch und Englisch und Zeichnen; auch daheim lernt es gewiß manche nützliche Sache: ob es heutzutage das Wichtigste lernt, was es später lehren soll (während doch nur einzelne später Französisch und Englisch zu lehren haben), ob es Schweigen lernt — das weiß ich nicht. Du aber sei aufmerksam in dieser Hinsicht, da es ja deine Aufgabe ist, Schweigen anzubringen. Vergiß nicht des Apostels Wort, daß man im Siegel des Worts sich selbst betrachten soll. Denn ein Weib, das sich viel spiegelt, wird eitel und in der Eitelkeit geschwätzig. Und ein Weib, das sich im Spiegel der Zeit spiegelt, wird laut und geräuschvoll. Ein Weib aber, das im Spiegel des Worts sich spiegelt, wird schweigsam. Und wird sie das, so ist es vielleicht der stärkste Ausdruck dafür, daß sie nicht eine vergeßliche Leserin oder Hörerin ist. Wer redselig wurde, nachdem er im Spiegel des Worts sich betrachtet hat, er zeigt damit vielleicht, daß er nicht vergessen hat — vielleicht; wenn er aber schweigsam wurde: das ist sicher. Du weißt ja: wer sich verliebte und redselig wurde — nun ja! aber schweigsam zu werden: das ist sicherer.



II. Diese heiligen Worte stehen geschrieben in der Apostelgeschichte

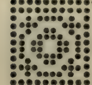
Kapitel 1, Vers 1—12



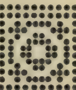
Die erste Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jesus anfing beides zu tun und zu lehren, bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Aposteln (welche er hatte erwählet) durch den heiligen Geist Befehl getan hatte; welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen, und ließ sich sehen unter ihnen 40 Tage lang, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, daß sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheißung des Vaters, welche ihr habt gehöret (sprach er) von mir. Denn Johannes hat mit Wasser getauft; ihr aber sollt mit dem heiligen Geist getauft werden, nicht lange nach diesen Tagen. Die aber, die zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an das Ende der Erde. Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn habt gesehen gen Himmel fahren.

Gebet

Herr Jesus Christus, der du dein Schicksal vorauswußtest und dich doch nicht zurückzogst, der du dich also in Armut und Niedrigkeit gebären ließest, darauf in Armut und Niedrigkeit als ein Leidender der Welt Sünde trugest, bis du verhaßt, verlassen, verspottet, verspeit, endlich auch von Gott verlassen, dein Haupt im schmählichen Tode neigtest: oh, du erhobst es doch wieder, du ewiger Siegesfürst, der du zwar nicht über deine Feinde im Leben, im Tode aber sogar über den Tod siegtest; du erhobest für ewig siegreich wieder dein Haupt, du gen Himmel Gefahrener! Daß wir dir doch nachfolgen möchten!



Christus ist der Weg



Christus ist der Weg. Das sind seine eigenen Worte, so muß es wohl Wahrheit sein.

Und dieser Weg ist schmal. Das sind seine eigenen Worte, so muß es wohl Wahrheit sein. Ja, wenn er es auch nicht gesagt hätte, es wäre doch Wahrheit. Hieran hast du ein Beispiel, was „predigen" im höchsten Sinne heißt. Denn ob Christus auch nie gesagt hätte: „die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt", — sieh nur auf ihn, und du siehst sofort: der Weg ist schmal. Nur ist es freilich eine ganz anders stetige und ganz anders eindringliche Verkündigung dessen, daß der Weg schmal ist, wenn sein Leben Tag für Tag, von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick ausdrückt: „der Weg ist schmal", als wenn er etlichemal bloß verkündet hätte, der Weg sei schmal, ohne daß sein Leben es zum Ausdruck gebracht hätte. Du siehst hier zugleich, daß es der denkbar größte Abstand von der Verkündigung des wahren Christentums ist, wenn einer eine halbe Stunde lang das Christliche verkündet, in seinem Leben aber von Tag zu Tag, jede Stunde am Tage und jeden Augenblick, das Gegenteil davon ausdrückt. Durch eine solche Verkündigung wird das Christliche in sein gerades Gegenteil verkehrt. Daher enthält jener alte Hymnus: „Großer Gott, wir loben dich", in seiner Aufzählung der verschiedenen Verkündigungsformen des Worts auch nicht diese Art der Verkündigung, diese Erfindung einer späteren Zeit — „wo das Christentum vollkommen gesiegt hat". In dem Hymnus heißt es: „die Propheten loben dich"; sie waren die ersten

der Zeit nach. Dann: „die Apostel loben dich." Das ist das Außerordentliche: Propheten und Apostel. Nun kommt eine ganze Schar, ein Gewimmel von Menschen — und du und ich mit, kann ich mir denken; ja horch nur: „die teuren Märtyrer allzumal loben dich, Herr, mit großem Schall." Und dann ist es vorbei. Das ist die wahre Verkündigung der Lehre, daß der Weg schmal ist. Da spottet der Verkündiger nicht seiner selbst, als wäre der Weg, den er selbst geht, bequem, während er doch (vielleicht gerührt, überzeugend, vielleicht nicht ohne Tränen, — die ihm doch vielleicht auch leicht fallen!) verkündet, „der Weg" sei schmal — nämlich nicht der, den er geht. Nein, der wahre Prediger drückt durch sein Leben die Lehre aus, daß der Weg schmal ist. Es gibt bei ihm nur einen Weg: den, auf dem er geht, indem er verkündet, daß „der Weg" schmal ist. Es gibt da nicht zwei Wege: einen bequemen, gebahnten, auf dem der Verkündiger geht, während er verkündet, „der Weg" sei schmal, — nämlich der andre, wahre Weg, der Weg, den er selbst nicht geht: so daß also seine Verkündigung die Menschen zur Nachfolge Christi auf dem schmalen Weg einladen würde, während sein Leben (natürlich weit nachdrücklicher) sie einlädt, ihm, dem Verkündiger, auf dem bequemen, gebahnten Wege nachzufolgen. Ist das Christentum? Nein, christlich soll Leben und Verkündigung eines und dasselbe ausdrücken, dies eine: „der Weg" ist schmal.

Und dieser Weg, der Christus ist, dieser schmale Weg, er ist *in seinem Anfang schmal*.

Er wird in Armut und Niedrigkeit geboren; fast wäre man zu dem Gedanken versucht, es sei kein Mensch, der hier geboren wird: denn er wird in einem Stall geboren, in eine Windel gewickelt, in eine Krippe gelegt, — was verwunderlich genug ist, da ihm doch schon als Kind die Machthaber nach dem Leben stehen, so daß die armen Eltern mit ihm flüchten müssen. Das ist in Wahrheit sogar ein absonderlich schmaler Weg. Denn wenn man in Hoheit, z. B. als Thronerbe, geboren wird, ja, da kann es wohl sein, daß man Gegenstand für die Nachstellungen der Mächtigen wird; aber in einem Stall geboren und in eine Windel gewickelt zu werden: das ist Armut und Niedrigkeit, die schon drückend genug sein kann — dann pflegt man aber auch den Nachstellungen Mächtiger enthoben zu sein.

Wie er aber schon durch seine Geburt nicht zur Hoheit bestimmt schien, so blieb es auch weiter so ziemlich wie es am Anfang war: er lebt in Armut und Niedrigkeit, hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann.

Daran wäre wohl bereits eigentlich genug, um (menschlich geredet) von einem Wege sagen zu können, er sei schmal. Und doch ist das wohl noch das Leichteste auf dem schmalen Wege.

Der Weg ist noch ganz anders schmal, und zwar gleich von Anfang an. Denn sein Leben ist gleich von Anfang an eine Versuchungsgeschichte. Nicht bloß ein einzelner Abschnitt seines Lebens, nicht nur die 40 Tage sind eine Versuchungsgeschichte; nein, sein Leben ist die Versuchungsgeschichte, wie es auch die Leidensgeschichte ist. Er ist versucht in jedem Augenblick seines Lebens, d. h. er steht fortwährend vor der Möglichkeit, seinen Beruf, seine Aufgabe eitel zu nehmen. In der Wüste ist der Satan der Versucher; sonst übernehmen andere die Rolle desselben: bald das Volk, bald die Jünger; vielleicht daß sich auch einmal, besonders im Anfang, die Mächtigen darin versucht haben, ihn zur Verweltlichung seines Berufs, seiner Aufgabe zu verlocken. Und wäre er ja auf die eine oder andere Weise etwas Großes in der Welt, König oder Herrscher geworden, dann wäre der einzige Wunsch seiner geliebten Jünger erfüllt worden, so daß ja die Rücksicht auf sie es ihm versuchlich nahe legen konnte, ein wenig nachzugeben, statt sie (menschlich geredet) so unglücklich als möglich zu machen. Wenn denn andere von Anfang an mit ungeheurer Anstrengung dafür kämpfen, um Könige, Herrscher zu werden: er mußte gleich von Anfang an unendlich mehr Anstrengung aufbieten, um sich der Erwählung zum König und Herrscher zu erwehren. O schmaler Weg! Er ist ja schmal genug, wenn das Leiden unvermeidlich ist und kein Ausweg sich zeigt; wie viel schmaler aber, wenn in jedem Augenblick des Leidens (ach und jeder Augenblick war Leiden!) diese — schreckliche! — Möglichkeit da ist, ja fast sich aufdrängt, diese Möglichkeit, sich mehr als Linderung, nein, Sieg und was nur ein irdisches Herz begehren mag so leicht zu verschaffen! Schmaler Weg, den doch so mancher wahre Nachfolger zurücklegen mußte, wenn er bei ihm auch nicht so schmal war! Das allgemein Menschliche ist die Sehnsucht, für etwas Großes angesehen zu werden; und die allgemeine Falschmünzerei liegt darin, daß man sich für mehr ausgibt, als man ist.

Das religiöse Leiden beginnt anders. Durch das Verhältnis zu Gott fühlt sich der Berufene so mächtig, daß ihm jener eitle Hang, für mehr angesehen zu werden, nicht gerade zur Versuchung wird. Nein, aber im selben Augenblick durchbebt ihn eine Todesangst, da er versteht, daß die Art Begabung in der Regel der sichere Untergang ist. Und so ist er versucht, weniger von sich selbst zu sagen als der Wahrheit entspricht. Dabei hätte er außer Gott niemand, niemand zum Mitwisser; und tut er das, so erwartet ihn Freude, Jubel und Herrlichkeit, — denn dann siegt er. Er soll also gerade dessen sich erwehren, daß er siege. — Wahrlich ein schmaler Weg!

Der Weg ist gleich von Anfang an schmal; denn er weiß gleich beim Beginn sein Schicksal voraus. O schreckliches Gewicht des Leidens gleich von Anfang an! Mancher, mancher ging freudig, fast jubelnd in den Kampf mit der Welt, weil getragen von der Hoffnung zu siegen. Es kam nicht so, die Sache nahm eine andere Wendung; aber noch in dem Augenblick seines scheinbar unvermeidlichen Untergangs lebte in ihm vielleicht doch ein menschliches Hoffen, es könnte sich noch zum Siege wenden, oder ein gottesfürchtiges Hoffen, es könnte sich, wie alles bei Gott möglich ist, noch alles zum Siege wenden. Christus aber wußte von Anfang, was ihm bevorstand; er wußte, daß es unvermeidlich sei — er wollte es ja selbst so, er ging ja selbst freiwillig dem entgegen! Schreckliches Wissen gleich von Anfang! Wenn ihm das Volk bei Beginn seines Lebens entgegenjubelt — im selben Augenblick weiß er, was das bedeutet: daß eben dieses Volk „kreuzige" rufen wird. „Warum will er sich dann mit dem Volke einlassen?" Vermessener, wagst du so zu dem Heiland des Menschengeschlechts zu reden? Nun tut er wieder ein Werk der Liebe an diesem Volk, wie sein ganzes Leben ein fortgesetztes Werk der Liebe war; er weiß aber im selben Augenblick, was das bedeutet: daß auch diese Tat ihn mit ans Kreuz bringen hilft. Hätte er hier in selbstischer Rücksicht auf sich das Werk der Liebe unterlassen, so wäre seine Kreuzigung vielleicht zweifelhaft geworden. „So hätte er doch die Tat unterlassen können!" Vermessener, wagst du so zum Heiland der Welt zu reden! O schmaler Weg! Schmaler Weg, den doch mancher wahre Nachfolger zurücklegen mußte, wenn er auch für ihn weniger schmal war! — Es ist für ein menschliches Herz ein freudiges

Gefühl, der ihm verliehenen Kräfte bewußt zu werden. So tritt im Beginn ein Augenblick ein, da „der Berufene" gleichsam seine Kräfte in der Hand wiegt, kindlich froh und dankbar für das ihm Vergönnte. Und gleich einem Kinde begehrt er vielleicht, wiewohl in aller Demut, noch mehr; und es wird ihm beschieden. Und jetzt noch mehr: es wird ihm zugestanden. Er wird fast selbst überwältigt; er sagt: „nein, nun begehre ich nichts mehr". Aber es ist, als sagte eine Stimme zu ihm: „o mein Freund, das ist nur ein geringer Teil von dem, was dir vergönnt ist." Da erbleicht er, der Berufene; fast sinkt er ohnmächtig zusammen; er sagt: „O mein Gott, ich verstehe es; so ist denn mein Schicksal bereits entschieden, mein Leben dem Leiden geweiht, geopfert. Und das soll ich jetzt schon verstehen können!" Fürwahr, ein schmaler Weg!

Ja, der Weg ist schmal gleich von Anfang an; denn er weiß gleich zu Anfang, daß es seine Arbeit ist, sich selbst entgegenzuarbeiten. O, schmal kann schon der Weg sein, wo dir doch verstattet ist, alle deine Kraft zu gebrauchen um durchzudringen; so daß der Widerstand also außer dir liegt. Sollst du aber deine Kräfte aufbieten um dir selbst entgegenzuarbeiten, so scheint der Ausdruck: der Weg ist „schmal", unendlich zu schwach; er ist ja vielmehr ungangbar, gesperrt, unmöglich, unsinnig.

Und doch ist der Weg, von dem es gilt, daß Christus der Weg ist, gerade in diesem Sinne schmal. Denn wenn er das Wahre, das Gute, das er will, nicht fahren läßt, vielmehr aus aller Macht dafür arbeitet, so arbeitet er sich in den gewissen Untergang hinein. Und wenn er andererseits die ganze Wahrheit zu rasch einsetzt, so kommt sein Untergang zu früh. Er muß also, indem er sich selbst entgegenarbeitet, eine Zeitlang anscheinend auf die Sinnestäuschungen eingehen, um sich den Untergang desto gründlicher zu sichern. Schmaler, schmaler Weg! Auf ihm gehen heißt eigentlich gleich zu Anfang sterben. Daß einer allmächtig Allmachtskräfte in der Hand hält und dabei ein Mensch ist, also imstande, alle menschlichen Leiden durchzuleiden; daß er dann diese Allmachtskräfte dazu verwenden soll, sich selbst entgegenzuarbeiten, und daß er das gleich im Anfang weiß: wahrlich, gleich von Anfang an ein schmaler Weg!

Und dieser Weg, welcher Christus ist, dieser schmale Weg wird dann in seinem Fortgang schmaler und immer schmaler bis aufs letzte, bis zum Tode.

Er wird schmaler, also, er wird nicht nach und nach bequemer. Nein, ein Weg, der nach und nach bequemer wird, ist nicht der Weg „Christus". Auf so einem Wege geht vielmehr die menschliche Klugheit und Verständigkeit. Der eine hat vielleicht mehr Klugheit, größeren Verstand als der andere und ist daher imstande, zu wagen und länger auszuhalten; immer aber muß Verstand und Klugheit nach längerer oder kürzerer Dauer der Leiden und Anstrengungen auf einen bequemeren Weg und schließlich noch auf den Sieg in diesem Leben rechnen können. Einen Weg, der bis zum Ende immer nur schmaler wird, einen solchen Weg geht die Klugheit und der Verstand niemals; „das wäre ja Wahnsinn".

Doch, sei es nun Torheit oder Klugheit — es bleibt dabei: der schmale Weg wird schmaler.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!" Das ist ein Seufzer, — der Weg ist schmal. Ein Seufzer! Was ist ein Seufzer? Ein Seufzer bedeutet, daß da drinnen etwas eingesperrt ist, das heraus will und doch nicht heraus kann oder darf; etwas, das Luft haben will. Da seufzt ein Mensch und macht sich Luft, um nicht zu ersticken; er ringt nach Luft, um nicht umzukommen. „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!" Wie soll ich dieses Leiden beschreiben? Ich will es versuchen; doch laß mich gleich zum voraus den Versuch wieder zurücknehmen und sagen: er ist nur ein ohnmächtiges Nichts, wenn er dies Leiden beschreiben will. Denke dir ein Schiff, das du dir ja unendlich größer denken magst, als man je eines in Wirklichkeit gesehen hat; denke dir, um doch etwas zu sagen, es könne 100 000 Menschen fassen. Es ist Kriegszeit, und es kommt zur Schlacht, — und der Kriegsplan fordert, daß man es in die Luft sprengt. Denke dir den Befehlshaber, der dies Feuer anzünden soll. Und doch ist das nur ein elendes, nichtssagendes Bild. Denn was sind 100 000 Menschen gegen das ganze Geschlecht? Und was ist eine solche Explosion, die die Opfer einträchtig in die Luft fliegen läßt, gegen das schreckliche Feuer, das Christus anzünden sollte, das Vater und Sohn, Sohn und Vater, Mutter und Tochter, Tochter und Mutter, Schwiegermutter und Schwiegertochter, Schwiegertochter und Schwie-

germutter auseinandersprengen und verfeinden sollte — wobei es sich zudem nicht bloß um Todesgefahr handelt, sondern um den Verlust der ewigen Seligkeit! „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!" Doch der Augenblick ist noch nicht da, der schreckliche; es ist nur der nicht minder schreckliche Augenblick vorher, wo man seufzt: ach, daß es schon geschehen wäre!

„O du unglaubige Art, wie lange soll ich bei euch sein, wie lange soll ich euch dulden!" Das ist ein Seufzer. Es ist, wie wenn der Kranke — nicht auf dem Krankenlager, sondern auf dem Sterbebette: denn es ist keine leichte Krankheit, er ist aufgegeben! — sich ein wenig aufrichtet und seinen Kopf vom Kissen erhebend fragt: wieviel Uhr ist es? Der Tod ist das Gewisse; die Frage ist nur: wie lange geht es noch? wieviel Uhr ist es? Allein der Augenblick, der schreckliche, ist noch nicht gekommen; es ist nur der nicht minder schreckliche Augenblick zuvor, da der Leidende seufzt: wie lange habe ich noch auszuhalten?

So ist er denn zum letztenmal mit seinen Aposteln bei dem Mahle versammelt, das er sehnsüchtig mit ihnen noch zu halten gewünscht hatte, ehe denn er stürbe. Wehrlos ist er wie immer. Wehrlos. Ja, denn er hätte sich doch auf Eine Art wehren können. Mit einer Milde, die wir Menschen bereits unendlich hätten bewundern müssen, hätte er zu Judas sagen können: „bleibe weg, komm nicht zu diesem Mahle; dein Anblick berührt mich schmerzlich!" Oder konnte er durch einen der Apostel — ohne ihm doch zu sagen, was er von Judas wußte — diesem bedeuten lassen, er möge wegbleiben. Aber nein, sie sind alle versammelt. Da sagt er zu Judas: „was du tust, das tue bald!" Das ist ein Seufzer. Nur bald! Selbst das Schrecklichste ist weniger schrecklich: nur bald! Ein Seufzer, der tief und langsam Atem holt. Nur bald! Das deutet auf einen, der eine ungeheure Aufgabe zu lösen hat; fast über seine Kräfte angestrengt, fühlt er doch für den nächsten Augenblick noch Kraft genug bei sich — „einen Augenblick länger, so bin ich vielleicht gebrochen, bin nicht mehr ich selbst" — und darum: nur bald! was du tust, das tue bald!

Dann steht er auf vom Tische und geht hinaus in den Garten Gethsemane; da sinkt er hin: o wäre es bald geschehen! Er sinkt hin, als wäre

er des Todes; ja war er eigentlich am Kreuze mehr ein Sterbender als in Gethsemane? War das Leiden am Kreuz ein Todeskampf, ach, dieser Kampf im Gebet, er ging auch ums Leben, war auch nicht ohne Blut, denn sein Schweiß fiel zur Erde wie Blutstropfen.

Dann steht er gestärkt wieder auf: Vater im Himmel, dein Wille geschehe!

Dann küßt er den Judas — hast du so was gehört? — dann wird er ergriffen, angeklagt, verurteilt! Es war ein Gerichtsverfahren in aller Form; es war menschliche Gerechtigkeit! Einem ganzen Volke hatte er wohlgetan; er hatte wahrlich nichts für sich gewollt, jeder Tag seines Lebens und jeder Gedanke war dem Volke geopfert. Dieses Volk ruft: „kreuzige ihn, kreuzige ihn!" Dann war da ein Landpfleger, der sich vor dem Kaiser fürchtete, ein gebildeter Mann, der darum nicht umhin konnte, seine Hände vor dem Volk zu waschen — und dann wurde er verurteilt! O menschliche Gerechtigkeit! Ja, bei stillem Wetter, wo alles seinen ruhigen Gang geht, da gilt so ein klein wenig Gerechtigkeit! O menschliche Bildung, was unterscheidet dich eigentlich wohl von der Unbildung, von der Roheit der Menge, die dir der größte Greuel ist? Daß du dasselbe tust wie sie, nur mit Wahrung der Form, nicht mit ungewaschenen Händen. O menschliche Bildung!

Dann wird er ans Kreuz geschlagen — und dann nur noch ein Seufzer, noch der tiefste, der entsetzlichste: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Diese Demütigung ist das Äußerste des Leidens. Du wirst bei seinen Nachfolgern im strengeren Sinn, den Blutzeugen, schwache Anklänge hieran finden. Sie haben sich auf Gott und auf Gottes Beistand berufen; von allen verlassen haben sie — ja, was Wunder wohl! — durch Gottes Beistand sich stark gefühlt. Da kommt zuletzt ein Augenblick, und der Seufzer lautet: „Gott hat mich verlassen!" „Also, ihr, meine Feinde, ihr bekamet recht, ihr könnt nun jubeln; alles, was ich sagte, war nicht wahr, eine Einbildung; nun zeigt es sich: Gott ist nicht mit mir, er hat mich verlassen." O mein Gott! Und nun er, er hatte gesagt, er sei der Eingeborne des Vaters, eins mit dem Vater. Eins mit dem Vater! Sind sie aber eins, wie kann dann der Vater ihn einen Augenblick verlassen? Und doch sagt er: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" So war es also nicht Wahr-

heit, daß er eins mit dem Vater war! O Übermaß übermenschlichen Leidens! Ein menschliches Herz wäre ein wenig früher gebrochen; nur der Gottmensch muß das Äußerste ganz durch- und auskosten. — Dann stirbt er.

Mein Zuhörer! denke nun daran, was wir zu Anfang sagten: dieser Weg ist schmal! — Ist er es nicht?

Doch wir gehen weiter: und Christus ist der Weg. Christus ist der Weg: er steigt auf den Berg, eine Wolke nimmt ihn vor den Augen der Jünger weg; er fuhr auf gen Himmel — und er ist der Weg!

Vielleicht sagst du: „Ja, und davon sollte heute die Rede sein, nicht von dem, wovon deine Rede handelt, fast als hätten wir Karfreitag." O mein Freund, gehörst du zu denen, die genau mit dem Glockenschlag und Datum in eine bestimmte Stimmung kommen können? Oder nimmst du an, daß wir nach der Meinung des Christentums so sein sollen? Sollten wir nicht vielmehr soviel als möglich die auseinanderliegenden Momente des Christlichen zusammendenken? Eben an Christi Himmelfahrt soll daran erinnert werden, daß er der schmale Weg ist; denn sonst könnten wir die Himmelfahrt leicht eitel nehmen. Vergiß es nicht: der Weg war schmal bis zuletzt; der Tod tritt dazwischen — dann folgt die Himmelfahrt. Nicht mitten auf dem Wege, nicht einmal am Ende des Weges fuhr er gen Himmel; denn der Weg endet am Kreuz und im Grabe.

Die Himmelfahrt ist keine unmittelbare Fortsetzung des Vorangehenden; gewiß nicht! Auch führt ein schmaler Weg, der aber noch im Verlauf dieses Lebens bequemer und bequemer wird, nie so hoch empor; selbst wenn er zum Höchsten, zum Siege führt, wird er doch nie zu einer Himmelfahrt. Aber jeder Lebende ist, wenn er überhaupt auf dem rechten Weg und nicht auf einem Abwege ist, er ist auf dem schmalen Wege.

Es soll darum gewiß von der Himmelfahrt und davon, daß Christus zu ihr der Weg ist, geredet werden. Was aber die Himmelfahrt betrifft, so ist in ihr leicht durchzukommen — wenn wir nur soweit gelangen. Und sie erreichen wir am allerwenigsten durch den bloßen Gedanken an die Himmelfahrt, ob du dich durch ihn auch erheben lässest.

Er fuhr gen Himmel: so hat nie jemand gesiegt! Eine Wolke nahm

ihn auf vor ihren Augen weg: so ist nie ein Triumphator von der Erde erhoben worden! Sie sahen ihn nicht mehr: so wurde der Triumph sonst nie für jemand das letzte Ende! Er sitzt zur Rechten der Kraft — der Triumph hat also nicht mit der Himmelfahrt sein Ende? O nein, diese ist nur sein Anfang: so hat nie jemand triumphiert! Er kommt wieder mit den Heerscharen der Engel — der Triumph hat also auch mit dem Sitzen zur Rechten der Kraft noch nicht sein Ende? Nein, das war nur das Ende des Anfangs: o ewiger Siegesfürst!

Mein Zuhörer, welchen Weg im Leben gehst du? Vergiß nicht, was ich zu mir selbst sage, daß nicht von jedem schmalen Weg gilt, daß der Weg Christus ist, oder daß er zum Himmel führt.

Es kostet nach dem Ausspruch eines Frommen einen Menschen ebensoviel oder noch mehr Mühe zur Hölle zu fahren als in den Himmel zu kommen. Ein schmaler Weg ist also auch der Weg des Verderbens; der Weg aber ist nicht Christus, wie er auch nicht zum Himmel führt. Es gibt auf diesem Weg Unruhe, Angst und Qual genug; insofern ist der Weg wahrlich schmal, der Weg zum Verderben, der Weg, der zum Unterschied von den andern genannten Wegen (dem im Anfang schmalen Weg, der fortwährend bequemer wird, und dem schmalen Weg, der immer noch schmaler wird) daran kenntlich ist, daß er im Anfang scheinbar so bequem ist, aber immer schrecklicher und schrecklicher wird. Denn es geht so leicht, in den Tanz der Lust einzutreten; wenn aber im weiteren Verlauf die Lust wider seinen Willen mit dem Menschen tanzt: das ist ein schwerer Tanz. Und es ist so leicht, den Leidenschaften die Zügel zu lassen — kühne Fahrt! kaum kann das Auge noch folgen! — bis dann die Leidenschaften die Zügel ergreifen, die ihnen überlassen wurden, und in noch kühnerer Fahrt — der Mensch selbst wagt kaum zu sehen, wohin es mit ihm geht! — ihn mit sich fortreißen. Und es ist so leicht, einen sündigen Gedanken sich ins Herz einschleichen zu lassen — kein Verführer war je so geschmeidig, wie ein sündlicher Gedanke dies ist! Es ist so leicht und gar nicht wie sonst, daß der Anfang teuer kommt. O nein, er kostet gar nichts; es bezahlt im Gegenteil der sündliche Gedanke einen hohen Preis für den Eintritt: er kostet also wirklich nichts — bis zum Schluß, wo du diesen Anfang, der gar nichts

kostete, teuer bezahlen mußt. Denn ist der sündliche Gedanke einmal eingedrungen, so macht er sich schrecklich bezahlt. Als Schmeichlerin findet die Sünde am öftesten ihren Eingang in den Menschen; doch ist dieser dann der Sünde Knecht geworden, so ist das die schrecklichste Knechtschaft — ein schmaler, ein ungeheuer schmaler Weg zum Verderben.

Ferner: Es gibt auch noch andere schmale Wege, von denen gleichwohl nicht gilt, daß der Weg Christus ist oder daß sie zum Himmel führen. Es gibt menschliche Leiden genug, nur zu viele, Krankheit, Armut und Verkennung — wer kann sie alle nennen? Jeder, der so einen Weg geht, hat ja auch einen schmalen Weg. Wir wollen nun wahrlich nicht in hochfahrendem Tone reden, als wären diese Leiden für nichts zu achten; aber, mein Freund, du weißt ja selbst, was Christentum ist, und ich will dich nur daran erinnern. Was den christlichen schmalen Weg von dem allgemein menschlichen schmalen Wege unterscheidet, das ist die Freiwilligkeit. Christus war nicht einer, der irdischen Gütern nachtrachtete, aber mit der Armut sich begnügen mußte; nein, er w ä h l t e die Armut. Er war nicht einer, der menschliche Ehre und Ansehen suchte, aber mit einem Leben in Niedrigkeit sich begnügen oder vielleicht Verkennung und Verleumdung sich gefallen lassen mußte; nein, er w ä h l t e die Erniedrigung. Das ist im strengsten Sinn der schmale Weg. Die allgemein menschlichen Leiden sind nicht im strengsten Sinn der schmale Weg, so gewiß sie auch schon den Weg wahrlich schmal genug machen können, und obgleich du auch streben kannst, auf diesem, durch menschliche Leiden schmalen Wege christlich zu gehen. Er führt, wenn du christlich auf ihm gehst, doch dem Himmel zu, in den er einging, der gen Himmel Gefahrene.

Doch es ist wahr, man hat ja die Himmelfahrt bezweifelt.

Ja, wer hat gezweifelt? Wohl einer von denen, deren Leben den Stempel der „Nachfolge" trug? Oder einer von denen, die alles verließen, um Christus nachzufolgen? Einer von denen, die (ist die Nachfolge da, so gibt sich das von selbst) durch die Verfolgung gezeichnet wurden? Nein, von diesen keiner. Der Zweifel kam anderswoher. Man schaffte die „Nachfolge" ab und machte damit die Verfolgung unmöglich; und weil dies in der uns Menschen geläufigen Schelmensprache natürlich nicht wie eine Anklage gegen des Jahrhunderts Verirrung

und Rückschritt im Christentum lauten durfte, sondern zur Lobrede über eines erleuchteten Jahrhunderts unvergleichlichen Fortschritt in der Toleranz werden mußte, so feilschte man am Christentum, bis es fast zu nichts wurde ein Christ zu sein, und es also auch nichts mehr zu verfolgen gab. Was Wunder, wenn da im Nichtstun und in der Selbstgefälligkeit allerlei Zweifel aufkamen? Und der Zweifel wurde wichtig; wer zweifelt daran? Und mit diesem Zweifeln wurde man sich selbst wichtig; wie man seinerzeit (was wir wahrlich nicht billigen, aber doch besser verstehen können) sich selbst dadurch wichtig wurde, daß man alle seine Habe den Armen gab, so wurde man sich jetzt durch das Zweifeln wichtig — vermutlich, um an die Stelle der fromm verabscheuten falschen Verdienstlichkeit des Mittelalters das wahre „Verdienst" zu setzen. Und während man an allem zweifelte, war doch dies eine zweifellos, daß man durch diesen „Zweifel an allem" sich eine nichts weniger als zweifelhafte, eine äußerst feste Stellung in der Gesellschaft nebst viel Ehre und Ansehen unter den Menschen sicherte.

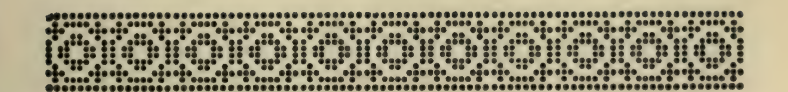
Also einige zweifelten. So fanden sich aber wieder einige, die den Zweifel mit Gründen zu widerlegen suchten. Eigentlich hängt die Sache doch wohl so zusammen: das Erste war, daß man Gründe suchte, um das Christliche zu beweisen, oder durch Gründe die Menschen in ein Verhältnis zum Christlichen bringen wollte. Und diese Gründe erzeugten den Zweifel aus sich, und der Zweifel wurde der stärkere Teil. Der Beweis für das Christliche liegt nämlich eigentlich in der „Nachfolge". Die nahm man weg. Dann fühlte man ein Bedürfnis nach Gründen; diese Gründe, oder daß man Gründe hatte, ist aber bereits eine Art Zweifel — und so kam der Zweifel empor und lebte von den Gründen. Man merkte nicht, daß man mit der Mehrung der Gründe nur den Zweifel nährte und stärkte, daß man den Zweifel so wenig mit Gründen töten konnte, als man ein gefräßiges Ungeheuer durch Darbietung seiner liebsten, leckersten Speise los wird. Nein, wenn man den Zweifel wirklich töten will, so darf man ihm keine Gründe darbieten, sondern muß, wie Luther es macht, ihm gebieten, das Maul zu halten, und darum selbst reinen Mund halten und nicht mit Gründen kommen.

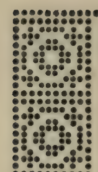
Die hingegen, deren Leben durch die Nachfolge gekennzeichnet ist, sie haben nicht an der Himmelfahrt gezweifelt. Und warum nicht? Erstens

weil ihr Leben zu angestrengt war und zu sehr in täglicher Aufopferung verlief, als daß sie müßig hätten sitzen können, um mit Gründen und Zweifeln, mit „gerade oder ungerade" zu spielen. Die Himmelfahrt stand ihnen fest; aber in der Arbeit ihres Lebens und auf dem schmalen Wege, den sie wandelten, kamen sie vielleicht sogar seltener dazu, an sie zu denken oder sich bei ihr zu verweilen. Es ist wie bei einem Kriegsmann, der eine prächtige Rüstung besitzt: er weiß gut, daß er sie hat, sieht sie aber fast nie an; denn sein ganzes Leben geht auf in täglichem Kämpfen und Wagen, und darum trägt er eine Werktagskleidung, in der er sich recht gut rühren kann. Sieh, so waren die, deren Leben durch die Nachfolge gezeichnet war, überzeugt, daß ihr Herr und Meister gen Himmel gefahren sei. Und darin wurden sie wieder durch die Nachfolge bestärkt. Alle diese täglichen qualvollen Leiden, die sie zu ertragen hatten; alle diese Opfer, die sie bringen mußten; all der Widerstand der Menschen, der Hohn und Spott, der Schimpf und die blutige Grausamkeit: das alles drängt den Nachfolger mit Gewalt hin auf die Himmelfahrt. Wie die Himmelfahrt die Naturgesetze sprengt — das ist ja der Einwand des Zweifels — oder wider sie streitet, so sprengt das dringende Bedürfnis der Nachfolger die bloß menschlichen Trostgründe (wie könnten sie auch den trösten, der für Wohltun leiden muß?), drängt sie hin auf einen andern Trost, dringt auf die Himmelfahrt ihres Herrn und Meisters, und dringt so glaubig zur Himmelfahrt hindurch. So ist es immer mit einem Drang im Menschen; Speise geht aus von dem Fresser; wo der Drang ist, da schafft er sich gleichsam selbst, was er braucht. Und die Nachfolger, wahrlich, sie bedurften seiner Himmelfahrt, um ihr Leben, wie sie es führten, auszuhalten, — nun darum ist sie [ihnen] auch gewiß. Wer aber müßig gute Tage hinbringt oder geschäftig von Morgen bis Abend im Umtrieb ist, um der Wahrheit willen aber niemals etwas erlitten hat, der hat eigentlich dieses dringende Bedürfnis nicht. Die Himmelfahrt ist mehr nur etwas, das er sich einbildet oder um Geld sich einbilden läßt. Er beschäftigt sich damit mehr nur wie mit einem Kuriosum. Und so zweifelt er. Natürlich, er braucht sie nicht. Oder er macht einige Gründe dafür ausfindig; oder ist ein anderer so gut und überläßt ihm drei Gründe, die dafür sprechen. Nun ja, *seinem* Bedürfnis mag das genügen!

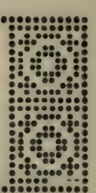
Du aber, mein Zuhörer, was tust du? Zweifelst du an der Himmelfahrt? Wenn das, so mach's wie ich, sage zu dir selbst: „Von solchem Zweifel macht man kein Aufhebens; ich weiß wohl, woher er kommt, und woher es kommt, davon nämlich, daß ich mich in der Nachfolge geschont habe, daß mein Leben in dieser Hinsicht nicht angestrengt genug ist, daß ich zu gute Tage habe, mir selbst die Gefahren erspare, die mit dem Zeugnis für Wahrheit und gegen Unwahrheit verbunden sind." Mach's du nur so! Vor allem aber werde dir mit dem Zweifel nicht selbst wichtig! Es ist (ich versichere dich!) auch kein Grund dazu vorhanden, da alles derartige Zweifeln eigentlich nur eine Selbstanklage ist. Nein, mache dir selbst und Gott dieses Bekenntnis, und du wirst sehen, eins von beiden wird geschehen: entweder wirst du genötigt, dich in der „Nachfolge" weiter hinauszuwagen — und dann kommt die Gewißheit über die Himmelfahrt sofort; oder demütigst du dich, daß du dich selbst geschont hast, daß du ein Salonchrist geworden bist, — und dann wirst du dir wenigstens keinen Zweifel gestatten, sondern demütig sagen: „will mich Gott in Gnaden als ein Kind behandeln, das fast ganz von den Leiden der ‚Nachfolge' verschont wird, so will ich wenigstens kein unartiges Kind sein, das auch noch an der Himmelfahrt zweifelt." O, wenn du bewundert, umschmeichelt, angesehen, im Überfluß lebst, so kommst du in Versuchung, so manches Wort zu sagen und an so manchem teilzunehmen, das du vielleicht lieber unterlassen solltest und für das du — ja nicht zu vergessen! — doch Rechenschaft geben mußt . . . und dann kommt dir die Himmelfahrt leicht aus dem Sinne; ja, wenn du einmal über sie nachdenkst, kommen dir vielleicht gar Zweifel und du sagst: „eine Himmelfahrt, die widerspricht ja allen Naturgesetzen, widerspricht ja dem Geist (d. h. doch wohl nur dem Natur-Geist!) in der Natur." Wenn du aber um einer guten Sache willen (wohlgemerkt: es muß um einer guten Sache willen sein!) verlassen, verfolgt, verspottet, in Armut lebst; wenn so deine Lage gegen alle bloß menschlichen Begriffe streitet: indem du zu leiden bekommst, weil du wohltust, weil du recht hast, weil du liebreich bist: — du wirst sehen, dann zweifelst du an seiner Himmelfahrt nicht; denn du brauchst sie. Und es braucht nicht einmal soviel, um dem Zweifel zu wehren; denn wenn du wenigstens vor Gott demütig zugestehst, daß dein Leben nicht

gezeichnet ist als das eines „Nachfolgers“ im strengeren Sinn; wenn du dich darunter demütigst, so erkühnst du dich nicht zu zweifeln. Wie solltest du darauf verfallen, dich mit einem Zweifel zu melden, wenn dir der Bescheid werden müßte: „Geh' erst hin und werde ein Nachfolger im strengeren Sinne; nur ein solcher hat mitzusprechen — und von ihnen hat keiner gezweifelt.“





III. Diese heiligen Worte stehen geschrieben in der Apostelgeschichte



Kapitel 2, Vers 1—11

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sah an ihnen die Zungen zerteilet, als wären sie feurig, und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen. Und wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit neuen Zungen, je nachdem ihnen der Geist gab auszusprechen. Es waren aber Juden da zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen und wurden bestürzt; denn es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich und sprachen untereinander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und an den Enden der Lybien bei Cyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber; wir hören sie mit unsern Zungen die großen Taten Gottes reden.

Gebet

Du heiliger Geist, der du lebendig machst, segne du auch diese unsere Versammlung, den Redenden, den Hörenden: frisch vom Herzen soll es mit deinem Beistand kommen, — lasse du es auch zu Herzen gehen!

Andächtiger Zuhörer! Wenn du auf unsere Redeweise achtest — nicht auf jene, die an Festtagen in unsern Kirchen Brauch ist, sondern auf die

Rede, wie sie an Werktagen, übrigens auch Sonntags außerhalb der Kirche, geführt wird: so wirst du kaum jemanden finden, der nicht glaubt an — z. B. an den „Geist der Zeit". Selbst wer beglückt in seiner Mittelmäßigkeit auf das Höhere verzichtet hat; ja selbst wer längst im Banne erbärmlicher Rücksichten oder im verächtlichen Dienst schlechter Gewinnsucht gefangen ist: auch er glaubt, und zwar steif und fest, an den Geist der Zeit. Nun freilich, etwas Hohes ist es gerade nicht, woran er glaubt. Der Geist der Zeit steht doch wohl nicht höher als die Zeit selbst; er hält sich zur Erde, so daß er als Geist am besten sich mit den Sumpfnebeln vergleichen ließe: aber es glaubt einer doch an Geist. Oder glaubt er an den „Weltgeist", diesen starken Geist, — ja, stark im Verlocken; diesen kräftigen Geist, — ja kräftig durch Irrtümer; diesen sinnreichen Geist, — ja, sinnreich im Betrügen; diesen Geist, den das Christentum einen bösen nennt: — so daß es insofern nichts so sehr Hohes ist, woran einer in diesem Geist glaubt; aber er glaubt doch an Geist. Oder glaubt er an den „Menschengeist": nicht an den Geist im einzelnen, sondern an den Geist des ganzen Geschlechts, diesen Geist, der, wenn er gottverlassen ist, weil er Gott verlassen hat, nach der Lehre des Christentums wieder ein böser Geist ist: — so daß es insofern nichts so sehr Hohes ist, woran einer in diesem Geist glaubt; aber er glaubt doch an Geist.

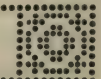
Sobald hingegen von einem heiligen Geist, vom Glauben an einen heiligen Geist die Rede ist: wie viele, meinst du, glauben an ihn? Oder wenn die Rede auf einen bösen Geist kommt, dem man entsagen solle: wie viele, meinst du, glauben so was?

Woher mag das kommen? Sieht vielleicht die Sache zu ernst aus, wenn es einen heiligen Geist gibt? Denn vom Zeitgeist und Weltgeist und dergleichen kann ich reden, auch daran glauben, ohne daß ich mir gerade etwas Bestimmtes dabei denken muß. Das ist also auch sozusagen Geist; ich bin aber bei dieser Sorte von Geist durch das, was ich sage, durchaus nicht gebunden; und an sein Wort nicht gebunden zu sein, ist gar viel wert. Wie oft hört man nicht: „ich sage das und das, will aber durch mein Wort nicht gebunden sein!" Aber von einem heiligen Geist und vom Glauben an einen heiligen Geist kann man nicht reden, ohne, durch sein Wort gebunden, sofort an diesen heiligen Geist

sich binden und dem bösen Geist absagen zu müssen — und das ist zu ernst. Daß es einen heiligen Geist gibt — welcher Ernst! Und daß es zur Sicherung des Ernstes einen bösen Geist gibt — wie ernsthaft! Einen bösen Geist! Ja, wer an den Zeitgeist, den Weltgeist glaubt, er glaubt ja freilich nach der Meinung des Christentums an einen bösen Geist; er aber meint das nicht, und insofern glaubt er nicht, daß es einen bösen Geist gebe. Für ihn besteht dieser Gegensatz von gut und böse im tieferen Sinne eigentlich gar nicht. Lose, wie er selbst ist, oder der Auflösung verfallen, in seinem Glauben zweifelhaft, unstet in allen seinen Wegen und vor jedem Lüftchen der Zeit sich beugend, derselben Art ist auch der Gegenstand seines Glaubens: das Luftige, der Geist der Zeit. Oder, wie er selbst in all seinem Dichten und Trachten verweltlicht ist, so ist der Gegenstand seines Glaubens dem entsprechend: der Geist der Welt.

Das Christentum aber fordert, man solle einem bösen Geist entsagen, lehrt einen heiligen Geist. Und heute ist das Fest des heiligen Geistes in der Kirche, das Pfingstfest, zur Erinnerung an den Tag, da der Geist zum erstenmal über die Apostel ausgegossen wurde. Von diesem heiligen Geiste soll daher heute geredet werden; was wir denn nun tun wollen, indem wir über das Wort reden:

Der Geist ist es, der lebendig macht



M. Z. Zu nichts ist der Mensch im Umgang mit dem Christentum von Natur mehr geneigt als dazu, daß er es eitel nehme. Es gibt auch nichts am Christlichen, nicht eine einzige christliche Bestimmung, die nicht durch eine kleine Abänderung, durch Wegnahme einer näheren Zwischenbestimmung sofort etwas ganz anderes würde, etwas, das in des Menschen Herz aufgekommen sein könnte; — und dann ist sie in etwas Eitles umgesetzt. Andererseits aber hat sich das Christentum auch gegen nichts mit größerer Nüchternheit und Eifersucht sicher gestellt als gegen jeden Versuch es eitel zu nehmen. Es gibt keine, keine christliche Bestimmung, bei der das Christentum nicht zuerst die Zwischenbestimmung des Todes anbringen würde, daß man erst absterben müsse — damit das Christentum gewiß dagegen gesichert sei, eitel genommen zu werden. Man sagt:

„das Christentum ist der milde Trost, ist diese Lehre von den milden Trostgründen.“ Ganz unleugbar ist es das! — wenn du nämlich erst sterben, absterben willst; und so milde ist das gerade nicht! Man stellt Christus dar und sagt: „höret auf seine Stimme, wie mild einladend er alle, alle Leidenden zu sich ruft, wie er ihnen verheißt, er werde ihnen Ruhe geben für ihre Seele.“ Ja wahrlich, so ist es; Gott verhüte, daß ich etwas anderes sage: aber doch, doch, ehe diese Ruhe für die Seele dir zuteil wird und damit sie dir beschieden werden kann, mußt du erst (das sagte der Einladende auch, das drückte sein ganzes Leben hienieden auf Erden täglich und stündlich aus), du mußt erst absterben: und ist das nun so einladend?

So auch mit diesem christlichen Satz, daß der Geist es ist, der lebendig macht. An welchem Gefühl hängt wohl ein Mensch fester als am Lebensgefühl? Was begehrt er stärker und heftiger, als recht das Leben in sich zu fühlen? Vor was schaudert er mehr zurück als vor dem Sterben? Hier wird ja aber ein lebendig machender Geist verkündet. So greifen wir doch zu! Wer wird sich bedenken? Bring uns Leben, mehr Leben, daß das Lebensgefühl in mir schwelle, als wäre alles Leben in meiner Brust gesammelt!

Sollte aber das wohl Christentum sein, dieser schreckliche Wahn? Nein, nein! Die Belebung durch den Geist ist nicht eine unmittelbare Erhöhung des natürlichen Lebens in unmittelbarer Fortsetzung dieses Lebens und unmittelbarem Zusammenhang mit ihm, — o Gotteslästerung! Wie schrecklich, das Christentum so eitel zu nehmen! Nein, sie ist ein neues Leben. Ein neues Leben, ja, und das ist nicht nur eine Redensart, wie wir sie etwa bei dem und dem brauchen, so oft etwas Neues sich in uns zu regen beginnt. Ein neues Leben ist sie, buchstäblich ein neues Leben, — denn wohlgemerkt, es geht zuvor durch den Tod, durch das Absterben hindurch; und ein Leben jenseits des Todes, ja, das ist ein neues Leben.

Der Tod tritt dazwischen: das ist die Lehre des Christentums. Du sollst absterben; eben der lebendig machende Geist ist's, der dich tötet. Das ist die erste Äußerung des lebendigmachenden Geistes, daß er dich in den Tod schickt, dich zu sterben nötigt — damit du ja das Christentum nicht eitel nehmest. „Ein lebendigmachender Geist“: das ist die

Einladung; wer sollte da nicht gerne zugreifen? Aber zuerst sterben: das stößt zurück!

Der Geist ist's, der lebendig macht. Ja, der lebendig macht — durch den Tod hindurch. Denn wie es in einem alten Liede zum Trost über den Verlust der Verstorbenen heißt: „Mit dem Tod beginnt für uns das Leben": so gilt es, geistlich verstanden, daß der lebendigmachende Geist im Tode sich mitzuteilen beginnt. Denke an unser heutiges Fest. Es war ja der lebendigmachende Geist, der heute über die Apostel ausgegossen wurde, — und es war wahrlich auch ein lebendig machender Geist: das bewies ihr Leben und ihr Sterben; das bezeugt die Geschichte der Kirche, die eben der Mitteilung des lebendigmachenden Geistes an die Apostel ihre Entstehung verdankt. Was für ein Zustand war es aber doch, worin sie sich vorher befanden? O, wer hat es so wie die Apostel lernen müssen, was es heißt, der Welt und sich selbst abzusterben? Denn wer hat so große Erwartungen gehegt, wie sie die Apostel eine Zeitlang in gewissem Sinne wohl hegen durften? Und wer ist in seinen Erwartungen je so getäuscht worden? Ganz wahr, es kam ein Ostermorgen, und Christus erstand aus dem Grabe, und dann kam die Himmelfahrt — aber was nun? Ja, er war nun in die Herrlichkeit aufgenommen — aber was nun? O, glaubst du, daß irgend jemand in bloß menschlicher, aber in der kühnsten menschlichen Hoffnung nur entfernt an die Aufgabe denken konnte, die den Aposteln gestellt war? Nein, hier muß jede bloß menschliche Hoffnung verzweifeln. Da kam der Geist, der lebendig macht — die Apostel waren ja auch tot, jeder bloß irdischen Hoffnung, jedem bloß menschlichen Vertrauen auf eigene Kräfte und menschlichen Beistand abgestorben.

Erst also der Tod; erst mußt du jeder bloß irdischen Hoffnung, jedem nur menschlichen Vertrauen absterben, deinem natürlichen selbstischen Wesen oder der Welt absterben. (Denn nur durch deine Selbstliebe hat die Welt Macht über dich; bist du deiner Selbstliebe abgestorben, so bist du auch der Welt abgestorben.) Natürlich aber hängt ein Mensch an nichts so fest — mit seinem ganzen Selbst! — wie an seinem natürlichen Selbst! O, die Trennung von Leib und Seele in der Todesstunde ist nicht so schmerzlich wie das, daß du bei lebendigem Leibe von deiner Seele dich scheiden mußt! Und kein Mensch hängt so fest an diesem sinn=

lichen Leben, wie des Menschen Selbstheit an seiner Selbstheit hängt. Ich will ein Beispiel vorführen, das ich jenen alten Erzählungen nachbilde von den Prüfungen, welche ein Mensch in älteren Zeiten durch innere Leiden durchgemacht hat und welche unseren unversuchten, klugen Zeiten für eine Fabel gelten und höchstens einigen dichterischen Wert beanspruchen können; — ich will ein Beispiel vorführen und wähle dazu die Geschichte einer Liebe: denn von der Liebe reden wir Menschen, mit ihr beschäftigen wir uns so viel; und in der Liebe äußert sich das Selbst des Menschen besonders stark und tief. Also denke dir einen Liebenden. Er sah sie, und indem er sie sah, liebte er sie; und sie wurde seiner Augen Lust und seines Herzens Wunsch! Und er warb um sie — sie war seiner Augen Lust und seines Herzens Wunsch! Und er gewann sie, sie war sein eigen — seiner Augen Lust und seines Herzens Wunsch. Da erging (wie es in jenen alten Erzählungen heißt) der Befehl an ihn: „gib sie her!" — ach, und sie war seiner Augen Lust und seines Herzens Wunsch! Mein Zuhörer, achten wir hier darauf, daß wir recht deutlich sehen, wie tief hinein es dringen muß, wenn wirklich das natürliche Selbst ertötet werden soll. Denn in seiner Not rief er: „Nein, ich lasse sie nicht, und ich kann sie nicht lassen! Ach, habe Mitleid mit mir! darf ich sie nicht behalten, nun so töte mich, oder laß sie mir doch wenigstens genommen werden!" Du verstehst ihn wohl: sein Selbst wäre schon tief genug verwundet, wenn ihm die Geliebte wäre entrissen worden; er fühlte es aber ganz richtig als eine noch tiefere Verwundung seines Selbst, wenn ihm zugemutet wird, selbst sich derselben zu berauben. Mein Zuhörer, gehen wir weiter, um das Leiden noch tiefer einwärts zu verfolgen, wenn das Selbst noch tiefer ertötet werden soll. Wir wollen nun „sie" auch hereinziehen. Also sie, die er liebte, die er gewann, die er sein eigen nannte, seiner Augen Lust, seines Herzens Wunsch; sie, die er nun (ach, seiner Augen Lust, ach, seines Herzens Wunsch!) hergeben soll; sie (nehmen wir das an, um den Schmerz des Absterbens noch stärker zu beleuchten), sie ist derselben Meinung wie er: es wäre grausam, sie zu scheiden — und er, er soll das tun! Er soll sie lassen, die ihm ja niemand zu entreißen gedenkt; und das macht es ihm doppelt schwer, von ihr zu lassen. Denn, du kannst dir's ja denken, sie wendet Tränen und Bitten an, ruft Lebende und

Tote, Menschen und Gott zu Hilfe, um ihn zu verhindern, — und er, er soll sie lassen. Hier hast du (wenn er anders die schwere Probe besteht und nicht von Verstand kommt) ein Beispiel des Absterbens. Denn daß man seinen Wunsch, seine Hoffnung nicht erfüllt sieht oder des Begehrten, des Liebsten beraubt wird: das kann schmerzlich genug sein und das natürliche Selbst verwunden; daraus folgt aber noch nicht, daß es zum Absterben kommt. Und sich selbst seinen Wunsch, vielleicht den liebsten versagen zu müssen: das kann schmerzlich genug sein und das natürliche Selbst tief genug verwunden; daraus folgt aber noch nicht, daß es zum Absterben kommt. Nein; aber den erfüllten Wunsch selbst vernichten, dessen was man begehrt, was man schon besitzt, sich selbst berauben zu müssen: das verwundet das natürliche Selbst an der Wurzel. Das verlangte Gott von Abraham. Abraham sollte selbst, selbst — schrecklich! — mit eigener Hand — o wahnwitziges Entsetzen! — Isaak opfern; Isaak, die so lang und so sehnlich erwartete Gabe, die Gabe Gottes, für die Abraham sein Lebenlang danken zu sollen und nie genug danken zu können glaubte; Isaak, sein einziges Kind, das Kind seines Alters und der Verheißungen! Glaubst du, der Tod könne so schmerzen? Ich glaube es nicht. Und jedenfalls, wenn der Tod kommt, so ist es auch vorbei; mit dem Absterben aber ist es nicht so vorbei: denn er stirbt ja nicht, es liegt vielleicht noch ein langes Leben vor ihm, dem Abgestorbenen.

Das wäre das Absterben. Du mußt aber erst absterben, bevor der lebendigmachende Geist kommen kann. O, wenn ich mitunter einen Tag lang oder längere Zeit mich so unaufgelegt, so matt, so untüchtig fühle, so (ja, so sagen wir wohl) fast als wäre ich tot: da habe ich auch bei mir selbst geseufzt: „O, bring Leben! Leben ist's, was mir not tut!" Oder, wenn ich vielleicht, über meine Kräfte angestrengt, zu entdecken meine, ich könne es so nicht länger aushalten; oder wenn mir eine Zeitlang auch wirklich alles zu mißlingen schien und ich in Mißmut versank: so habe ich bei mir selbst geseufzt: „Leben, bringe mir Leben!" Daraus folgt aber noch nicht, daß das Christentum meinte, das eben tue mir not. Wie, wenn es anderer Meinung wäre und sagte: „Nein, stirb erst ganz! Das ist dein Unglück: du hängst doch selbstisch am Leben, an diesem Leben, das du eine Plage, eine Last nennst. Stirb ganz!" Ich habe einen Menschen gesehen, wie er der Verzweiflung nahe hinsank; ich

habe ihn rufen hören: „Bring Leben, Leben! Das ist ärger als der Tod, der dem Leben doch ein Ende macht, während ich so wie tot bin und doch nicht tot!" Nicht ich bin der Strenge; hätte ich ein linderndes Wort gewußt, so wäre ich gerne bereit gewesen, zu trösten und aufzumuntern. Und doch, doch: es ist wohl möglich, daß dem Leidenden eigentlich etwas anderes not tat — noch härtere Leiden. Härtere Leiden! Wer ist so grausam, daß er so etwas zu sagen wagt? Mein Freund, das tut das Christentum, die Lehre, die man unter dem Namen des milden Trostes feilbietet. Nun wahrlich, es ist der Trost der Ewigkeit, und zwar auf ewig; aber freilich, es muß den Menschen etwas hart anfassen. Denn das Christentum ist kein Quacksalber, wiewohl wir Menschen, ich so gut wie du, es nur gar zu gern dazu machen wollten. Ein Quacksalber steht gleich zu Diensten und ist sofort mit der Arznei da und verpfuscht alles. Das Christentum wartet mit seinem Heilmittel; es heilt nicht mit der Ewigkeit jede ärmliche, kleine Unpäßlichkeit. Das ist ja doch auch eine Unmöglichkeit, wie es einen Widerspruch in sich schließt! Aber es heilt mit Hilfe der Ewigkeit und für die Ewigkeit, wenn die Krankheit derart und so weit ist, daß die Ewigkeit angebracht werden kann; — d. h. du mußt erst absterben. Darum übt das Christentum diese Strenge, damit es nicht selbst zum Geschwätz werde, wozu wir Menschen es nur zu gerne machen möchten, und damit es dich nicht im Geschwätz bestärke. Und die Richtigkeit hievon hast du doch gewiß selbst schon im kleinen erfahren. Hast du nicht auch schon — ich habe es — erfahren, daß du vielleicht schon zu jammern anfingst und sagtest: „Ich kann nicht länger!" und am Tage drauf wurdest du noch etwas strenger angefaßt, und dann? dann konntest du!? Wenn die Pferde stöhnen und keuchen, erschöpft, wie sie meinen, und einer Hand voll Hafers bedürftig — und wenn andererseits alles daran hängt, daß sie keinen Augenblick stehen bleiben, weil sonst der schwerbeladene Wagen rückwärts den jähen Abhang hinabschießen und vielleicht Pferde und Fuhrmann und alles mit sich in den Abgrund reißen würde: ist es dann so grausam vom Fuhrmann, wenn die Hiebe fürchterlich fallen, so fürchterlich, wie er es gegen das Paar Pferde, die ihm ja wohl so teuer wie sein Augapfel sind, nie übers Herz gebracht hätte! — ist das grausam von ihm, oder ist das liebende Fürsorge? Ist da diese „Grausamkeit" grausam zu nennen, wo sie unbe-

dingt die einzige Durchhilfe und Rettung vom Verderben ist? — So ist es mit dem Absterben.

Dann, mein Zuhörer, dann — dann kommt der lebendigmachende Geist. Wann? Ja, wenn das geschehen ist, wenn du abgestorben bist. Denn gleichwie es heißt: „sind wir gestorben mit Christo, so werden wir auch mit ihm leben", so kann man auch sagen: sollen wir mit ihm leben, so müssen wir auch mit ihm sterben. Erst der Tod, dann das Leben. Aber wann? Ja, wenn dieses Erste geschehen ist. Denn es ist mit dem Kommen des lebendigmachenden Geistes wie mit dem des „Trösters", den Christus den Jüngern verheißt. Wann kommt der Tröster? Er kommt, nachdem all das Schreckliche, das Christus von seinem Leben vorausgesagt hat, erst gekommen ist, und ebenso das Schreckliche, das er für der Jünger Leben vorausgesagt hat: dann kommt der Tröster. Ob er gerade in demselben Augenblick kommt, ist nicht gesagt; es ist nur gesagt, es müsse zuvor das Erste geschehen, dieses Sterben eingetreten sein. So ist es mit dem Kommen des lebendigmachenden Geistes.

Aber er kommt: er betrügt nicht, indem er ausbliebe. Kam er nicht zu den Aposteln? betrog er sie? Kam er später nicht auch zu den wahren Gläubigen? betrog er sie, daß er ausblieb?

Nein, er kommt — und er bringt die Gaben des Geistes, Leben und Geist.

Er bringt Glauben, „den Glauben". Denn dies erst ist Glaube im strengsten Sinne, diese Gabe des heiligen Geistes, nachdem der Tod dazwischen getreten ist. Wir Menschen nehmen es nicht so genau mit den Worten; wir reden oft von Glauben, wo es kein Glaube im strengen, christlichen Sinne ist. Jedem Menschen ist je nach seiner Ausstattung eine stärkere oder schwächere Unmittelbarkeit angeboren; je lebenskräftiger sie ist, um so länger kann sie gegen einen Widerstand aushalten. Und diese Ausdauer, dieses lebensfrische Vertrauen zu sich, zur Welt, zu den Menschen, unter anderem auch zu Gott, nennen wir dann Glauben. Das entspricht aber nicht dem streng christlichen Sprachgebrauch. Glaube ist wider den Verstand; der Glaube ist jenseits des Todes daheim. Und als du starbst, als du dir selbst, der Welt abstarbst, da starbst du zugleich aller Unmittelbarkeit in dir selbst, auch deinem Verstande ab. Das will sagen: wenn alles Vertrauen auf dich selbst oder auf mensch-

lichen Beistand (auch das unmittelbare Vertrauen auf Gott), wenn alle Wahrscheinlichkeit erloschen ist, wenn es finster ist wie in der finstern Nacht (es ist ja auch der Tod, den wir beschreiben): dann kommt der lebendigmachende Geist und bringt den Glauben. Dieser Glaube ist stärker denn die ganze Welt: er hat Ewigkeitskräfte; er ist die Gabe des Geistes von Gott; er ist dein Sieg über die Welt, in dem du mehr als siegst.

Und dann bringt der Geist die Hoffnung, die Hoffnung im strengsten, christlichen Sinn, die Hoffnung, die wider Hoffen ist. Denn eine unmittelbare Hoffnung ist in jedem Menschen: sie kann in dem einen lebenskräftiger sein als im andern; im Tode aber (d. h. wenn du abstirbst) erstirbt jede derartige Hoffnung und verkehrt sich in Hoffnungslosigkeit. In dieser Nacht der Hoffnungslosigkeit (es ist ja der Tod, den wir beschreiben) kommt dann der lebendigmachende Geist und bringt die Hoffnung, die Hoffnung der Ewigkeit. Sie ist wider Hoffen; denn für jenes bloß natürliche Hoffen gab es keine Hoffnung mehr; diese Hoffnung ist also eine hoffnungswidrige Hoffnung. Der Verstand sagt: „nein, es ist keine Hoffnung." Doch du bist ja deinem Verstande abgestorben, insofern schweigt er wohl. Kommt er aber je wieder zum Wort, so wird er gleich wieder mit dem kommen, womit er aufhörte: „es gibt keine Hoffnung" — und er wird dieser neuen Hoffnung, der Gabe des Geistes, wohl spotten. Wie die am Pfingstfest versammelten klugen und verständigen Menschen der Apostel spotteten und sagten: „sie sind voll süßen Weins", so wird er deiner spotten und zu dir sagen: „Du mußt diesmal berauscht gewesen sein, daß du auf so was verfallen konntest; wenigstens mußt du von Verstande gewesen sein." Das zu wissen liegt ja niemanden so nahe wie dem Verstande, und es ist das vom Verstande überaus verständig gesprochen; denn zum Absterben gehört, daß man auch dem Verstande abstirbt, und die Hoffnung des lebendigmachenden Geistes ist wider die Hoffnung des Verstandes. „Es ist zum Verzweifeln, daß es keine Hoffnung gibt", sagt der Verstand; „doch, das kann man noch verstehen; daß aber darüber hinaus, jenseits dieser Hoffnungslosigkeit, eine neue Hoffnung, ja die Hoffnung sein soll, das ist Wahnsinn, so wahr ich Verstand heiße." Der Geist aber, der lebendig macht, was „der Verstand" nicht tut, sagt und bezeugt: „die Hoffnung" ist gerade

wider Hoffen. Der du vielleicht in Hoffnungslosigkeit bis zum Verzweifeln vergeblich kämpfst, um Hoffnung zu finden: nicht wahr, du pochst eben darauf, daß du es für ein Kind, ja für den dümmsten Menschen unbedingt siegreich glaubst beweisen zu können, es gebe für dich keine Hoffnung; und es verbittert dich vielleicht gerade das am meisten, daß man dir hierin widersprechen will. Nun, so vertraue dich „dem Geiste" an, denn mit ihm kannst du reden. Er gibt dir sofort recht; er sagt: „Ganz richtig, es ist keine Hoffnung, und es liegt mir sehr viel daran, daß das festgehalten wird, da ich, der Geist, eben daraus beweise, daß Hoffnung ist: die Hoffnung wider Hoffen." Kannst du mehr verlangen? Kannst du dir eine Behandlung denken, die eben deinem Zustand im Leiden mehr angepaßt wäre? Du bekommst recht, es gibt keine Hoffnung; du bekommst recht, das Recht, dessen du bedurftest. Und du bedurftest der Schonung, die dir auch zuteil wird, der Verschonung mit all diesem Geschwätz, all diesen ekelhaften Trostgründen. Du darfst (wie wohl tut das!) richtig krank werden, in Ruhe und Frieden vor allen Quacksalbern. Du darfst zur Beendigung des Schmerzes und Stillung der Unruhe dich auf die andere Seite legen, um zu sterben und los zu sein von der unseligen Kur der Ärzte, die dir nicht neues Leben bringen können, sondern nur mühsam dich im Leben festhalten oder am Absterben hindern wollen. Und dann bekommst du noch obendrein „die Hoffnung", die wider Hoffen ist, die Gabe des Geistes.

Endlich bringt der Geist auch die Liebe. Ich habe schon anderswo versucht nachzuweisen, was man nicht oft und deutlich genug einschärfen kann, daß es nur Selbstliebe ist, was wir Menschen unter dem Namen „Liebe" preisen, und daß sich das ganze Christentum für uns verwirrt, wenn wir nicht hierauf achten.

Erst wenn du dem natürlichen Selbst in dir und damit der Welt abgestorben bist, so daß du nicht die Welt, noch die Dinge in der Welt liebst, noch auch einen einzigen Menschen selbstisch liebst; wenn du in Liebe zu Gott gelernt hast, dich selbst zu hassen: erst dann kann von „der Liebe", von der christlichen Liebe die Rede sein. Nach unsern bloß menschlichen Begriffen hängt die Liebe unmittelbar mit unserm Wesen zusammen; wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß sie in den jüngeren Jahren am stärksten ist, weil da das Herz seine ganze unmittel-

bare Wärme und Begeisterung noch hat, in Hingebung sich für andere auftut, in Hingebung an andere sich anschließt. So finden wir es zwar nicht in der Ordnung, aber doch im natürlichen Lauf der Dinge begründet, vollends als traurige Folge trauriger Erfahrungen begreiflich, daß ein Mensch mit den Jahren sich in seinem Wesen weniger an andere anschließt, sich mehr in sich verschließt, nicht mehr so teilnehmend sich öffnet, so offen sich hingibt. Denn „ach (sagen wir), dieses frohe, liebende, vertrauensvoll sich öffnende, ganz (wirklich ganz?) sich hingebende Herz der Jugend, auch unserer Jugend, es wurde so oft, so bitter getäuscht; in bitteren Erfahrungen mußte ich die Menschen von einer ganz andern Seite kennen lernen, und darum (eben darum?) erlosch denn auch ein Teil der Liebe in meiner Brust."

O mein Freund, wie haben denn wohl die Apostel die Menschen kennen gelernt? Meinst du, von der vorteilhaftesten Seite? Wahrlich, wenn je ein Mensch (doch, unter denen, die so schnellbereit und unermüdlich von diesem warmen, vollen, liebe- und freundschaftsbedürftigen Herzen der Jugend reden, ist kaum ein solcher zu finden!) — wenn jemand ein Recht hätte zu sagen: „ich habe die Menschen so kennen gelernt, daß ich weiß, sie sind der Liebe nicht wert!" so wären es die Apostel Christi. Und solche Erfahrungen wirken verbitternd. Es ist so natürlich, daß man bei den Menschen etwas finden möchte, was man lieben kann [....?] Nichts davon zu finden, das Gegenteil davon zu finden, es in dem Maße zu finden wie die Apostel: ach, darüber möchte man sich zu Tode grämen! Und das taten die Apostel gewissermaßen auch: sie starben; alles wurde dunkel um sie (es ist ja der Tod, von dem wir reden!), als sie die schreckliche Erfahrung gemacht hatten, daß die Liebe in dieser Welt nicht geliebt, daß sie gehaßt, verspottet, verspeit, gekreuzigt wird, und gekreuzigt wird, während die richtende Gerechtigkeit ruhig sich die Hände wäscht und die Stimme des Volkes sich lärmend für den Räuber erklärt. So schwuren sie wohl dieser lieblosen Welt ewige Feindschaft? O ja, in gewissem Sinn; denn Liebe zu Gott ist Haß gegen die Welt. Im übrigen aber nein und abermal nein: indem sie Gott liebten, verbanden sie sich, um in der Liebe zu bleiben, sozusagen mit Gott zur Liebe gegen diese lieblose Welt. Der lebendigmachende Geist brachte ihnen die Liebe. Und so beschlossen die Apostel, dem Vorbilde gleich, zu

lieben, zu leiden, alles auszuhalten, sich zu opfern zum Heil der lieblosen Welt. Und das ist Liebe.

Solche Gaben brachte der lebendigmachende Geist den Aposteln am Pfingsttage. O möchte der Geist auch uns solche Gaben bringen; es täte wahrlich not in unserer Zeit! —

Mein Zuhörer, noch habe ich ein Wort, das ich sagen möchte: ich will es aber in eine Form einkleiden, die dich vielleicht auf den ersten Blick weniger feierlich dünkt. Wenn ich es gleichwohl tue, so geschieht es mit Absicht und gutem Bedacht, in der Meinung nämlich, es werde vielleicht gerade so einen wahreren Eindruck auf dich machen.

Es war einmal ein reicher Mann, der ließ im Ausland für teures Geld ein Paar ganz fehlerfreie, ausgezeichnete Pferde ankaufen, die er zum eigenen Vergnügen haben, die er auch selbst zu fahren das Vergnügen haben wollte. So gingen ein, zwei Jahre dahin. Wenn sie nun jemand fahren sah, der die Pferde schon früher kannte, so hätte er sie nicht wiedererkannt: das Auge war matt und schläfrig geworden, ihr Gang ohne Haltung und Strammheit; sie konnten nichts ertragen, nichts aushalten; kaum daß er eine Meile mit ihnen fahren konnte, ohne unterwegs einzukehren; mitunter blieben sie ihm stehen, wenn er gerade am besten saß und fuhr; zudem hatten sie allerlei Launen und Unarten angenommen, und trotz dem überreichlichen Futter, das natürlich nicht fehlte, wurden sie von Tag zu Tag unansehnlicher. Da berief er des Königs Kutscher. Der fuhr sie nur einen Monat lang: und es gab in der ganzen Gegend kein Paar Pferde, die den Kopf so stolz trugen, deren Blick so feurig, deren Haltung so schön war; kein Paar Pferde, die so aushalten und, wenn es sein mußte, sieben Meilen in einem Zug, ohne Einkehr, fahren konnten. Woran lag das? Es ist leicht zu sehen. Der Besitzer, der den Kutscher spielen wollte ohne Kutscher zu sein, fuhr sie wie die Pferde das Fahren verstehen; der königliche Kutscher aber fuhr sie wie er das Fahren verstand.

So mit uns Menschen. Ach, wenn ich an mich selbst und die Unzähligen denke, die ich kennen lernte, so habe ich oft mit Wehmut bei mir selbst gesagt: hier sind Gaben und Kräfte und Voraussetzungen genug — aber der Kutscher fehlt. Längere Zeit hindurch sind wir Menschen, ein Geschlecht ums andere, so gefahren worden (um beim Bilde zu bleiben),

wie die Pferde das Fahren verstehen; unsere Leitung, Bildung und Erziehung geschah nach der Idee vom Menschen, die seinem Sinne entspricht. Sieh, daher kommt, daß uns fehlt, was uns eben fehlt: Erhebung; woraus des weiteren folgt, daß wir so wenig aushalten können, ungeduldig gleich zu den Mitteln des Augenblicks greifen und ungeduldig im Augenblick den Lohn für unsere Arbeit sehen wollen, die eben darum auch darnach wird.

Einstmals war das anders. Einst gefiel es der Gottheit, selbst sozusagen Kutscher zu sein; und sie fuhr die Pferde so wie der Kutscher das Fahren versteht. O, was vermochte ein Mensch nicht dazumal!

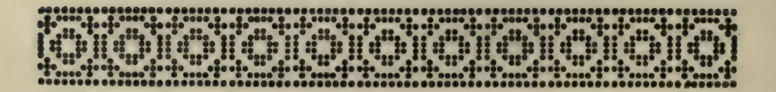
Denke an unseren heutigen Text! Da sitzen zwölf Männer, lauter Männer aus dem gemeinen Volke, wie wir sagen. Sie haben ihn, den sie als Gott verehrten, ihren Herrn und Meister am Kreuz gesehen; damit haben sie alles verloren gesehen, wie man es nie von jemand auch nur entfernt so sagen kann. Freilich, er ist darauf siegreich gen Himmel gefahren — damit ist er aber auch fort, und nun sitzen sie und warten der Mitteilung des Geistes, um dann, verflucht von dem kleinen Volk, dem sie selbst angehören, eine Lehre zu verkündigen, die den Haß der ganzen Welt wider sie erregen wird. Das ist die Aufgabe; diese zwölf Männer sollen die Welt umschaffen, und zwar im schrecklichsten Maße, gegen deren Willen. Wahrlich, hier steht der Verstand still! Will man sich nunmehr, nach so langer Zeit, auch nur eine schwache Vorstellung hievon machen, so steht einem der Verstand still — so man anders einen hat; so ist einem, als sollte man den Verstand verlieren — so man anders einen Verstand zu verlieren hat.

Es ist das Christentum, das durch soll. Und diese Zwölfe, sie zogen es durch. Sie waren in gewissem Sinne Menschen wie wir — aber sie wurden gut gefahren! Ja, die wurden gut gefahren!

Dann kam das nächste Geschlecht. Sie zogen das Christentum durch. Es waren Menschen ganz wie wir — aber sie wurden gut gefahren; ja wahrlich, das wurden sie! Es war mit ihnen wie mit jenem Paar Pferde, als es der königliche Kutscher fuhr. Nie hat ein Mensch das Haupt in Erhebung über die Welt so stolz gehalten, wie es die ersten Christen in Demut vor Gott taten. Und wie jenes Paar Pferde, wenn es sein mußte, ohne anzuhalten, ohne auszuschnaufen, sieben Meilen

fahren konnte: so liefen diese, sie liefen ihre 70 Jahre in einem Zug, ohne ausgespannt zu werden, ohne irgendwo Einkehr zu halten. Nein, stolz in ihrer Demut vor Gott sagten sie: „es ist nichts für uns, daß wir unterwegs uns hinlegen und aufhalten; wir machen erst Halt — bei der Ewigkeit!" Es galt das Christentum, das durch sollte. Sie zogen es auch durch — ja, das taten sie; sie wurden aber auch gut gefahren — ja, das wurden sie!

O heiliger Geist — wir bitten für uns und für alle! — o heiliger Geist, der du lebendig machst: hier fehlt es ja nicht an Kräften, Bildung und Klugheit, eher ist dessen zuviel da; was aber nottut, das ist: daß du die Macht von uns nimmst, die uns zum Verderben ist; daß du dann die Macht übernimmst und das Leben gibst. Gewiß ergreift den Menschen ein Grauen wie das des Todes, wenn du, um die Macht in ihm zu werden, die Macht von ihm nimmst. Allein, wenn selbst unvernünftige Geschöpfe später verstehen lernen, wie gut es für sie war, daß der königliche Kutscher die Zügel ergriff (was ihnen freilich zuerst nur Schrecken einjagte und wogegen ihr Sinn, doch vergebens, sich empörte): sollte dann ein Mensch nicht bald verstehen können, welche Wohltat es für einen Menschen ist, daß du die Macht nimmst und das Leben gibst!



Richtet selbst!

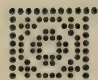
Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen

von

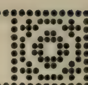
S. Kierkegaard

Zweite Reihe

[1851/1852]



Vorwort



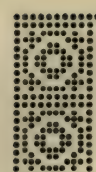
Die Welt will betrogen sein, das weiß ich wohl, ja nur allzu wohl. Insofern hätte ich vielleicht Bedenken tragen können, eine Schrift wie die gegenwärtige zu veröffentlichen.

Warum habe ich denn doch keine? Weil ich gar nichts mit der Welt zu tun habe. Ich wende mich an den einzelnen, an jeden einzelnen, oder an jeden als einzelnen; gebe Gott, daß alle lesen wollten, — aber jeder als einzelner.

Wenn denn jeder einzelne es so hält, wie ich es beim Schreiben gehalten habe: seine Türe schließt und für sich liest in der vollen und richtigen Überzeugung, daß ich ihm nicht im entferntesten habe zunahetreten oder zu andern von ihm habe reden wollen, da ich vielmehr nur an mich selbst gedacht habe; wenn er als einzelner so liest, daß er nicht im entferntesten an andere statt an sich selbst denken will: so brauche ich wahrlich nicht zu fürchten, daß er ob meiner Worte auf mich böse werden könnte.

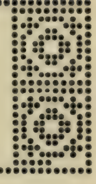
Denn was heißt es, der einzelne zu sein und sein zu wollen? Es heißt dies, daß man Gewissen habe und haben wolle. Wie sollte aber ein gewissenhafter Mensch übel aufnehmen, daß man ihm etwas Wahres mitteilt? Eher müßte er über das Gegenteil böse werden. Sage es selbst: ist es verletzend, wenn man einen Menschen nicht bloß als ein Vernunftwesen, sondern als einen Menschen mit Gewissen behandelt, dem man den wahren Sachverhalt sagt? Ich glaubte, es wäre verletzend, wenn man in eingebildeter Klugheit die Menschen wie Kinder behandelte, die es nicht ertragen können, das Wahre zu erfahren, oder wie Toren, denen man durch etwas Schmeichelei alles einbilden kann; ich glaubte, gerade die Vertuschung der Wahrheit, der Betrug müsse verletzen, und der Betrogene müßte eben dann in Wahrheit am tiefsten verletzt sein, wenn er sich bei dem Betrug wohlbefindet.

Mein lieber Leser, lies womöglich laut. Tust du das, so nimm meinen Dank dafür; tust du es nicht bloß selbst, sondern bewegst du auch andere dazu, so danke ich ihnen, jedem besonders, und dir wieder und wieder.



I. Von der Nüchternheit

1. Petri 4, 8: So seid nun nüchtern



Gebet

Vater im Himmel! Du bist Geist, und wer dich anbeten will, soll dich im Geist und in der Wahrheit anbeten; — wie aber im Geist und in der Wahrheit, wenn wir nicht nüchtern sind oder doch vor allem nüchtern werden wollen? So sende denn deinen Geist in unsre Herzen; er wird so oft angerufen, daß er komme und Mut und Leben, Kraft und Stärke bringe; ja, sende uns deinen Geist, damit er uns vor allem nüchtern mache, damit dann auch das übrige uns zu teil und zum Segen werden könne!

Andächtiger Zuhörer! Als die Apostel am Pfingstfest auftraten, zum erstenmal des heiligen Geistes voll, da „entsetzten sich alle und wurden irre und sagten: was will das werden? Die andern aber hatten es ihren Spott und sprachen: sie sind voll süßen Weins". (Apostelgesch. 2, 13.) Es hatte oder wagte also niemand eine Erklärung dessen, was hier geschehen war: Entsetzen und Zweifel ergriff alle; nur die Spötter versuchten eine Erklärung: die Apostel sollten betrunken sein, und zwar so früh am Tage, um neun Uhr vormittags. Das war die Erklärung. Doch reicht sie nicht hin; denn zum Wunder waren sie es nicht bloß des Morgens, nein — wenn sie anders trunken waren, so waren sie es auch noch am Abend; und sie waren es nicht bloß diesen Morgen, nein — wenn sie anders trunken waren, so waren sie es auch noch am nächsten Morgen und den Abend darauf; und noch nach einem Monat, nach 20 Jahren, ja noch in ihrer Todesstunde waren sie — trunken von dem süßen Wein, den sie nach der Erklärung der Spötter (welche ja allein die Pfingstgeschichte zu erklären vermochten) an jenem Morgen getrunken haben müssen. Welch tiefer Spott über die Erklärung der Spötter!

Es zeigt sich hier wie überall, daß die Vorstellungen, die Welt und Christentum haben, direkte Gegensätze sind. Die Welt sagt von den Aposteln, von dem Apostel Petrus als Wortführer: „er ist trunken" —

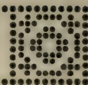
und der Apostel Petrus ermahnt: „werdet nüchtern". Der weltliche Sinn sieht also in dem Christentum eine Art Rausch, und das Christentum sieht in dem weltlichen Sinn eine Art Rausch. „Nimm doch Vernunft an, komm zu dir selbst, sieh zu, daß du nüchtern wirst", so lautet der Zuruf des weltlichen Sinnes an den Christen. Und der Christ sagt zu dem weltlichen Sinn: „Nimm doch Vernunft an, komm zu dir selbst, werde nüchtern." Denn der Unterschied zwischen Welt und Christentum besteht nicht darin, daß sie [bloß] verschiedener Meinung sind; nein, ihre Meinungen stehen einander stets als direkte Gegensätze gegenüber, so daß der eine Teil gut nennt, was der andere böse, der eine Liebe, was der andere Selbstsucht, der eine Frömmigkeit, was der andere Gottlosigkeit; und was der eine Nüchternheit nennt, das nennt der andere Trunkenheit. Gerade der Betrunkene, der „Apostel", findet gegen die natürlich nüchterne Welt die Einschärfung am Platze, sie solle „nüchtern werden".

Und eben diese Mahnung ist vielleicht am allermeisten wie darauf berechnet, den verhärteten, weltlichen Sinn zu treffen, der sich sonst nicht so leicht verletzen oder außer Fassung bringen läßt. Denn dieser weltliche Sinn kann sich wohl in etwas und sogar in vieles finden; er kann sich allerlei nachsagen lassen: — nur das nicht, daß er ein Rausch sei. „Ich halte mich", sagt dieser weltliche Sinn, „ich halte mich an das Gewisse; ich bin kein Schwärmer oder Träumer oder Narr, weder trunken noch toll. Ich halte mich an das Gewisse; ich glaube nichts, gar nichts, außer, was ich greifen und tasten kann; und ich glaube niemand, meinem eigenen Kinde, meiner Gattin, meinem besten Freunde nicht, ich glaube nur, was bewiesen werden kann — denn ich halte mich an das Gewisse. Ich halte mich an das Gewisse und lasse mich darum nicht von weitem mit diesen hochtrabenden Worten ein, von einem Jenseits, von einer Ewigkeit und dergleichen, was die Pfarrer Frauenzimmern, Kindern und Einfältigen, nicht umsonst, einbilden; denn ‚man weiß, was man hat, und weiß nicht, was man bekommt': daran halte ich mich. Ich halte mich an das Gewisse; ich tue daher nie in dem Spiele mit, aus dem die Leute unter dem Namen der Liebe soviel Wesens machen, wo man doch stets zum Narren wird, falls man nicht selbst die andern narrt; nein, ich liebe nicht einen einzigen Menschen, d. h. *einen* Men-

schen, den liebe ich; ich liebe ihn nicht ‚höher als mich selbst‘ (das klingt so schwärmerisch, und ich schwärme nicht), aber ich liebe ihn gerade so hoch als mich selbst, denn ich bin er selbst; den Menschen liebe ich, das ist gewiß, und ich halte mich an das Gewisse. Man kann mich nun egoistisch, herzlos, gemein, nichtswürdig nennen; man kann mich meinetwegen einen Schurken, einen Schuft nennen: das kann mich gar nicht beirren, denn ich halte mich an das Gewisse. Mich könnte, glaube ich, bloß das einen Augenblick aus der Fassung bringen, wenn mich einer betrunken, berauscht nennen wollte, mich, der ich doch der kälteste, ruhigste und klarste Verstandesmensch bin." Gleichwohl sagt der Apostel: „werde nüchtern!" und sagt damit zugleich: „Du bist betrunken, Unglücklicher; wenn du dich selbst sehen könntest, so würdest du schaudern, denn du würdest sehen, daß du wie ein Berauschter bist, der (wie abscheulich!) kaum einem Menschen mehr gleicht: in dem Grade bist du betrunken."

So verhält sich das Weltliche zum Christlichen. „Sie sind voll süßen Weins", so hieß es nicht bloß von den Aposteln und nicht bloß am Pfingstfest, nein, so lautete und lautet das Urteil der Welt über das Christliche, und so wird es immer lauten. Und das Christentum seinerseits ist der Meinung, daß gerade die Apostel, und zwar gerade am Pfingstfest, im höchsten Sinne nüchtern, nur Geist waren. Und das Christentum ist der Meinung, daß gerade der wahre Christ nüchtern ist, daß hingegen jeder um so mehr trunken ist, je weniger er ein Christ ist. Das Christentum ist der Meinung, seine oder des Geistes erste Wirkung in einem Menschen bestehe darin, daß er nüchtern werde. Alles Christliche ist nämlich eine Verdoppelung, oder jede Eigentümlichkeit des Christlichen beginnt mit ihrem Gegenteil, wogegen im Gebiet des bloß Menschlichen oder Weltlichen etwas nur einfach ist, was es ist. Ein Geist, der lebendig macht, ist im Gebiete des bloß Menschlichen ein lebendig machender Geist, nicht weiter; im Christlichen ist er zuerst der Geist, der ertötet, der abzusterben lehrt. Erhebung ist im Gebiete des bloß Menschlichen nur Erhebung, nicht weiter; christlich ist sie zuerst Demütigung. So ist auch die Begeistung im Gebiete des bloß Menschlichen eben Begeistung; christlich ist sie zuerst Ernüchterung.

Und hievon wollen wir reden:



Nach der bloß menschlichen Unterscheidung zwischen geistiger Nüchternheit und geistiger Trunkenheit denkt man bei der Nüchternheit an Verständigkeit, Besonnenheit, Klugheit und dergleichen, bei der Trunkenheit dagegen an Begeisterung, an die Lust, zu wagen und sich über das Gebiet des Wahrscheinlichen hinaus zu wagen. In den Augen der Verständigen, Besonnenen, Klugen, nach ihrer Meinung Nüchternen sind so die Begeisterten mit ihrem Wagen die Trunkenen, wie man sie zum Spott nennt, vor denen man andere warnt, daß sie sich nicht sollen von ihnen verleiten lassen.

Und vielleicht haben sie in gewissem Sinne recht, sogar nach der Meinung des Christentums. Denn dieses will durchaus nicht jede Begeisterung, alles Wagen empfehlen, so wenig wie Christus selbst. Er forderte ja, der „Jünger" solle alles verlassen, um ihm nachzufolgen, solle alles den Armen geben, sogar die Beerdigung des verstorbenen Vaters andern überlassen; gleichwohl sagt er (um zugleich anzudeuten, daß er nicht unbedingt jeden zum „Jünger" pressen will): „will einer einen Turm bauen, so sitzt er zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinauszuführen." (Luk. 14, 28.)

So gibt es denn auch nach der Meinung des Christentums wirklich ein Wagen, das dummdreistes Wagen ist, wie es nur einem Trunkenen beikommt und nicht empfohlen werden darf.

Also ist das Christentum e i n e r Ansicht mit jenen Verständigen, Besonnenen, Klugen? mit den in Menschenaugen „Nüchternen"? Nein, durchaus nicht; nein, nicht mit einem einzigen von ihnen! Nicht mit einem einzigen! Diese „Nüchternen" sind sich nämlich nicht alle gleich. Manche verwenden ihre ganze Verständigkeit, Besonnenheit, Klugheit dazu, sich selbst ganz zu verweichlichen, so daß sie elende Halbmenschen werden, die vergessen (was freilich der Christenheit in jeder Predigt in Erinnerung gebracht werden sollte), daß nicht bloß Diebe, Räuber, Mörder, Hurer, sondern auch Weichliche, Verzagte nicht ins Himmelreich eingehen können. (Ach, wenn einmal die Scheidung innerhalb des Menschengeschlechts vollzogen werden wird, so wird die Zahl der Weichlinge größer sein, als die der Diebe, Räuber und Mörder zusammen!)

So steht es mit einigen jener Nüchternen. Andere hingegen haben doch eine größere Willenskraft, heftigere Leidenschaften, tieferen Drang zum entschlossenen Handeln; sie machen von ihrer Klugheit und Besonnenheit einen etwas andern Gebrauch. Sie wagen sich weiter hinaus, strengen ihr Leben mehr an, fliehen nicht jede Gefahr; eins aber steht ihnen fest: über die Wahrscheinlichkeit wagen sie sich nicht hinaus. Innerhalb der Wahrscheinlichkeit dehnen sie den Spielraum des möglichen Handelns weiter aus als die andern; sie nötigen der Wahrscheinlichkeit (denn auch diese ist spröde, zurückhaltend) Zugeständnisse ab, die sie den Blöden versagt; eins aber steht ihnen fest, unerschütterlich fest: die Wahrscheinlichkeit geben sie nicht aus der Hand. Denn „das (sagen sie) tut nur ein Trunkener".

Da siehst du den unendlichen Abstand von allem Christlichen; denn für die christliche, ja schon für die bloß religiöse Beurteilung gilt, daß einer sich nie mit Gott einließ, so lange er die Wahrscheinlichkeit nicht aufgab. Alles religiöse, vollends alles christliche Wagen geht über die Grenze des Wahrscheinlichen hinaus und liegt erst darin, daß man die Wahrscheinlichkeit aus der Hand gibt.

So ist also doch das Christliche eitel Dummdreistigkeit, und die Verständigen sagen mit Recht, daß es ein Rausch sei? Nein! Freilich meinte schon mancher im christlichen Sinne zu wagen, weil er die Wahrscheinlichkeit zu überspringen wagte, und doch war es, auch nach der Meinung des Christentums, bloße Dummdreistigkeit. Denn das Christentum macht seinen besonderen Vorbehalt.

Es gibt so zu sagen „leicht gebaute" Menschen, die nicht sonderlich viel Klugheit, Verstand und Besonnenheit haben, um an sich zu halten; ihnen fällt es nur allzu leicht, sich über die Wahrscheinlichkeit hinwegzusetzen und zu wagen. Dies ist nach christlichem und nach bloß menschlichem Urteil ein Handeln im Rausch. Mitunter aber meinen solche, alles werde ganz anders, wenn sie ihr Wagen vor Gott bringen, damit es im Vertrauen auf Gott geschehe. Und unleugbar würde damit die Sache auch eine ganz andere. Darum handelt es sich eben, daß vor und in dem Wagen im Auge behalten wird, ob man wirklich im Vertrauen auf Gott wagt. Denn es ist wirklich leicht, nur allzu leicht für die Leichtgebauten, mit ihren Wünschen, Bestrebungen und

Plänen Gottes Namen zu verbinden; daraus folgt aber nicht, daß sie im Vertrauen zu Gott wagen. Nein, indem einer die Wahrscheinlichkeit verläßt, um im Vertrauen auf Gott zu wagen, muß er sich ja selber eingestehen (denn das liegt im Verzicht auf die Wahrscheinlichkeit): daß nun, da er wagt, das Unterliegen ebenso möglich, genau ebenso möglich ist wie der Sieg. Daß man im Vertrauen zu Gott wagt, verschafft nämlich keine unmittelbare Gewißheit des Siegs; die Leichtgebauten aber meinen, ihr Vertrauen zu Gott verbürge ihrem gewagten Schritte den Sieg, — und darin gerade liegt das Mißliche bei ihrem Wagen. Das heißt aber nicht im Vertrauen auf Gott wagen, das heißt Gott eitel nehmen. Und hievon soll dich eben das zurückschrecken, daß du redlich und aufrichtig dich selbst in deinem Tun verstehst: wenn du unter Verzicht auf die Wahrscheinlichkeit, im Vertrauen auf Gott wagst, so muß man ebensogut von dir sagen können, du habest dich in deinen Untergang gestürzt (menschlich gesprochen, denn der ewige Sieg ist dir sicher), wie, du habest dir den Weg zum Siege gebahnt. Und sieh, das schreckt zurück; nicht davon, daß man im Vertrauen auf Gott wage, sondern davon, daß man Gott eitel nimmt. Erst wenn du dich hierin recht verstanden hast, erst dann kannst du im Vertrauen zu Gott wagen. Du hast die Wahrscheinlichkeit aus der Hand gegeben; insofern kann, menschlich geredet, dein Unterliegen sogar der wahrscheinliche Fall sein. Trotzdem willst du hinaus, vorwärts, den Schritt — in Gottes Namen! — wagen. Glück auf! Aber nicht wahr, du hast dann auch verstanden, daß du Gott nicht des Sieges halber anriefest, sondern daß du (falls Gott dich nicht wollte siegen lassen, — denn unmöglich ist der Sieg nicht, da Gott alles möglich ist; ja unmöglich darf er auch nicht sein, sonst wäre dein Wagen Vermessenheit) mit Gott im Einverständnis sein mußt, er werde dich so stärken, daß du dein Unterliegen für eine gute Sache, bei einem Wagnis im Vertrauen zu Gott, tragen kannst. Diese Erkenntnis ist aber erschreckend; und wie kein Lebender an jenem hundertköpfigen Ungeheuer, das den Eingang zum Totenreich bewachte, vorüberschlich und kein Vogel über das Tote Meer fliegen konnte, so kommt keine bloß menschliche Dummdreistigkeit an dieser schrecklichen Erkenntnis vorbei. Hast du nicht darauf geachtet, daß diese todbringende Erkenntnis deinem vertrauensvollen Wagen vorangehe, so hast du Gott eitel genommen;

dein dreistes Wagen ist Dummdreistigkeit; daß du im Vertrauen zu Gott wagst, ist Einbildung.

Dagegen steht für den Christen fest, daß das wahre christliche Wagen die Wahrscheinlichkeit aufgibt. Es ist nicht wahr, was Feigheit, Weltlichkeit, Weichlichkeit nur erdichtet und lügenhaft für Christentum ausgegeben hat; solches Wagen ist kein Gottversuchen. Welche abscheuliche Verlogenheit, welch elende Verleumdung aller Glaubenshelden, Märtyrer, Wahrheitszeugen und Vorbilder! Allein so treiben wir's immer! Den Gefahren, Anstrengungen und allem, was Fleisch und Blut zuwider ist, möchten wir gern entnommen sein. Nun, auch das Christentum ist mild, es kann in Form eines Zugeständnisses (wohlgemerkt, in Form eines Zugeständnisses!) den einzelnen mit vielem verschonen, wenn er demütig den wahren Zusammenhang zugesteht; es kann ihn auch mit diesem eigentlich christlichen Wagen verschonen, wenn er demütig zugesteht, wie die Sache zusammenhängt. Allein unsere Weltlichkeit ist wahrlich damit nicht zufrieden; sie gibt sich nie zufrieden, ehe sie das Verkehrte, das Gottlose fast zum Glaubensartikel, zur Pflicht, zum Dogma, zum wahren Christentum gestempelt hat — damit wir dann das wahre Christentum als Gottlosigkeit aufgeben können. So mit jener weltlichen Rede der Christenheit vom Gottversuchen. Ich will gute Tage haben, ich will mich selbst schonen; das will ich aber nicht einmal gestehen, nein, ich kehre das Christentum um und sage: „Sich über die Wahrscheinlichkeit hinaus zu wagen, heißt Gott versuchen. Pfui, sollte ich, ein Christ, mich unterstehen, Gott zu versuchen!“ Und sollte ich (ich, ein schlauer Tropf!) nicht solches Wagen lassen, wenn ich auf diese Weise aller Anstrengung ledig werde und zugleich um einen Spottpreis hineinschlüpfe und für einen gottesfürchtigen, frommen Christen gelte!

Nein, nein, so nicht! Es soll für Christen feststehen — o mein Gott, halte du mich, daß ich fest stehe, um es fest machen zu können! — denn es soll fest stehen: daß dies, gerade dies, Christentum ist, im Vertrauen auf Gott die Wahrscheinlichkeit zu überspringen; und daß es nur ein demütigendes Zugeständnis ist, wenn einem, der Christ sein will, dieses Wagnis erlassen wird. Das soll feststehen, — o mein Gott, mache du es fest: wie dem Christentum Hurerei, Mord, Dieberei und alles den Menschen sonst Befleckende ein Greuel ist, so kennt es noch eine Art

Befleckung: die feige Klugheit und weichliche Verständigkeit, die elende Sklaverei im Dienste der Wahrscheinlichkeit, — christlich verstanden vielleicht die gefährlichste Befleckung. Dies wird daher auch in der heiligen Schrift eingeschärft, allein diese Stellen hört man nie nennen; es wird eingeschärft, denn es wird von den Feigen, den Weichlichen immer ganz in derselben Weise geredet wie von Räubern, Mördern und Hurern; und von allen miteinander heißt es, sie werden das Reich Gottes nicht ererben. Ja, wahrhaftig, das Christentum verabscheut, und zwar als eine Befleckung, was die Welt preist und als das Höchste preist: das, immer klug zu handeln; und das Christentum verabscheut diese Befleckung wie die bei seinem ersten Auftreten verabscheute Abgötterei. Die Vergötterung der Klugheit ist gerade die Abgötterei unsres Geschlechts und ist dem Christentum ein Greuel, wiewohl dieses gegen die Klugheit als Vermögen, als Gabe nichts hat. Nein, durchaus nicht! Auch verkennt das Christentum nicht, wie schwer es einem Klugen wird, nicht klug handeln zu wollen. O, ist es schwierig und glückt es selten, ein Laster, dem man sich ergab, ganz abzulegen, wieviel schwieriger, daß einer jeden Augenblick die Klugheit bei sich hat und mit seinen klugen Augen sieht, was das klügste ist und wieviel Vergnügen die Klugheit bereitet, — und so dann das kluge Handeln sich versagt! Dennoch ist das die Forderung des Christentums. Denn das wäre eine wirklich christliche Lobrede, wenn man von einem sagen könnte: „Er war der verständigste Mensch seiner Zeit, der klügste Mann im Reich; suchte man den klügsten Rat in einer schwierigen und verwickelten Sache, so wußten alle, daß man nicht umsonst sich an ihn wandte, daß man nur umsonst Rat suchte, wenn man zu einem andern ging — selbst aber hat er nie klug gehandelt, niemals! Mit jungfräulicher Reinheit, mit der Schamhaftigkeit eines errötenden Jünglings hat er das kluge Handeln verabscheut. Sein Leben war jenseits der Grenze des Wahrscheinlichen; da lebte er, da atmete er, da wagte er im Vertrauen auf Gott — er, der verständigste von allen!"

Das ist Christentum! Und nun dreht sich der Unterschied zwischen dem, was, geistig verstanden, Nüchternheit und Trunkenheit ist, gänzlich um. Wir begannen damit, daß wir unter der Nüchternheit die Verständigkeit, Besonnenheit und Klugheit verstanden, wogegen wir einen, der wagt

und wagend die Wahrscheinlichkeit aufgibt, trunken nannten. Das Christentum aber macht alles neu. So auch hier: im Vertrauen auf Gott einen Schritt zu wagen, mit dem man die Wahrscheinlichkeit überschreitet, das heißt gerade christlich nüchtern sein — wie es die Apostel am Pfingsttage waren und es nie mehr waren, als da sie, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, nur Werkzeuge für Gott waren, o, christliche Nüchternheit! Dagegen ist Verständigkeit, Besonnenheit und Klugheit, christlich genommen — ja, sie sind, christlich genommen, tadelnswert; das ist aber nicht das eigentlich Sonderbare und Neue: sie sind, christlich verstanden, tadelnswerte Trunkenheit. Doch, was Wunder auch! Denn das Ewige, oder Gott, oder daß man sich selbst vor Gott durchsichtig wird: das berauscht nicht; wie wäre das auch möglich! Die berauschenden Getränke sind stets zusammengesetzt, gärend — wie gerade das Wahrscheinliche, woran Verständigkeit, Klugheit und Besonnenheit sich hält.

Wir gehen nun weiter in dieser christlichen Rede vom Nüchternwerden und sehen näher zu, was das bedeutet.

Nüchtern werden heißt: zu sich selbst kommen in Erkenntnis seiner selbst vor Gott; als nichts vor Gott, und Gott doch unendlich, unbedingt verpflichtet.

Zu sich selbst kommen. Also wenn einer in vollkommener Unkenntnis über sich selbst hinlebt oder sich selbst ganz mißversteht oder in blindem Vertrauen auf eigene Kräfte und dergleichen sich hinauswagt, so kommt er (wie auch für die bloß menschliche Betrachtung) nicht zu sich selbst: er ist berauscht. Wenn er nun aber in genauer Kenntnis und kluger Berechnung seiner eigenen Kräfte, Fähigkeiten, Voraussetzungen und Möglichkeiten hinlebt, gleichmäßig vertraut mit dem, was Menschen- und Weltkenntnis die Eingeweihten lehrt, kommt er damit zu sich selbst? Ja, nach der bloß menschlichen Betrachtung, nicht aber nach der christlichen. Denn mit all dem kommt einer nicht zu sich selbst, sondern zu dem Wahrscheinlichen; weiter kommt man auf dem Wege nie. Und wer zum Wahrscheinlichen kommt, ist auf dem Wege, mehr und mehr trunken, mehr und mehr verwirrt im Kopf, mehr und mehr schwerfällig und unsicher in seinem Gang zu werden, und all das in der Einbildung, er sei ganz nüchtern. Denn an der Wahrscheinlichkeit trinkt man sich nicht

nüchtern; ist sie nur aus einer sehr oberflächlichen Menschen- und Weltkenntnis zusammengebraut, so wird die Berauschung weniger gefährlich; je tiefer aber die Menschen- und Weltkenntnis ist, woraus die Wahrscheinlichkeit gleichsam herausdestilliert worden ist, desto gefährlicher ist die Trunkenheit. Das Wahrscheinliche ist gleichmäßig aus der Kenntnis des Guten und Bösen gemischt; und scheint es auch ganz klar das Wahrscheinliche zu sein, in Wahrheit wurde es nie abgeklärt. Wer nach dem Wahrscheinlichen fragt, und zwar nur, damit er sich daran halte, der fragt nicht, was recht und unrecht, was das Gute und Böse, was Wahrheit und Unwahrheit sei. Nein, er fragt gleichmütig: was ist das Wahrscheinliche, daß ich es glauben kann? (— ob es das Wahre ist, das ist gleichgültig oder doch nicht so wichtig); was ist das Wahrscheinliche, an das ich mich anschließen, mit dem ich halten kann? (— ob es das Böse, ob es unrecht ist, das ist gleichgültig oder doch nicht so wichtig, wenn es nur das Wahrscheinliche ist, oder das, was wahrscheinlich die Oberhand gewinnt). Die Kenntnis des Wahrscheinlichen bringt einen Menschen sich selbst im tieferen Sinne nicht näher; je tiefer sie ist, desto weniger tut sie das, desto mehr entfernt sie ihn von seinem tieferen Selbst und bringt ihn nur im Sinne der Selbstsucht sich selbst immer näher. — Das heißt dann die bloß menschliche Betrachtung eine Ernüchterung, die christliche aber nennt es Berauschung.

In Selbsterkenntnis zu sich selbst kommen. In Selbsterkenntnis. Denn in allem andern Erkennen bist du von dir selbst weg, vergissest dich selbst, bist abwesend von dir, nicht bei dir selbst. Doch eben das nennt die bloß menschliche Betrachtung nüchtern werden. Wenn einer sich selbst vergißt, nicht zu sich, sondern von sich selbst abkommt, weil er im Erkennen, Begreifen, Denken, künstlerischen Schaffen usw. sich selbst verliert, so sagt man von ihm gerade, er sei nüchtern. Christlich ist das Trunkenheit. Und ist es nicht doch so? Sagt man nicht von einem, der sich dem Trunke ergibt, er vergesse sich selbst, er ertränke sich selbst oder sein Selbst? Und ist ihm das ganz geglückt, ist er sich selbst ganz los geworden, so sagt man nicht: nun sei er recht nüchtern geworden; nein, man sagt das Gegenteil. So auch mit dem Erkennen. Nur eine Art Erkenntnis bringt den Menschen ganz zu sich selbst, die Selbsterkenntnis; in ihr, in der reinen Durchsichtigkeit besteht die Nüchternheit. Hingegen

meint die bloß menschliche Betrachtung, Selbsterkenntnis sei Trunkenheit, sie erzeuge, was das Berauschende erzeugt: Schwindel. Dem ist aber nicht so. Nein, dann gerade schwindelt es im sinnlichen Sinne vor einem, wenn er sich selbst im Trinken vergessen hat; und im geistigen Sinne schwindelt es dann vor einem Menschen, wenn er im Erkennen von anderem, im „objektiven" Erkennen, wie man's nennt, sich selbst verloren hat. Rufe ihm nur, und du sollst sehen, es ist, als erwachte er aus einem Traum; er muß gleichsam die Augen reiben, sich auf sich selbst besinnen, nachdenken, wie er heißt — ganz wie ein Berauschter.

Zu sich selbst kommen in Selbsterkenntnis vor Gott. Denn wenn die Selbsterkenntnis nicht zur Selbsterkenntnis vor Gott führt, ja, dann hat die bloß menschliche Selbstbetrachtung nicht so unrecht mit ihrer Behauptung, diese Selbsterkenntnis führe zu einer gewissen schwindelerregenden Leere. So ganz zu sich selbst zu kommen, daß er in Nüchternheit sich selbst durchsichtig wird, das ist einem Menschen nur möglich, wenn er vor Gott ist. Nach der bloß menschlichen Betrachtung ist das Gegenteil der Fall; da ist es ganz gewiß Trunkenheit, daß man sich mit Gott, mit dem Unendlichen einläßt. Der Blick vom Schiff in die Wogen, der Blick von einem erhabenen Standort in die Tiefe unten oder von der Niederung in den unendlichen Raum, wo nichts das Auge anhält, muß jedem Schwindel erregen. Wie sollte da nicht vielmehr den der Schwindel erfassen, der sich mit Gott einläßt? Ja, das sollte man wirklich denken; und doch verhält es sich nach der Meinung des Christentums gerade umgekehrt: der Verkehr mit Gott ist gerade der Weg zur vollen Nüchternheit. So macht ja das stärkere Getränk den durch ein schwächeres Berauschten wieder nüchtern, obgleich es natürlich durch einen schrecklichen Mißbrauch zu noch schlimmerer Berauschung führt.

In Selbsterkenntnis vor Gott, als Nichts vor Gott, zu sich selbst kommen. Nach der bloß menschlichen Betrachtung muß man erst etwas werden, um nüchtern zu werden; für das Christentum ist gerade das, zu nichts werden — vor Gott, der Weg zur Nüchternheit. Trunkenheit dagegen oder Mißbrauch des ernüchternden stärkeren Tranks ist es also, vor Gott etwas sein zu wollen; vor Gott nichts zu werden macht nüchtern.

Zu nichts werden vor Gott, und ihm doch unendlich, unbedingt verpflichtet. Für die bloß menschliche Betrachtung gehört umgekehrt

zur Nüchternheit wesentlich das Maßhalten in allem, so daß man bei allem dieses nüchterne „bis zu einem gewissen Grade" beobachtet. So auch bei der Pflicht; „es wäre ja der gewisse Weg, im Kopfe verwirrt, berauscht und verrückt zu werden, wenn man sich einem Unbedingten hingeben und dann natürlich unbedingt hingeben wollte". Nach dem Christentum ist gerade das Unbedingte, und es allein (oder der Eindruck, der Druck des Unbedingten) imstande, einen Menschen ganz nüchtern zu machen (wenn er nämlich sich unbedingt in seine Macht gibt, — wo nicht, so hat er ja den Eindruck des Unbedingten nicht gewonnen); dagegen ist gerade dieses „bis zu einem gewissen Grade" berauschend, betäubend, macht schwerfällig, schläfrig, träge und stumpf, einem Trunkenbold gleich, von dem man sagt, er gehe in beständigem Dusel umher.

So verhält es sich doch wohl auch, daß gerade das Unbedingte einen Menschen allein ganz nüchtern machen kann. Laß dir das im Bilde darstellen, und laß dich nicht stören, wenn dir die Rede vielleicht nicht feierlich genug scheint; — sie ist mit Absicht so gewählt, damit du einen um so wahreren Eindruck von der Sache gewinnest. Wenn du einen Karrenführer, einen Droschkenkutscher, einen Postknecht, einen Pferdevermieter fragen würdest, wozu man die Peitsche brauche, so würden sie dir alle antworten: „natürlich zum Antreiben des Pferdes." Frage den königlichen Hofkutscher, wozu der Kutscher die Peitsche brauche, so wirst du die Antwort bekommen: „hauptsächlich soll sie die Pferde zum Stehen bringen." Das macht den Unterschied zwischen gewöhnlichem und gutem Fahren aus. Nun weiter. Hast du schon gesehen, wie der Kutscher des Königs es angreift? oder wenn du es noch nicht gesehen hast, so will ich es dir beschreiben. Er sitzt hoch auf seinem Bock; und weil er so hoch sitzt, hat er die Pferde um so mehr in seiner Gewalt. Indessen ist ihm das noch nicht genug, wenn es sich darum handelt, die Pferde augenblicklich zum Stehen zu bringen. Er erhebt sich im Sitz; er sammelt seine ganze Leibeskraft in seinem muskelstarken Arm, der die Peitsche lüpft — nun fällt ein Schlag; es war fürchterlich. In der Regel genügt ein Schlag; bisweilen macht das Pferd einen verzweifelten Satz, — noch ein Schlag. Das genügt. Er setzt sich nieder. Aber das Pferd? Zuerst geht ein Beben durch seinen ganzen Leib, es sieht wirklich aus, als vermöchte dieses feurige, kraftvolle Geschöpf nicht auf den Beinen zu stehen;

das ist das erste. Nicht sowohl der Schmerz ist es, was es erbeben macht, als vielmehr das, daß der Kutscher (das kann auch nur des Königs Kutscher!) mit aller Kraft dem Schlag Nachdruck gegeben hat, ganz in dem Schlag ist; so daß das Pferd nicht sowohl am Schmerz als an sonst etwas spürt, von wem der Schlag kommt. Dann nimmt dieses Beben ab; es ist jetzt nur ein leises Zittern, aber es ist, als zitterte jeder Muskel, jede Faser. Nun ist es überstanden — nun steht das Pferd still, unbedingt still. Was war dies? Es bekam den Eindruck des Unbedingten; darum steht es unbedingt still. Wenn ein Pferd, das der königliche Kutscher fährt, stille steht, so ist das etwas ganz anderes, als wenn ein Droschkengaul stille steht; denn bei diesem heißt das eigentlich bloß, daß er nicht geht, was keine Kunst ist; beim ersteren aber ist das Stillstehen eine Handlung, eine Anstrengung, die größte, und auch des Pferdes höchste Kunst; und es steht unbedingt still. Unbedingt still! Wie soll ich das beschreiben? Ich will ein anderes Bild gebrauchen, das uns auf dasselbe führt. Wir reden so für gewöhnlich von stillem Wetter; deshalb kann es aber wohl etwas winden oder doch luftig sein, und es ist trotzdem stilles Wetter. Hast du aber nicht schon auf eine andere Art Stille geachtet? Vor einem Gewitter tritt mitunter eine solche Stille ein; sie ist ganz anderer Art: nicht ein Blatt rührt sich, nicht ein Lüftchen; es ist als stünde die ganze Natur still, während doch ein fast unmerkliches, leises Zittern durch alles geht. Was hat die unbedingte Stille dieses unmerklichen Zitterns zu bedeuten? Sie bedeutet, daß das Unbedingte im Anzug ist, der Sturm — und das Pferd steht unbedingt still, nachdem es den Eindruck des Unbedingten empfangen hat.

Hievon redeten wir ja aber, daß der Eindruck des Unbedingten nüchtern macht, ganz nüchtern, und zugleich wach, wie der Apostel in unserem Text hinzufügt — ist nicht jenes Pferd gleichsam ein Sinnbild davon? Es bekam den Eindruck des Unbedingten, und es stand unbedingt still, wurde gleichsam ganz nüchtern und wach. Vielleicht war es ein ganz junges Pferd, das so des Eindrucks des Unbedingten bedurfte; vielleicht war es ein älteres Pferd, das nun aber in seinen alten Tagen klug, in seinem Sinne nüchtern und darum der Meinung geworden war, man müsse alles nur „bis zu einem gewissen Grade" treiben, so auch das Stillstehen: so daß man nicht eben unbedingt stillestehen müsse,

sondern sich's etwas bequem machen dürfe, weil es zu anstrengend sei, wirklich unbedingt still zu stehen. Jedenfalls war der königliche Kutscher anderer Meinung als das Pferd; er brachte ihm den Eindruck des Unbedingten bei. Und das tut des Königs Kutscher immer. Wer nur so gewöhnlich fährt, klatscht nicht einmal mit der Peitsche; von einem Droschkenkutscher oder Karrenführer hörst du keinen richtigen Peitschenknall; wozu auch dieser Luxus? er braucht lieber den Peitschenstiel. Der Herrschaftskutscher klatscht, zumal wenn er die Herrschaft fährt; und wenn er still hält, so sitzt er und ermuntert die Pferde mit seinem Klatschen. Das sagt, daß er gut fährt; das Unbedingte aber drückt er nicht aus. Des Königs Kutscher klatscht nicht mit der Peitsche: er drückt das Unbedingte aus; die königliche Majestät darf nicht so zufällig merken, daß er fährt. Er hält — unbedingt still. Dann kommt er heim; er wirft die Zügel hin — sofort verstehen die Pferde, daß „er" nicht mehr fährt. Hierauf kommen einige Stallknechte — und sieh: jetzt ist das Unbedingte für diesmal vorbei; man verkühlt sich oder macht sich's je nach Umständen behaglich; man ist nicht mehr, feierlich, ganz sein eigenes wirkliches Selbst, ganz nüchtern; — das Unbedingte ist für diesmal vorbei.

Denn nur das Unbedingte macht ganz nüchtern.

Das sind wir aber wohl alle: wir haben doch wohl alle den Eindruck des Unbedingten? den unbedingten Eindruck des Unbedingten? Denn was ist Christentum? Christentum ist das Unbedingte — und wir sind ja alle Christen! Und was heißt denn das, das Christentum verkündigen? Es heißt das Unbedingte verkündigen — und wir haben ja eintausend Pfarrer!

Dennoch habe ich nie jemand gesehen, von dem ich sagen durfte (so wenig als von mir selbst), sein Leben habe den unbedingten Eindruck des Unbedingten ausgedrückt, oder er sei ganz nüchtern gewesen. Wir haben leider alle bis zu einem gewissen Grade, mehr oder weniger, die Sucht nach diesem Berauschungsmittel, nach dem „bis zu einem gewissen Grade"; nur mit gewissen Gradunterschieden, die sich auch unter den Trinkern finden. Manche fröhnen offen dem Trunke, ohne es verbergen zu wollen; andere, die Schlimmsten, ergeben sich dem „stillen Suff": so gestehen manche auch ohne weiteres zu, daß ihr Leben nur

dieses „bis zu einem gewissen Grade" ausdrückt, ihr Christentum also auch nicht eigentlich Christentum ist; andere aber, deren Leben ebenfalls nur dieses „bis zu einem gewissen Grade" ausdrückt, suchen den Schein aufrecht zu erhalten, als seien sie wahre Christen, als sei ihr Christentum ganz in der Ordnung, das wahre Christentum.

Wünschest du ein Bild von dem Leben in der Christenheit, und willst du sehen, wie weit es dem Christlichen ähnlich ist, so will ich dir ein solches vorführen und dir zeigen, inwieweit wir christlich leben, oder wie weit unser Leben sich mit dem Christlichen, dem Unbedingten deckt. Und laß dich nicht beirren, als wäre meine Darstellung vielleicht nicht ernsthaft und feierlich genug; glaube mir, die Feierlichkeit feierlicher Sonntagsredner nährt, christlich gesehen, durchaus nicht den Ernst, leitet vielmehr die Aufmerksamkeit von dem „Ernste" ab, d. h. davon, wie die Wirklichkeit aussieht, wie unser Leben ist, wo wir stehen. Glaube auch nicht, ich rede so, weil ich mich für besser als andere hielte; nein, nein; ich habe einmal von mir selbst zugestanden und wiederhole es, daß ich wie alle andern verweichlicht bin, wie auf der andern Seite mein Leben allezeit aufrichtige Teilnahme mit der Versuchung durch die menschlichen Mühsale und Kümmernisse ausgedrückt hat, die einen armen Menschen so sehr plagen können. Aber die Forderung des Christentums an uns ist doch, daß wir Geist seien, daß wir streben, dies zu sein; und der „Ernst" ist: wie wir leben. Nicht wahr, so willst du auch gutwillig, redlich und aufrichtig, mit Ernst und Sammlung, nicht mit Spott über mich, also zerstreut, dich dieser Untersuchung hingeben? Denke dir einen theologischen Kandidaten. Nimm mich dafür, ich bin ja auch theologischer Kandidat. Er ist bereits eine Reihe von Jahren Kandidat gewesen und nun in die Jahre gekommen, wo es von ihm heißt: er sucht. „Ein theologischer Kandidat" — „sucht"; es bedarf wohl keiner sehr lebhaften Einbildungskraft, um aus diesen zwei Bestimmungen sofort zu erraten, was er „sucht": natürlich Gottes Reich (Matth. 6, 33). Und doch — fehl geraten; nein, er sucht etwas anderes, ein Amt, ein Einkommen. Und fast sucht er es unbedingt, so wenig im übrigen dieses Suchen dem Unbedingten zugekehrt ist, noch den Eindruck des Unbedingten verrät. Er sucht. Suchend eilt er von Herodes zu Pilatus, empfiehlt sich dem Minister wie dem Sekretär; er schreibt und schreibt einen Bogen Kanzlei=

papier nach dem andern voll — denn die Bittschriften müssen dieses Format haben. (Vielleicht siehst du hierin eine Spur des Unbedingten; sonst hat es hier nichts zu tun.) So geht das Jahr hin; über diesem Laufen und Suchen, das doch wohl nicht im Dienste des Unbedingten war, außer sofern er, wie gesagt, „unbedingt alles" wollte, hat er sich fast zu Tode gehetzt. Endlich bekommt er das Gesuchte. Er findet das Wort der Schrift bestätigt: „suchet, so werdet ihr finden." Doch fand er nicht das Unbedingte, sondern nur eine kleine Stelle; — das Unbedingte suchte er aber wohl auch nicht. Er ist doch zufrieden; und er bedarf wahrlich nach dem vielen Suchen nun auch der Ruhe und Erholung für sich und seine Beine. Indessen erkundigt er sich genauer nach den Einkünften seiner Stelle und entdeckt zu seinem Schrecken, daß sie ein paar 100 Taler weniger trägt, als er geglaubt hatte. Das ist für ihn äußerst fatal, was man ja, menschlich geredet, nur zu wohl verstehen und ihm einräumen kann. Es ist ihm doppelt unangenehm, weil er zugleich eben jetzt noch etwas anderes, das er beiläufig auch suchte, gefunden hat, eine Frau; und dies hat eine mit jedem Jahr bedeutungsvollere Beziehung zu seinem Einkommen. Er ist verstimmt. Er kauft sich wieder einen Stoß Kanzleipapier, ist schon wieder auf den Beinen, um durch eine Bittschrift die Anstellung rückgängig zu machen. Doch gelingt es einigen Freunden, ihn von diesem Schritt zurückzuhalten. So ist denn die Sache entschieden. Er wird Pfarrer. Er soll nun vom Dekan investiert werden und selbst die Antrittspredigt halten. Der Dekan ist ein Mann von Geist und Wissenschaft, nicht ohne einen Blick für die Weltgeschichte, was ihm und den Gemeinden nicht wenig zugut kommt. Er stellt den neuen Pfarrer der Gemeinde vor, hält eine Ansprache und wählt zum Text die Worte des Apostels: „wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Hierüber redet er, und das mit Salbung und Nachdruck; er zeigt, daß zumal im Blick auf unsere unruhige Zeit die Diener des Worts darauf gefaßt sein müssen, alles, selbst Leben und Blut zu opfern. Und dabei weiß Seine Hochwürden, daß der junge Mann, den er investiert (und den wir ja, wie gesagt, sehr gut verstehen können; denn er ist ein Mensch; den Herrn Dekan dagegen können wir weniger verstehen), im Begriff war, diese Anstellung wegen der paar 100 Taler wieder rückgängig zu machen. Hierauf besteigt der neue Pfarrer die

Kanzel. Und das Evangelium des Tages lautet sehr passend: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes." In Wahrheit: wenn man sich dessen erinnert, was dieser junge Mann bei dem jahrelangen, mühsamen Suchen aushalten mußte, — so ist dieses „Trachtet am ersten" das Letzte, woran man bei ihm denkt. Er hält seine Predigt. Und es war in jeder Hinsicht eine gute Predigt; selbst der Prälat, der anwohnte, sagt: „es war eine treffliche Predigt und ausgezeichnet vorgetragen; er ist wirklich ein Redner." „Ja, aber nun das christliche Urteil?" „Ach, bewahre, die Predigt war durchaus christlich; es war ja die gesunde, unverfälschte Lehre, und es war wirklich ergreifend, wie er das hervorhob, daß man am ersten nach Gottes Reich trachten müsse." „Ja, aber nun das christliche Urteil: d. h. wie weit stimmte das Leben des Predigers mit seiner Rede? Ich konnte den Gedanken nicht ganz los werden, daß vom Redner (für mich ist er ein wahres Bild von uns allen) nicht gerade mit Wahrheit behauptet werden kann, er habe am ersten nach Gottes Reich getrachtet." „Das ist auch nicht nötig." „Doch verzeihen Sie, eben davon predigte er ja, daß wir am ersten nach Gottes Reich trachten sollen." „Ganz richtig; gerade so soll er predigen, das wird von ihm verlangt. Das ist die Lehre, und auf die kommt es an; die Lehre soll rein und unverfälscht verkündet werden."

Sieh, das ist ungefähr das Verhältnis der Christenheit zum Christlichen, zum Unbedingten. Nach 17, 18 Umwegen und Gängen bekommt einer (ach, nachdem er, menschlich geredet, genug durchgemacht) sein gesichertes Auskommen für diese Welt; und dann bekommen wir eine Predigt: „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes."

Ist das Nüchternheit oder Trunkenheit? Für die bloß menschliche Betrachtung ist das Nüchternheit, daß man zuerst sich das Endliche sichert, und dann predigt, „trachtet zuerst nach dem Reich Gottes." Wir halten die Heilige Schrift ja hoch in Ehren, gehen aber doch recht sonderbar mit ihr um. Um z. B. dem Eide eine rechte Feierlichkeit zu geben, legen wir die Hand auf die Heilige Schrift, zum Schwur — den sie verbietet. Hat sich einer zuerst nach langem Suchen das Endliche gesichert, so schwört er, die Hand auf dem Buch, welches das Trachten nach Gottes Reich zum Ersten macht. Und dies halten wir Menschen für Nüchternheit; dies, daß man sich zuerst das Endliche sichert! Ich mache mich selbst nicht besser.

Ja, wahrlich, bei ernstlicher Selbstprüfung habe ich mir das Geständnis machen müssen: wenn einer in meiner Zeit durch sein Leben das „Trachtet am ersten nach Gottes Reich“, also das Unbedingte darstellte und er sich wirklich unbedingt zum Unbedingten verhielte, d. h. „Geist“ wäre, für alle zeitlichen, endlichen, irdischen Rücksichten verloren, ihnen entfremdet und abgestorben: — ich könnte nicht mit ihm aushalten; und ich fühlte mich jeden andern Augenblick versucht, ihn, den einzig Nüchternen, trunken zu nennen.

Denn die Sache hat in Wahrheit folgenden Zusammenhang. Wir Menschen sind alle, mehr oder weniger, berauscht. Es ist aber mit uns wie mit einem Betrunkenen, der nicht so ganz betrunken ist, daß er das Bewußtsein verloren hätte; nein, er ist sich gerade bewußt, daß er etwas zuviel hat, und ist eben deshalb darauf bedacht, es vor andern und womöglich vor sich selbst zu vertuschen. Was tut er da? Er sucht sich an etwas zu halten, und hält sich so den Häusern entlang, und geht so kerzengerade ohne zu schwindeln — ein nüchterner Mann. Über einen großen Platz zu gehen, würde er aber doch nicht wagen; denn dann würde er verraten, was er selbst so ziemlich weiß: daß er zuviel hat. So steht es, geistig verstanden, mit uns Menschen. Wir haben Mißtrauen gegen uns selbst, sind im stillen uns bewußt, daß es mit unserer Nüchternheit nicht ganz richtig ist. Da kommt uns aber die Klugheit, Verständigkeit und Besonnenheit zu Hilfe, indem sie uns etwas darbietet, woran wir uns halten können: das Endliche. Und so gehen wir aufrecht und selbstbewußt unseres Weges, ohne zu taumeln — wir sind ganz nüchtern. Wenn aber das Unbedingte unbedingt seinen Blick auf uns richtete (doch diesem Blick entziehen wir uns; wie Adam unter den Bäumen, verstecken wir uns vor ihm in der Endlichkeit und unter Endlichkeiten); oder wenn wir unsern Blick unbedingt auf das Unendliche richteten (doch daran verhindern wir uns und stellen unsere Augen geschäftig in den Dienst der Endlichkeit): wenn aber das Unbedingte wirklich auf uns blickte oder wir auf das Unbedingte, so würde unsere Trunkenheit offenbar. Das ist der wahre Zusammenhang der Sache. In unserer Schelmensprache drücken wir das aber anders aus; wir behaupten, daß wir kluge, verständige, besonnene Menschen sind, daß wir nüchtern sind, und daß gerade das Unbedingte uns berauschen würde.

Es ist, wie wenn jener Betrunkene sagte: „Ich bin nüchtern; wollte ich aber über einen großen Platz gehen, so würde der große Platz mich betrunken machen." „Aber mein Lieber, ein großer Platz ist doch nichts zum Trinken! Wie kann man von ihm betrunken werden? Und ein Nüchterner kann gut über einen großen Platz gehen, ohne betrunken zu werden." Das heißt: der große Platz oder der Versuch, über ihn zu gehen, macht nur offenbar, daß der Mann zu viel hat; der Mann aber sagt, der Platz bewirke das, und er sei nüchtern. Denn wenn man sich an den Häusern hindrückt oder höchstens durch schmale Gäßchen, wo die Häuser einen doch halten, in der Mitte des Wegs dahingeht, so fällt es nicht auf, daß man zuviel hat.

Das ist die Meinung des Christentums. Nicht das Unbedingte ist es, was uns trunken macht; aber das Unbedingte verrät unsere Trunkenheit. Und das wissen wir selbst ganz gut; und daher unser kluges Hängen an den Endlichkeiten, unser Dahinschleichen an den Häusern, unsere Vorliebe für die Gäßchen, unsere Scheu, sich in die Unendlichkeit hinaus zu wagen. Und des Christentums Meinung ist, daß gerade das Unbedingte nüchtern macht, nachdem es erst unsre Trunkenheit geoffenbart hat. Wie schlau sind doch wir Menschen, und wie schlau wissen wir die Sprache zu handhaben! Wir reden die Sprache der Wahrheit so gut und geläufig, daß es fast ist (ja, wenn man nur flüchtig hört!), als redeten wir die Wahrheit. „Das Unbedingte macht uns offenbar": diese kleine Zwischenbestimmung lassen wir aus; und so sagen wir Gauner in unserer Gaunersprache: „das Unbedingte macht trunken." Das Christentum aber sagt: „das Unbedingte macht deine Trunkenheit offenbar; und es gibt nur eins, was einen Menschen ganz nüchtern machen kann: das Unbedingte."

Die Apostel, die am ersten Pfingsttage redeten, waren nie nüchterner als eben an diesem Tag, da ihr Leben ganz unbedingt das Unbedingte ausdrückte und sie in Selbsterkenntnis ganz zu sich selbst gekommen waren, als nichts vor Gott: d. h. als bloße Werkzeuge in seiner Hand, für jede Rücksicht verloren und jeder Rücksicht bar, ausgebrannt zu Geist — ganz nüchtern. Der Spott aber sagte: „sie sind voll süßen Weins"; und die kluge, verständige, besonnene, bloß menschliche Betrachtung mußte sagen: sie sind berauscht.

Nüchtern werden heißt: sich selbst in seinem Verstehen, seinem Erkennen so nahe kommen, daß alles Erkennen sich im Handeln umsetzt.

Die bloß menschliche Betrachtung ist natürlich hier wieder der ganz entgegengesetzten Meinung, als wäre solches gerade Trunkenheit; wogegen es Nüchternheit sein soll, daß der Kluge, Verständige, Besonnene darauf aus ist, sein Erkennen in gehörigem Abstand von seinem Leben oder sein Leben in gehörigem Abstand von seinem Erkennen zu halten, damit dieses keine Macht über ihn bekommt. — „So etwas kann nur einem Halbnarren, einem Betrunkenen einfallen." Denn „Erkennen" ist Genuß; und kein Verständiger, kein Gebildeter will nicht wissen, was das Richtige sei; er fühlte sich beleidigt, wenn jemand ihm nachsagte, er wisse es nicht; aber das erkannte Richtige zu tun ist Anstrengung. „Verstehen" ist Genuß; auch das zu verstehen, wie listig und schlau wir Menschen sind und wie gut wir vom Guten reden können, ist Genuß; kein Gebildeter ließe sich nachsagen, er durchschaue das nicht und wisse solches nicht selbst gründlich und treffend zu kennzeichnen; denn auch die Vertrautheit mit den Geheimnissen der Hinterlist ist Genuß. Selbst nun aber im Ernste der Redliche, der Aufrichtige, der Uneigennützige sein zu wollen — nein, das wäre ja Anstrengung. Selbst die größte „Anstrengung" beim Erkennen und Verstehen ist Genuß; wie dem Jäger Anstrengung, Schweiß und Mühe beim Erlegen des Wildes und wie dem Fischer Ausdauer beim Fischen Genuß ist: aber nach dem, was man erkennt und versteht, zu tun, das ist Anstrengung.

Darum halten wir Menschen in unsrer gewöhnlichen Schlauheit gegenüber Gott und göttlicher Wahrheit unsre ganze Aufmerksamkeit auf das Verstehen und Erkennen gerichtet; wir tun, als läge die Schwierigkeit im Erkennen und als verstünde es sich von selbst, daß wir das Richtige sofort auch tun, sobald wir es nur verstehen. O trauriges Mißverständnis, o schlaue Ausflucht! Nein, unendlich weiter als von der gründlichsten Unwissenheit bis zum klarsten Verständnis, unendlich weiter haben wir vom klarsten Verständnis bis zur Ausführung des Verstandenen; ja im ersten Fall besteht nur ein Gradunterschied, im letzteren Fall ein Wesensunterschied. Alle meine Erkenntnisarbeit berührt mein Leben,

seine Lüste, seine Leidenschaften, seine Selbstsucht gar nicht und läßt mich ganz unverändert: — meine Handlung verändert mein Leben. Mag daher eine frühere Zeit in der Auffassung des Christentums noch soviel gefehlt haben, so hatte sie christlich doch gegen unsere Zeit durchaus recht, wenn sie das Christliche [wie sie es nun einmal verstand] sofort ins Tun übersetzte; — worin die eigentliche christliche Einfalt besteht. Denn unsere Zeit redet ja auch davon, daß die Darstellung des Christlichen nicht gekünstelt, hochtrabend, sondern einfältig sein müsse; man streitet auch im Gedankenaustausch darüber, schreibt Bücher, schafft eine eigene Wissenschaft dafür; vielleicht zieht man sogar sein Einkommen aus dieser und wird Professor derselben: vergißt aber oder verschweigt, daß die eigentliche Einfalt, die wahre einfältige Darstellung des Christlichen, darin besteht, — daß man es tut.

Doch das Christliche zu tun ist Anstrengung; eine Anstrengung, welche dem Todeskampf gleichkommt, da es ein Absterben ist: das Christliche darzustellen ist Genuß. Und wenn du das Christliche tust, so wirst du der Menschen Freundschaft verlieren oder gar Verfolgung herausfordern. (Kein Wunder: wie sollten Lebende, die mit ihrer ganzen Seele an diesem Leben und seinem Zubehör hängen, sich ruhig darein ergeben, daß ein Abgestorbener unter ihnen ist!) Mit der bloßen Darstellung des Christlichen dagegen (zumal wenn du dir dabei deinen Vorteil sicherst, so daß du ganz populär wirst, allen durchaus verständlich — durch den Nutzen, den du hast) kannst du sogar großes Glück unter den Menschen machen. Denn als Möglichkeit ist das Christliche leicht — o, daß ich eine Stimme hätte, die sich Gehör verschaffte und so ins Herz dränge wie die Stimme eines Sterbenden! o, daß mein Wort fort tönte: was ich sage, ist von *entscheidender* Bedeutung! — ja, als Möglichkeit ist das Christliche leicht. In der bloßen Darstellung, als Möglichkeit, gefällt es darum den Menschen. In Wirklichkeit aber ist es so schwer; und in die Wirklichkeit übersetzt, als Handeln, hetzt es die Menschen gegen dich auf. Wie oft bin ich nicht auf diesen Punkt zurückgekommen! Triffst du einen Redner, der nur mit einiger Begabung das Christliche darstellt, es aber auch nur als Möglichkeit darstellt und nicht weiter tut, so wird er von den Menschen geehrt, angesehen, geliebt, fast vergöttert. Wie nahe liegt da der Schluß: wieviel mehr derselbe geliebt werden müßte, wenn er

eben dasselbe auch noch mit seinem Leben darstellen würde! O nein, mein Lieber, er möge sich nur davor hüten!

Und das, eben das versteht der Verständige, Kluge, Besonnene. Darum ist er (nüchtern, wie er ist) so vorsichtig, zwischen seinem Erkennen, das er darstellt, und seinem Leben eine gähnende Kluft zu befestigen. Denn er ist nüchtern.

Das Christentum aber sagt: er ist trunken und erhält sich im Rausch, — da es ihn schaudert, auch nur einen Tag nüchtern zu werden. Was würde daraus folgen! Und wie ein Trunkener nicht weiß, was er selbst tut, so weiß er, der Kluge, Verständige, nicht, was er tut: daß er nämlich sein Erkennen, sein Verstehen nur zu seinem eigenen Verderben so pflegt; denn der Mensch ist, wie ein nüchterner Mann gesagt hat, stolz auf sein Erkennen und bedenkt nicht, daß er danach gerichtet wird. Je mehr einer verstanden und je besser er es verstanden hat, um so strenger das Urteil, daß er nicht danach getan hat; um so strenger das Urteil, wenn einmal die Ewigkeit ihn ernüchtern wird. Nüchtern ist er aber wahrlich nicht, so wenig einer darum nüchtern ist, weil er mit großer Klugheit genau zu berechnen weiß, durch welche Mittel er sich gegen jede Beunruhigung durch das Erwachen des Bewußtseins zu sichern vermag. Er erweitert sein Erkennen, sein Verstehen; darin ist nichts, meint er, was wie Trunkenheit aussieht. Er sichert sich gegen sein Erkennen; ungeheuer klug weiß er sich gegen sein Erkennen zu sichern: darin ist doch wohl nichts, meint er, was auf Trunkenheit deutet! Warum aber wehrt er sich gegen sein richtiges Erkennen? Warum? Weil er im Grunde weiß, daß es ihm seine Trunkenheit offenbaren würde; wie dies ja geschehen wird, wenn einmal die Ewigkeit ihm unmöglich machen wird, sich gegen sein Erkennen zu wehren.

Der wahre Sachverhalt ist dieser. Jeder Mensch hat ein gewisses Vermögen, zu erkennen; und jeder Mensch, der unterrichtetste wie der beschränkteste, ist mit seinem Erkennen dem, was er in seinem Leben ist oder was sein Leben ausdrückt, weit voraus. Doch beschäftigt dieses Mißverhältnis uns Menschen weniger. Auf das Erkennen dagegen legen wir einen hohen Wert, und jeder sucht sein Erkennen mehr und mehr zu erweitern.

„Nun aber", sagt der Verständige, „muß man darauf achten, welche Richtung das Erkennen einschlägt. Kehrt sich mein Erkennen einwärts,

gegen mich selbst, verhindere ich das nicht beizeiten: so bewirkt das Erkennen den gefährlichsten Rausch; denn es entsteht dann eine berauschende Verwechslung zwischen der Erkenntnis und dem Erkennenden, so daß der Erkennende dem Erkannten ähnlich, das Erkannte selbst werden will. Das ist Trunkenheit. Daß dem so ist, sollst du bald entdecken. Denn nimmt dein Erkennen diese Richtung nach innen und gibst du nach, so wird es bald damit enden, daß du taumelnd wie ein Berauschter in die Wirklichkeit trittst, dich rücksichtslos in rücksichtsloses Handeln hineinstürzst, bevor der Verstand und die Klugheit Zeit zur gehörigen Rücksichtnahme, ob das klug, vorteilhaft, lohnend ist, gewonnen hat. Sieh, darum warnen wir, nüchtern, nicht vor dem Erkennen, auch nicht vor der Erweiterung deines Erkennens; nur, daß dein Erkennen sich nicht einwärts kehre, da es sonst berauschend wirkt." So reden Schelmen. Es heißt, das Erkennen wirke durch seine Richtung einwärts die Trunkenheit, während es doch gerade hiedurch offenbaren würde, daß man trunken ist, trunken durch das Hängen an diesem irdischen Leben, dem Zeitlichen, Weltlichen, Selbstischen. Und vor dieser Aufklärung fürchtet man sich gerade, während man dem Erkennen die Schuld zuschiebt, daß es berausche. Man fürchtet von dem einwärts sich kehrenden Erkennen, es könnte den inneren Zustand der Trunkenheit beleuchten und verraten, daß man am liebsten in diesem Zustand bliebe; es könnte gar einen aus diesem Zustand herausreißen und durch die Folgen dieses Schrittes die Rückkehr in den geliebten Zustand der Trunkenheit unmöglich machen.

Nach der Auffassung des Christentums dagegen verhält es sich so: gerade das, daß das Erkennen sich nach innen gegen den Menschen selbst kehrt, macht ihn nüchtern; es ist also nur der ganz nüchtern, dessen Verstehen und Erkennen ein Handeln ist; man braucht deshalb auf die Entwicklung der Erkenntnis durchaus nicht soviel zu verwenden, wenn man ihr nur die Richtung nach innen zu geben strebt; die Verwendung aller Aufmerksamkeit und Kräfte auf die bloße Entwicklung des Erkennens ist daher eine Hinterlist; und nüchtern ist man auch mit einer nur geringen Erkenntnis, wenn sie nur einwärts gekehrt ist und so zum Handeln treibt, dagegen gänzlich berauscht auch bei der allerhöchsten Erkenntnis, falls dieselbe die entgegengesetzte Richtung einschlägt.

Ein in dieser Hinsicht kompetenter Beurteiler hat gesagt, man treffe selten einen, der von der Demut demütig, vom Zweifel zweifelnd usw. zu schreiben verstehe. Das will sagen: man trifft selten eine Darstellung, die wirklich zugleich das Dargestellte selbst ist, so daß z. B. der Zweifel in zweifelnder Form mitgeteilt wäre (— wie es bei den Griechen der Fall war; während man in unserer Zeit als angestellter Professor und Ritter verschiedener Orden einer gläubigen Zuhörerschaft als Glaubenslehre mitteilt, daß man an allem zweifeln müsse, und zur Bekräftigung auf sein sicheres Amt sich verheiratet). Noch seltener aber als eine solche Darstellung, die das Dargestellte zugleich selbst ist, noch seltener als sie findet man einen, der sein Verstehen zur Tat macht und seine Erkenntnis dessen, was zu tun ist, ganz einfältig (ja, wirklich die edelste Einfalt!) dadurch erweist, daß er es tut!

Nein, es gibt doch nichts Hinterlistigeres als dieses menschliche Herz; und das zeigt sich vielleicht nie deutlicher als an diesem Mißverhältnis zwischen unserem Verstehen und unserem Handeln. Sehr streng genommen müßte das Urteil lauten, wir seien alle Heuchler. Der Apostel ist milder, er sagt nur, wir seien trunken; — wir aber in unserer Klugheit, Verständigkeit, Besonnenheit, wir sagen: „Ganz im Gegenteil, wir sind nüchtern, und der Apostel ist trunken. Oder ist es nicht Trunkenheit, der Erkenntnis so viel Herrschaft über sich selbst einzuräumen, daß sie uns überwältigt (und damit unsere Trunkenheit verrät!) und damit uns in die äußersten Entscheidungen hinausreißt? Statt nüchtern Genuß und Freude von seiner Erkenntnis zu haben, sollte man sie da ja eher verwünschen, da sie einen unglücklich macht, ganz wie einer im Zustand der Trunkenheit durch ein Geständnis, das er nüchtern niemals abgelegt hätte, sich unglücklich machen kann!" Ganz richtig, so ist es, nur ist das Urteil verkehrt; der Verständige ist gerade so nüchtern, daß er seine Trunkenheit nicht zugeben wird, die doch tatsächlich vorhanden ist. Daraus folgt aber nun, daß man, um in Wahrheit nüchtern zu werden, vor allem seine Trunkenheit eingestehen muß.

Denn ganz nüchtern ist man nach der Meinung des Christentums nur, wenn Verstehen und Handeln sich deckt. So sollte es sein. Dein Verstehen soll *sofort* Tat werden. Sofort! So ist es bei uns Menschen leider nicht! Haben wir etwas verstanden, so währt es noch lange, bis eine Tat

daraus wird, bis eine Handlung den Gedanken wiedergibt. Steht aber alles richtig, so folgt die Tat sofort, und ebendarum ist die Wiedergabe so genau, dein Verständnis so voll und ganz. Folgt die Tat nicht sofort, so wird die Handlung nur ein schlechter Abdruck deines Verstehens. So ist es leider mit unseren Handlungen. Wie entsprechen diese unserem Verständnis? Wie die Klangfigur, die du mit dem Strich des Bogens hervorbringst? wie der treue Abdruck dem Bilde? Nein, wie das Löschblatt sich ausnimmt neben der Schrift, auf der es gelegen.

So hat denn einer verstanden, was nach seiner Meinung dem ganzen Menschengeschlecht nutzen soll; und vielleicht hat er recht. Es sei Strenge, was nottut; er versteht es so deutlich, daß nur in der Strenge das Heil liegt, so deutlich, daß er auch den Mut hat, gegen alle streng zu sein — einen ausgenommen: sich selbst. Ist das Nüchternheit? Ja, nach der bloß menschlichen Betrachtung ganz gewiß; wenn anders sein Vornehmen ihm glückt und er dabei nicht schlecht fährt, so legt man als Besonnenheit und Nüchternheit aus, daß er diesen schrecklichen Gedanken so durchzuführen verstand, daß alle von ihm verletzt wurden, nur er nicht. Nach der Meinung des Christentums dagegen ist er trunken, und nüchtern wäre er gewesen, wenn er sofort mit dem gewonnenen Einblick in die rettende Macht der Strenge sich gegen sich selbst gekehrt hätte.

So habe einer etwas Wahres verstanden; und er habe es wirklich verstanden: o, es steht so lebendig, so überzeugend, mit einer solchen Macht der Beredsamkeit vor ihm, daß er meint, er müsse die ganze Welt davon überzeugen können! Und er tut das auch; es glückt ihm, er überzeugt seine ganze Zeit von der siegreichen Freude der Selbstverleugnung. Nur einen überzeugte er nicht, und das war er selbst. Verkehrt bog er von seinem Verstehen oder davon, daß er verstanden hätte, ab, nicht hin zum durchführenden Handeln, sondern abseits, in die dichterische oder rednerische Darstellung hinein. In dem Augenblick, da es so lebhaft, so unwiderstehlich vor ihm stand, daß Selbstverleugnung die siegreiche Freude sei, eben da war eine kleine Selbstverleugnung von ihm gefordert. Hätte er hier gehandelt — vielleicht hätte er es zu dem Meisterstück seiner beredten Verherrlichung der Selbstverleugnung und ihrer siegreichen Freude gar nie gebracht, dafür aber zur Selbstverleugnung. Nun hingegen gelang ihm das Meisterstück — das nur keine Selbst-

verleugnung war. Heißt das nüchtern sein? „Ja", sagt die bloß menschliche Betrachtung; „denn", heißt es, „wenn einer Tausende für die Selbstverleugnung gewinnen kann, so ist das doch wohl die Hauptsache, ob er gleich selbst sie nicht übte." Das Christentum meint, dieses Eine wäre die Hauptsache: jene kleine Tat der Selbstverleugnung, welche ausblieb; wenn sie erfolgt wäre, und zwar sofort als getreue Wiedergabe seines Verständnisses, so wäre das Nüchternheit gewesen.

Nehmen wir noch ein Beispiel. Es gab eine Zeit, da die Kunst sich in der Darstellung des Weltheilandes Jesus Christus versuchte. Es war freilich ein Mißverständnis; denn die Kunst kann ihn unmöglich darstellen, da seine Herrlichkeit unsichtbar, innerlich ist und er als Zeichen des Widerspruchs — welch ein Widerspruch, dieses malen zu wollen! — unter der entgegengesetzten äußeren Erscheinung verhüllt ist. Die Kunst wird sich also vergeblich daran versuchen. Wie aber, wenn sich die Kunst der Rede, des Worts daran versuchte? Denke dir einen Menschen von diesem Eindruck ergriffen; er will nun alles, was die Sprache vermag, aufbieten, um den Heiland der Welt darzustellen. Hiezu bedarf er aber, wie er sagt, der Ruhe, einer Umgebung, die solch eine Arbeit begünstigen kann; auch muß er, wie er sagt, durchaus ungestört und ferner womöglich von allem unterstützt sein, was ihn in der rechten Stimmung zu erhalten vermag. So wählt er denn die lieblichste Umgebung in der herrlichsten Gegend; er verschönert sich alles durch Kunst und Geschmack, und nie wurde ein Dichter durch alles so aufgemuntert wie er — ist es ja doch auch die bedeutungsvollste Aufgabe, die er sich gesetzt hat. Berühmt ist er schon im voraus, bewundernd sieht man der Vollendung des Meisterwerks entgegen, und die Zeitungen haben es bereits begrüßt und dabei einen Teil der Bewunderung vorausbezahlt — es handelt sich ja auch um die ernsthafteste Sache. Heißt das Nüchternheit? Ja, nach der bloß menschlichen Betrachtung. Du hörst es ja von den Blättern und siehst es an dem allgemeinen Interesse für dieses Werk, durch welches wir vermutlich für die persönliche Gegenwart Christi vollkommen entschädigt werden, mit dem uns deshalb auch aus andern Gründen in einer Hinsicht wohl gedient sein wird, trotz der heißen Sehnsucht nach der Gegenwart Christi, von der die Pfarrer (wie merkwürdig!) so häufig Zeugnis geben. Das Christentum aber ist der

Meinung, das sei ein Rausch, dem gegenüber auch die kleinste Selbstverleugnung für Nüchternheit gelten könne. Denn nach der Meinung des Christentums bist du nüchtern, wenn dein Verstehen auch dein Handeln ist; wie die Tempelsteuer in einer besonderen Münze entrichtet wurde, so soll dein Verstehen, sowie du etwas verstanden hast, sofort warm und voll und ganz, frisch aus erster Hand als Handlung ausgemünzt und ausgegeben werden.

„Aber so nüchtern zu werden ist ja schrecklich; darin ist ja gar keine Begeisterung!" — „Wie?" antwortet das Christentum, „waren denn die Apostel nicht begeistert? war es die Schar der Märtyrer nicht? die Greise, die erst da sich recht begeistert fühlten und wieder wie Jünglinge wurden? die jungen Mädchen, die da erst die rechte Begeisterung lernten? Indessen, die Sache ist, wie man sie nimmt. Für einen, der sonst vom Wein sich Begeisterung holte, scheint das Wassertrinken nicht begeisternd zu sein — wenn nun aber in diesem Wassertrinken doch Begeisterung ist! Für einen, dem das Begeisternde Genuß ist, scheint es wenig begeisternd, daß die Selbstverleugnung das Begeisternde sein soll — wenn nun aber in dieser Selbstverleugnung doch Begeisterung ist! Wer von seinem Verhältnis zu Gott sich alles glaubte versprechen zu dürfen, der wird es nicht begeisternd finden, daß dieses Gottesverhältnis verlangt, er solle allem entsagen — was ist aber doch das Seligste und also am meisten Begeisternde: daß man mit Gottes Hilfe alles bekommen kann, oder daß man (und zwar auch mit Gottes Hilfe) alles soll entbehren können! Was in Wahrheit begeistert, sind ja doch nicht die Gaben, sondern Gott selbst; im ersteren Falle aber wird dein Blick so leicht an dem weniger Begeisternden, an dem, was du bekommst, haften bleiben; im andern Falle mußt du notwendig allein auf Gott sehen — was dich am meisten begeistert."

Mein Zuhörer! Nüchtern zu werden, das war die Aufgabe; und „der Ernst" ist dies: wie sieht die Wirklichkeit aus? wo sind wir?

Wo sind wir? wie steht es um die Christenheit? Die Antwort ist nicht schwer; schwerer ist es, Wandel zu schaffen.

Das Endliche und das Unendliche, das Ewige und das Zeitliche, das Höchste und das Niederste ist bei uns so miteinander verquickt, daß man

nichts mehr unterscheiden kann; d. h. der ganze Zustand ist der einer undurchdringlichen Zweideutigkeit. Im dichtest verwachsenen Urwald durch einen Durchhau einen Ausblick zu schaffen wäre leichter, als dem hellen Licht der Ideale Zutritt zu verschaffen in diese Zweideutigkeit, wo wir „zwischen Tag und Dunkel" dahinleben, wo wir uns gegen die Ideale auch dadurch gesichert halten, daß wir eine verständige Betrachtung zwischen uns und sie hineinschieben, so daß wir einander wohl in jedem „höheren" Streben, das Vorteil bringt, verstehen, ein wirklich höheres Streben aber, das auf den Vorteil verzichtet, für die allerlächerlichste „Überspanntheit" halten würden.

In Blättern und Büchern, auf Kanzeln, Kathedern, Lehrstühlen und Versammlungen herrscht eine Feierlichkeit, ein Ernst, als drehte sich alles um Geist, um Wahrheit und Gedanken. Vielleicht ist das auch so, vielleicht. Vielleicht aber dreht sich vielmehr alles um das Einkommen, um die Karriere, vielleicht. Was begeistert den Kandidaten? Ist es die Anstellung, die Karriere? oder das Christentum? Man weiß es nicht. Er nimmt die Besoldung, und er versichert, es sei das Christentum. Ist es die Anstellung, die Karriere? oder die Wissenschaft? Man weiß es nicht. Er nimmt die Besoldung, wird Professor und versichert, es sei die Wissenschaft. Was begeistert den Zeitungschreiber? ist's die Zahl der Abonnenten? oder ist's die Sache? Man weiß es nicht. Er sammelt die Abonnenten zu Haufen und versichert, es sei die Sache. Was bestimmt jenen, daß er sich an die Spitze der Menge stellt? ist es die Liebe zu dem Volk? Man weiß es nicht. Er nützt den Vorteil seiner Machtstellung, das sieht man, und versichert, es geschehe aus Liebe.

Und bei all dem wird aufs geflissentlichste geltend gemacht, daß das Christentum unsere Religion ist, daß wir sogar alle Christen sind; so daß das Christentum wohl noch nie in solch fröhlichem Gedeihen stand wie eben jetzt. Woraus beweist man denn die Herrschaft des Christentums? Etwa aus den 1000 Pfarrern, die wir haben? Vortrefflich! Damit ist dann auch bewiesen, daß der „geschäftige Müßiggänger" nicht etwa, wie man bisher meinte, eine lächerliche Figur ist; nein, er hat recht, wenn er seine vielen Geschäfte daraus erweist, daß er sich vier Schreiber hält! Ja, sein Beweis darf sich sogar noch eher sehen lassen. Denn die vier Schreiber sind doch nicht gerade eine Widerlegung davon, daß er

viele Geschäfte hat; unsere 1000 Pfarrer aber sind eher ein Beweis gegen die Herrschaft des Christentums als für dieselbe. Denn was beweist ihr Dasein? Daß es 1000 Pfarrstellen gibt, nicht mehr und nicht weniger. Ist das Christentum? Oder soll das dem Christentum Eingang schaffen in die Welt? Wird es nicht viel eher das Gegenteil tun? Denn die Gemeinde ist auch nicht so dumm. Der Pfarrer kann deklamieren, weinen, auf das Kanzelbrett schlagen, „versichern", — ja, Prosit, ob die Leute daraus wohl einen Eindruck vom Christentum bekommen? Nein, die Gemeinde sagt ganz trocken, ohne Tränen: er lebt davon. Eine einzige Handlung, die wahre Selbstverleugnung und Weltentsagung darstellt, enthält unendlich mehr Erweckungskraft und mehr Christentum als 1000 oder 10 000 oder 100 000 oder eine Million Pfarrer, wenn sie es geflissentlich im unklaren halten, was sie begeistert: ob es die Besoldung, die Karriere, der Vorteil ist oder das Christentum; — wenn sie das geflissentlich im unklaren halten: gestehen sie offen zu, daß es der Vorteil ist, was sie begeistert, so richten sie keinen Schaden an.

„So meinst du denn wohl, der Mensch könne von der Luft leben? oder meint vielleicht das Christentum, die Arbeit für das tägliche Brot sei unzulässig?" Nein, nicht im entferntesten. Dagegen soll und kann ein Mensch nach der Meinung des Christentums auseinanderhalten und offen hervortreten lassen, wo er für sein Interesse arbeitet und wo für die Sache, die Idee, den Geist, für das Höhere; um keinen Preis darf er dies beides sich verquicken oder zusammenfließen lassen, da doch dies beides so ungleichartig als möglich, unendlich, himmelweit voneinander verschieden ist. Daß einer durch seinen Dienst für die Wahrheit zugleich seinen Vorteil sucht, mit seinem Wirken für die Idee zugleich seinen Vorteil sucht: das ist nach der Meinung des Christentums ein Unsinn und der Weg zur Heuchelei. Denn das eine ist unendlich höher als das andere; und daß ich eine Besoldung bekomme und Karriere mache, ist das Interesse weder der Wahrheit, noch der Idee, sondern einzig und allein meiner selbst. Das Christentum ist der Meinung, daß „Versicherungen" die niederträchtigste Erfindung des Vaters der Lüge sind; daß es für ein ernstes, ideales Streben nur eine „Versicherung" gibt: meinen Lebenswandel, der die Versicherung unnötig macht und ohne den meine Versicherungen Geschwätz und der Weg zur Heuchelei sind.

„Hiebei verlierst du aber die Würde des Pfarrers ganz außer Augen!" Seine Würde! Ich will gewiß der Würde Seiner Hoch- oder Hochehrwürden nicht zu nahe treten; ich will ihm seine Würde, die ihm redlich und ehrlich zukommt, redlich und ehrlich zugemessen haben; — doch auch nicht mehr. Denn hier kommt wiederum jene Unklarheit ins Spiel, die geflissentlich erhalten zur Zweideutigkeit wird. Es gibt zwei Arten Würde. Wer unsträflich unter uns lebt, hat Anspruch auf achtungsvolle Behandlung. Benutzt er sein Talent, wenn er etwa zugleich besonders begabt ist, mit Fleiß und Geschick, und erwirbt er sich damit sein Auskommen, so kann man ihm auch Würde zuschreiben. So z. B. einem Schauspieler. Dagegen ist mit dem Christentum ein ganz anderer, ihm eigentümlicher Begriff von Würde hereingekommen. Die gab es einst, als das Christentum von Aposteln verkündet wurde. Doch wollen wir das beiseite lassen. Dann aber wurde es von Wahrheitszeugen verkündigt, ohne Besoldung — wie denn überhaupt das Christentum (unbegreiflich!) ohne Nachhilfe durch Besoldungen hereingekommen ist. Solch ein Lehrer des Christentums hatte Anspruch auf eine eigene Art Würde; sein Leben gab ihm das Anrecht darauf. Aber sieh, nach dieser Art von Würde schielen die Pfarrer noch immer, während doch ihr Leben von dem jener Herrlichen total verschieden ist und die Verkündigung des Christentums jeder anderen weltlichen Karriere und Erwerbsquelle gleich, eine ganz weltliche Sache geworden ist. Und Würde in diesem Sinn kommt ihnen nicht zu. Ein Pfarrer unserer Zeit kann mit Wahrheit auf keine andere Würde Anspruch machen, als sie jeder andere durch Tätigkeit in seinem Beruf sich auch erwirbt. Ist er ein ausgezeichneter Prediger, gut, so kommt ihm dieselbe Würde zu wie z. B. dem ausgezeichneten Arzt, Künstler, Schauspieler usw.; ist er ein mittelmäßiger, so steht er in einer Linie mit dem mittelmäßigen. Die Ordination kann ihm kein persönliches Gewicht geben. Denn wenn das Leben des Ordinierten ganz verweltlicht ist, so kann er sich für seine persönliche Würde nicht auf seine Ordination berufen; eher könnte dann der Schauspieler, Arzt, Künstler usf. billigerweise auch eine Ordination verlangen. So stehen die Verhältnisse mitten in der Christenheit, wo man noch mitunter Bedenken hat, ob ein Schauspieler in christlicher Erde zu begraben sei, wogegen das Begräbnis der Pfarrer in christlicher Erde durchaus keinem Anstand begegnet.

„Dadurch wird aber doch alles auf den Kopf gestellt!“ Durchaus nicht. Mir kommt die Sache ganz einfach vor. Meine Meinung ist diese. Demütig vor Gott, dabei aber kindlich froh und vergnügt, habe ich die volle Überzeugung, daß es die ehrlichste Sache von der Welt ist, wenn einer für sein Auskommen arbeitet. So will ich es tun. Ich will freimütig vor Gott und mit gutem Gewissen mein Brot z. B. durch die Verkündigung des Evangeliums verdienen. Aber, aber, aber — meine Gemeinde soll keinen Anlaß bekommen, mir unter der Hand zu verstehen zu geben, daß ich dafür ja bezahlt werde; denn ich gedenke selbst, direkt, so fröhlich und vertrauensvoll, daß es eine Freude ist, zu erklären: „Ich habe meinen Lebensunterhalt davon; und daß ich mir meinen Unterhalt erwerbe, das tue ich nicht um des Christentums willen, sondern um meinetwillen.“ Wahrlich, es hat gar keine Gefahr, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, was sie doch weiß: daß ich auch ein Mensch bin, der nicht von der Luft leben kann. Es hat auch keine Gefahr, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, was Wahrheit ist: daß ich nicht so stark im Glauben, so lebendig im Geiste bin, um in Armut das Christentum verkündigen zu können; was diesem freilich das Liebste wäre. Es ist gar nicht gefährlich, wenn die Gemeinde zu wissen bekommt, worum es sich eigentlich handelt. Nein, nein, das ist nicht nur nicht gefährlich, es ist sogar der einzige Weg zur Wahrheit, zum Heil und zum Christentum. Gefährlich wäre es, vornehm sich des Verdienstes halber genieren zu wollen — während ich doch im stillen genau darauf paßte. Denn bin ich so vornehm, so stark, nun dann muß ich es auch damit zeigen, daß ich verzichte. Gefährlich ist es, daß ich mich mit einer Feierlichkeit und Würde umkleide, als geschehe alles nur um des Christentums willen, wie wenn die Rücksicht auf dieses erforderte, daß ich eine Besoldung bekomme und Karriere mache — während ich doch vielmehr vom Christentum dafür Nachsicht brauche, daß ich so mein Predigen zur Erwerbsquelle mache. Gefährlich ist es, daß ich mich mit dieser Feierlichkeit und Würde umgebe, während doch die Leute sich ob mir in die Faust lachen und den Sachverhalt sehr wohl verstehen und wissen, um was es sich eigentlich handelt. Kurz und gut; wenn das, daß ich davon lebe, christlich bedeutet, daß ich ein Lump sei — was doch eine ungeheure Unwahrheit ist: nun wohl, gefährlich ist das nie, daß die Gemeinde so, durch mich selbst, zu

wissen bekommt, ich sei ein Lump. Wenn ich das wäre, so wäre das Gefährliche nur, daß die Gemeinde es nicht offiziell und direkt zu wissen bekäme. Und man mag es drehen und wenden, wie man will: der war nie ein Lump, der Mut und Herz zu dem Bekenntnis hatte: ich bin es. Nein, den Menschen, den du recht eigentlich einen Lumpen nennen müßtest, den wirst du am sichersten in die Lumpen der Feierlichkeit und Würde gehüllt finden.

Ihr ehrwürdigen Gestalten, welche das Christentum rührte und bewegte, so daß euer Sinn von ihm und von euch selbst überwunden wurde und ihr beschlosset und den Beschluß hieltet, in Armut und Niedrigkeit das Christentum, das wahre Christentum zu verkündigen — ich dränge mich nicht frech in eure Reihen; nein, ich stehe weit, weit ab, in Demut mich beugend, im übrigen aber kindlich froh und vergnügt, freimütig, mit gutem Gewissen. Eins aber werde ich nie tun (ich würde mir ein Gewissen daraus machen; und hätte ich es getan, so hätte es mir mein Gewissen beschwert: nie werde ich euch um das bringen, was euch rechtlich zukommt. Mit Gottes Beistand soll es mir gerade gelingen, eure Herrlichkeit ins Licht zu stellen, ihr ehrwürdigen Gestalten — ja, auf meine Kosten sie ins Licht zu stellen! Nie werde ich an der verwirrenden, vertuschenden Rede teilnehmen, die heutzutage gang und gäbe ist: „Die Lehre, das Objektive ist ja die Hauptsache; ob ich zugleich von dem Lehren lebe und damit Karriere mache; ob es einer umsonst besorgt, ein anderer für Geld und Rang, einer in freiwilliger Armut, während ein anderer ein blühendes Geschäft daraus macht; ob einer dafür Opfer und Akzidenzien bekommt, ein anderer selbst zum Opfer wird: das tut nichts davon noch dazu; die Lehre ist und bleibt ja dieselbe.“ Welch abscheuliche Lüge! Ja, abscheulich! Gerade von dem hat man abgesehen, was eigentlich das Entscheidende ist; oder wer sollte es in seinem Herzen nicht wissen, bei sich selbst und mit allen anderen nicht wissen, daß das dem Menschen am allermeisten ausmacht, ob er von seinem Streben Vorteil oder gerade das Gegenteil haben soll? Und welche Lüge! Denn es ist nicht wahr, daß die Lehre dieselbe bleibt und ist. Dort ist die Verkündigung die Lehre, dieselbe Lehre, die Wahrheit ist und im Verkünden Wahrheit wird; hier macht die Art der Verkündigung dieselbe Lehre zur Unwahrheit: so daß doch die Lehre nicht wirklich dieselbe bleibt.

Um aber wieder auf den Beginn dieser letzten Erörterung zurückzukommen: der Zustand unserer Zeit ist eben der, daß sie das Unendliche und das Endliche, das Höchste und das Niederste so miteinander verquickt hat, daß eine undurchdringliche Zweideutigkeit herrscht. So tut es wohl not, daß man nüchtern werde, wenn man aus diesem Taumel herauskommen soll.

Ferne von mir sei die profane Meinung, wie man sie etwa zu hören bekommt, als sollten die Gemeinden vielleicht an den Pfarrern sparen und von ihren Einkünften abzwacken! O welche Erbärmlichkeit! Hätte ich zu befehlen, so müßte man eine Ehre darein setzen, sie weit reichlicher zu besolden. Dagegen muß dieser Anspruch auf „christliche Würde" im Interesse der Wahrheit aufgegeben werden. Eins oder das andere: entweder ein angestrengtes Leben voll Selbstverleugnung und Entsagung, angestrengt dadurch, daß man in der „Wirklichkeit" (nicht bloß durch Deklamationen in stillen Stunden, welche alle Sinnestäuschungen sorgfältig bestehen lassen) Zeugnis ablegt für die Wahrheit und gegen die Lüge — und dann Anspruch auf christliche Würde; oder die milden Formen und Weisen, wobei eines Pfarrers Leben nicht angestrengter ist als das jedes andern — und dann Verzicht auf die christliche Würde; beides verbunden ist eine Unwahrheit. Zu dieser Entscheidung wird es schließlich kommen. Jeder tüchtigere Pfarrer sieht das gewiß selbst, jeder jüngere wird es in seiner Ordnung finden und bereitwillig darauf eingehen. Mag dann der eine oder andere in dieser unwahren Würde und Feierlichkeit sich so festgesetzt haben, daß er sich zu Zugeständnissen nicht entschließen kann, daß er vielmehr trotz der (in unserer für das Christentum so kritischen Zeit) möglicherweise gefährlichen Folgen lieber alles belassen will, so ist das seine Sache.

Soweit aber müssen wir schließlich kommen. Wir müssen nüchtern das Eingeständnis machen, auf welchem Punkt wir stehen und wo das Christentum steht. Man erklärt, das Christentum sei eine „Lehre", und erzählt dann, „diese Lehre hat die Welt umgeschaffen". O wir Toren! oder: wie listig sind wir doch! Nein, nie hat eine Lehre, bedient von Rangspersonen und besoldeten Beamten, die nur als Gewicht an ihr hängen und sie in die Endlichkeit herniederziehen, die Welt umgeschaffen: so wenig als man einen Drachen mit Hilfe eines Gewichts, das nur

niederzieht, steigen lassen kann; nie hat eine Lehre, so bedient, auch nur eine kleine Verfolgung hervorzurufen vermocht, ohne die doch von einer Umgestaltung der Welt nicht die Rede sein kann. (Davor werden die Betreffenden sich schon hüten!) Nein, aber von Wahrheitszeugen bedient (wodurch diese Lehre zu etwas anderem als einer Lehre wird!); von Wahrheitszeugen bedient, die mit Verzicht auf jeden Nutzen aus dieser Lehre für diese Lehre alles opferten; von Wahrheitszeugen, die nicht (und gar mit Familie!) von dieser Lehre lebten, sondern für die Lehre lebten und starben: so wurde das Christentum eine Macht, und wurde die Macht, die eine Welt umzuschaffen vermochte. So bediente man es wohl gegen 300 Jahre; dadurch wurde das Christentum die „Macht" in der Welt. Es war nun sozusagen ein ungeheures Betriebskapital eingesetzt; es fragte sich nur, wie man es nutzbar machen wollte. Ach, aber schon hier beginnt der Rückschritt, der Betrug: statt die Welt umzugestalten beginnt man das Christentum zu verunstalten. Die weltliche Klugheit verfiel darauf, das Leben jener Zeugen, ihre Leiden, ihr Blut, zu Geld, zu Ehre und Ansehen zu machen; klug verschonte man sich selbst mit Leiden, wogegen die Verkündiger aus den Leiden der Verstorbenen Kapital schlugen. Und es glückte ihnen nur allzu gut; viele Jahrhunderte gingen hin, und die gutmütigen, arglosen Völker merkten nicht, was geschehen war: daß die Ehre und der Preis und Lohn, den man auf alle Weise zollte, nicht den Toten zukam, die die Opfer gebracht und den Undank geerntet hatten, sondern einer listigen Rotte, die den Lohn entgegennahm. Und dabei blieb es. Und die Klugheit erfand mit zunehmender List neue, immer sinnreichere Betrugsweisen, die mir die Leiden ersparen und dafür steten Geldvorteil gewähren, dazu die Ehre und das Ansehen für die Mißhandlung, den Kreuzes- und Feuertod usf., den andere erlitten haben. Der Betrug griff es immer klüger an. Unglücklicherweise aber wurde auch die Klugheit, die die betrügerischen Künste durchschaute, immer größer; — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß diese Klugheit, die den Betrug durchschaut, besser sei als die Betrüger selbst.

Nein, aber die Klugheit im Betrügen ist mit einer ebenso großen Klugheit im Durchschauen zusammengetroffen. Punktum. Das ist die Lage, worin wir jetzt stecken. Das in 300 Jahren mühsam erworbene Betriebs-

kapital ist aufgebraucht, meine Herren und Damen; es läßt sich mit weiterem Betrug nichts weiter herauspressen! Denn die Klugheit, die den Betrug durchschaut, ist ihm nun gerade gewachsen. Das Betriebskapital ist aufgezehrt, das ist der status; die Stockung ist da, das ist die Situation; das Christentum ist zu dem Punkt gekommen, wo es sagen muß: „Nun soll ich also von vorne anfangen; kann ich niemand bewegen, daß er sich bezwingt und das Christentum richtig verstehen will? daß nämlich sein Verkündiger ein Opfer sein und leiden wollen muß!" Wenn es einen, wenn es mehr solche findet, so beginnt das Christentum wieder eine Macht zu werden: was „diese Lehre" in vielen Zeiten nicht gewesen ist; was sie auch nicht würde, wenn dem Christen überhaupt, nicht bloß dem Pfarrer oder Professor, ein Auskommen und weltliche Karriere in Aussicht gestellt würde.

Hier also stockt sich's. Um diese Stockung im Interesse der Nüchternheit und Wahrheit zu nutzen, sollte man nun mit allem Eifer darüber Klarheit schaffen, daß eine Stockung eingetreten ist; damit nicht etwas anderes, Äußerliches, eine weltliche Umwälzung daraus entstehe. Es sollten daher keinem einzigen (denn wahrlich, das interessierte das Christentum nur sehr wenig und würde seiner Sache nur sehr wenig dienen) auch nur vier Pfennig von seinen gesetzlichen Einkünften, auch nur ein einziger von seinen Titeln und Würden entzogen werden (nein, durchaus nicht!): nur das eine sollte offenbar und kund werden: daß er sich ihren Besitz um seinetwillen, nicht um des Christentums willen gesichert hat; daß er sie auch nicht durch das Christentum erlangt hat, da vielmehr der Verzicht darauf Christentum wäre und der Erwerb und Besitz derselben dieses erst um Nachsicht angehen muß. Vor allem aber tut Wachsamkeit not, um der schrecklichsten Art von Verwirrung vorzubeugen: daß man reformieren wollte und dabei das Reformieren zum Genuß und Profit usf. würde; da man doch nicht reformieren wollen kann, ohne Opfer bringen zu wollen, ohne leiden zu wollen.

Man hat schon (eine wirklich erstaunliche Leistung!) zu sagen gewagt: das Christentum ist eine objektive Lehre; es ist gleichgültig, wie man ihm dient; „die Lehre" ist alles. Damit ist das Christentum abgeschafft, wie leicht zu verstehen ist. Das Christentum hat im Leben dessen, der Christ sein will, seine bestimmte Voraussetzung, von der es in keiner

Weise losgelöst werden kann. Diese besteht darin, daß man absterbe. Versuch' es nun einmal, ob die Sache stimmt! Da kommt einer, der das Christentum verkündigt (diese Verkündigung ist aber sein Brot, seine Karriere), und sagt zu einem Mann: „Du sollst absterben — es kostet zehn Taler!" „„Wie? Zehn Taler? an wen?"" „An mich; denn das ist mein Brot, das verspricht mir eine Karriere, daß ich verkündige, man müsse absterben." Zwischen Gott (der das „Absterben" fordert) und mich, den einzelnen, den elenden Menschen, der nun in den sauren Apfel beißen und absterben soll, wird also zur Übermittelung von Gottes Forderung an mich ein wohlbesoldeter Vermittler angebracht, der sich mit Familie von dem Geschäfte der Mitteilung nährt, dazu Kanzleiratsrang und Aussicht auf Avancement hat. Das ist eine Unmöglichkeit; diese Art von Mitteilung widerspricht sich selbst. Und wollte die ganze Menschheit sich der Sache annehmen, es hilft nicht; denn es ist eine Unmöglichkeit, etwas, das schlechthin nicht getan werden kann. Darum zum ersten-, zweiten- und drittenmal: es ist unmöglich; laß den Hammer fallen, laß es ewig entschieden sein: es ist unmöglich. Und da, wie bekannt und leicht zu begreifen, was das Leben verkündet 100 000 mal stärker wirkt als was der Mund verkündet: so ist diese Art das Christentum zu verkündigen am wenigsten dazu angetan, das Christentum einzuführen, nämlich jemanden zum Absterben zu bewegen. Wer wird sich denn durch die Predigt vom Absterben zum Absterben bestimmen lassen, wenn das Leben des Predigers mit 100 000 mal stärkerer Wirkung vor Augen führt, daß man nicht absterben will; wenn sogar die Predigt vom Absterben selbst einer von den Wegen geworden ist, die dahin führen, wohin man eigentlich will: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; pflücket die Rose, ehe sie verblüht!" Ohne selbst abzusterben, andere zum Absterben bringen zu wollen, das geht wirklich nicht.

Man hat das selbst gemerkt. So wurde das Christentum milde — oder richtiger: die, welche die Verkündigung des Christentums zu ihrer Karriere machten, fanden es (aus Menschenliebe — um nicht zu sagen, aus Liebe zu sich selbst) notwendig, das Christentum zu einem Handelsartikel herzurichten. Es wurde bloßer „Trost". Eine Familie lebt inmitten aller möglichen Genüsse; da meldet sich ein Verkündiger des Christentums und sagt: „Haben Sie keinen Bedarf von dem milden

Trost der Ewigkeit? Ich darf ihn, ohne daß ich meine Ware rühmen will, wohl eine der größten Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens nennen: denn er lindert die Sorgen und gibt den Freuden ihre rechte Würze; Preis: 50 Taler." „Das läßt sich verstehen."

Aber so das Christentum als einen Trost auszuverkaufen, der das Leben zu nichts verpflichtet, das ist Ablaß, das ist Handel mit dem Christlichen.

„Doch", sagt der Verkündiger, „wir predigen auch, daß man darnach leben soll." Mein Lieber, mag dein Mund dies oder das predigen: wenn dein Leben predigt, daß es dein Erwerb ist, der Weg zu reichlichem Auskommen für dich und deine Familie, der Weg zu Ehre und Ansehen in der Welt: so ist es eigentlich eine Spiegelfechterei, wenn du andere für das Leben zum ‚Absterben' verpflichten willst. Daß man absterben soll, kann man nicht mit Nachdruck verkündigen, wenn man damit seinen Lebensunterhalt erwerben und Karriere machen will.

Und hier ist wieder der Knoten. Beim Christlichen ist streng genommen das Absterben das Erste und das Letzte; wie das auch bei den Verkündigern des Christentums in seiner ersten Zeit zum Ausdruck kam: sie waren Abgestorbene. Nun gilt das Gegenteil: die Verkündigung des Christentums, oder die Verkündigung, daß das Christentum das Absterben fordere, ist zum geraden Gegenteil des Absterbens geworden. Das geht nicht.

Ich darf wohl die Zustimmung aller voraussetzen, wenn ich behaupte, daß eine Sache, wenn sie Fortgang haben soll, entweder auf die eine, oder auf die andere Weise einen Sinn haben muß. Soll es mit unserem Christentum überhaupt weitergehen, so ist vor allem das Eingeständnis nötig, daß diese Christentumsverkündigung, die weltlich (durch weltliche Einrichtung, weltliche Normierung, weltliche Garantien usf.) dem Verkündiger Lebensunterhalt und Karriere sichert, eigentlich kein Christentum ist, mag dieses auch noch so wahr als die „gesunde Lehre" verkündet werden. Ich bin nur ein Dichter ohne „Autorität", der, wenn er's hoch bringt, auf das Bekenntnis unserer Schwachheit hindrängen kann; der Mann der „Autorität" müßte uns ganz anders aburteilen. Ich aber bin nur ein Dichter, und als solcher will ich nur von dem Mißstand reden: daß man nicht schon lange das Eingeständnis machte, diese ganze Ein-

richtung mit den 1000 Pfarrern sei eigentlich nicht Christentum, sondern nur eine gemilderte Lehre, verglichen mit dem eigentlichen Christentum eine ganze Qualität herabgestimmt. Ich will durchaus nicht sagen, eine solche Verkündigung könne gar keinen Segen stiften; etwas ganz anderes aber ist es, daß das Christentum, um seine Majestät zu behaupten und Ordnung im Dasein zu halten, das Eingeständnis fordern muß: das ist eigentlich nicht Christentum.

Es hat Zeiten gegeben, da war eine solche Verkündigung des Christentums zwar auch nicht unbedingt zu loben (das ist sie niemals), aber doch minder anstößig; es waren die Zeiten, da die Gemeinde noch einfältiger war, das Verhältnis zwischen einem Interesse für das Unendliche und einem Interesse für das Endliche noch nicht so durchschaute, und darum noch nicht so klug verstand, was „Versicherungen" eigentlich zu bedeuten haben. Wie die Sache heute liegt, kann der Verkündiger des Christentums gegenüber der nur zu aufgeklärten Gemeinde keine Freimütigkeit, kein gutes Gewissen gewinnen, solange er es nicht deutlich zum Bewußtsein gebracht hat, um was es sich handelt und was er eigentlich will: das Endliche oder das Unendliche. Dieses „Zugleich", daß man zugleich das Unendliche will oder zugleich das Endliche will, daß man den Mund mit Mehl voll haben und zugleich blasen will, das ist nicht bloß zugleich, sondern einzig und allein Unsinn. Die Versicherungen, man wolle das Unendliche, während man nach dem Endlichen greift, helfen nicht; sie verdecken nicht, daß der Verkündiger und die Gemeinde die Sache doch durchschauen. Und tun sie das, so ist es unanständig, daß das nicht durch eine wesentliche Veränderung des ganzen Gebarens unzweideutig kund wird, indem man entweder auf das Endliche und die endlichen Vorteile verzichtet, oder zugesteht, daß diese Art Verkündigung des Christentums doch eigentlich nicht Christentum ist. Damit ist es wie mit der Schamhaftigkeit. Es gibt eine Art Schamhaftigkeit, wie man sie einem kleinen Kinde gegenüber hat; sobald aber das Kind groß genug ist, um ein Wissen zu haben, so wird die Schamhaftigkeit eine ganz andere. Ist einmal ein Wissen vorhanden; haben also beide, wie man annehmen muß, ein Wissen; und weiß jeder von dem andern, daß er dieses Wissen hat: so ist das, daß man auch dann noch jene erste Art Schamhaftigkeit beibehalten will, nicht bloß keine Scham-

haftigkeit, sondern eine äußerst schlimme und verderbliche Art Unsittlichkeit. Die Verkündigung des Christentums — oder der Verkündiger des Christentums hat pekuniär und hinsichtlich des Ansehens, der Ehren, Titel und Würden lange genug davon gelebt, daß es solche gegeben hat, die alles für das Christentum opferten. Die Kunde, daß es solche gab, ist für eine wissende, aufgeklärte Gemeinde nicht mehr überzeugend; aufrichtig gesprochen, man kann ihr das auch nicht verdenken. Daß ein und derselbe Mensch vor meinen Ohren die Wahrheit des Christentums mit dem Nachweis beweist, daß solche lebten, die alles für das Christentum opferten, und vor meinen Augen davon lebt und im Genuß und Besitz der mancherlei irdischen Güter steht und so seinen Beweis widerlegt: — wie sollte ein solcher Widerspruch mich überzeugen? Wenn das Wissen in der Gemeinde wie im Verkündiger vorhanden ist und ein Teil den andern durchschaut, so ist es gefährlich, daß man da nicht mit der Sprache herauswill, daß man die Sache durch einen höheren, feierlicheren Ton, dessen Unwahrheit ein offenes Geheimnis ist, verdecken und halten will; das ist gefährlich, demoralisierend. Die Gemeinde bedarf dessen, daß sie jenen wahren Beweis zu sehen bekommt — und nicht statt dessen das, daß ich davon lebe, daß andere alles für das Christentum geopfert haben. Jedenfalls (ich, ein Dichter ohne Autorität, der nur zu sehr an diesem Leben hängt, und zugleich ein Schalk, wie Dichter es gerne sind, muß wohl beim Leichteren bleiben, habe aber auch den Mut, den Dichter nicht immer haben, dies ehrlich zu bekennen), jedenfalls braucht die Gemeinde (was wohl jeder so gut wie ich muß prästieren können) die Wahrheit, das der Wahrheit entsprechende Geständnis, statt daß sie mit Versicherungen abgespeist wird, die bei klugen Leuten nicht mehr ziehen. Und der Verkündiger hat doch wohl auch das Bedürfnis, wirklich die Wahrheit zu sagen, um doch ein klein wenig nutzen zu können. Und wahrlich, er kann nach meinen Begriffen viel nutzen, wenn er so aufrichtig ist und gesteht, das sei eigentlich kein Christentum, daß die Verkündigung des Christentums ihm und seiner Familie alles Irdische, und zwar verhältnismäßig reichlich, verschafft und ihm Aussicht auf Karriere in dieser Welt gewährt. Also eins oder das andere: entweder verzichtet man wirklich auf das Irdische, um unter Opfern und Leiden das Christentum zu verkündigen — das ist

die höhere Form; oder man sichert sich das Irdische, das Zeitliche, macht jedoch das Zugeständnis, daß diese Art Verkündigung eigentlich kein Christentum ist. Die erste, höhere Stufe darf der eine Mensch dem andern nicht zumuten, aber sich selbst darf er sie zumuten. Das andere dürfen wir Menschen von einander verlangen. Denn es soll doch Wahrheit in dieser Sache sein; und ein Ende muß es doch einmal haben, das zweideutige Spiel mit Versicherngen unter solchen, die ganz genau Bescheid wissen. Also weg mit den Versicherungen aus dem Munde solcher, die die Bedeutung der Versicherungen ganz genau kennen, und gegenüber von solchen, die nur allzugut wissen, was Versicherungen bedeuten, denen man aber den wahren Zusammenhang der Sache verschweigt!

Denn ach, diese „Versicherungen"! Von Geschlecht zu Geschlecht hat man es, dabei ruhig mit dem Erwerb und Besitz des Irdischen beschäftigt, mit dieser Versicherung hingehalten: „wenn es von mir verlangt würde, so wäre ich bereit, um des Christentums willen alles zu verlassen, alles zu opfern." Und der einzelne hat es, ohne sich in seinem ruhigen Erwerb und Besitz des Irdischen stören zu lassen, 20, 30, 40 Jahre, kurz ein ganzes Leben lang mit der Versicherung hingehalten: „wenn es von mir gefordert würde, so wäre ich bereit, für das Christentum alles zu verlassen, alles zu opfern." Inzwischen hat die Welt eine fast vollständige sittliche Auflösung erlebt. Aber keiner von den Versichernden fand, daß nunmehr die Forderung von ihm gefordert werde; er fuhr bloß fort zu versichern: „wenn, wenn ..." Er fuhr also fort, das Irdische zu erwerben, zu erstreben, zu besitzen; er war aber zugleich ein Held: daß man davon nichts zu sehen bekam, war nicht seine Schuld. Wenn es gefordert würde ... wäre er bereit dazu; er versicherte: daß, wenn ... In meiner Jugendzeit kannte ich einen jungen Mann, der es nie zum ersten Examen brachte, aber jedesmal sagte: das nächste Mal komme ich; schließlich nannten wir ihn nur noch mit dem Spitznamen „das nächste Mal". So ist es mit den Versicherungen; nur konnte man es mit den christlichen Versicherungen länger forttreiben als jener junge Mann, den man schon nach einigen Jahren durchschaut hatte.

Doch nun ist die Zeit der Versicherungen vorbei! Die unsterblichen Taten von drei Jahrhunderten, ja was Wunder, wenn sie sozusagen

einen ungeheuren Fond aufgehäuft haben, wovon man (wiewohl es stets Unsinn und Konfusion ist, wenn man von den Heldentaten eines andern zehren will) mit Hilfe der Versicherungen zehren, so lange zehren konnte, bis es recht deutlich wurde, wie sinnlos das ist. Allein dieser Versicherungsfonds, dieser Barbestand, den eine Bank, um sich zu halten, immer besitzen muß, das eingezahlte Aktienkapital der christlichen Bank: es ist rein aufgezehrt, meine Herrn und Damen! Statt Wechsel auf die Bank zu ziehen, muß man erst neues Kapital zusammenschießen; und zwar durch Handlungen, durch Erweise von Charakter, die hier allein Kurswert haben.

Kann ich das nicht, gut, so kann ich eines, und eines soll ich, und dies eine will ich: ich will wenigstens mich der „Versicherungen" enthalten, durch die ich mir nur etwas erlüge und euch, ihr Herrlichen, um euer rechtmäßiges Guthaben, um die Bewunderung und den Dank für euer Leben und eure Taten bringe. Diese hinterließet ihr ja dem Geschlechte doch nicht dazu, daß etliche Kluge falschmünzerisch Geld und dergleichen daraus machen, sondern damit wir Späteren uns zur Nachahmung erwecken ließen. Ich werde keine „Versicherung" geben. Tauge ich nicht zum Helden, und das tue ich in keiner Weise, gut, so will ich jedenfalls nicht versichern: „wenn, wenn nur . . ." Das heißt: ich werde nicht den Schein erwecken, als könnte ich mich als der Held, der ich bin, nur deshalb nicht zeigen, weil die Umstände es nicht erlaubten, mich nicht dazu aufforderten; ich werde mir nicht den Schein geben, als sei ich im Grunde der Held und warte nur auf den Anlaß, mich zu zeigen: während doch mein Leben ausdrückt, daß ich nur allzu gut Gelegenheit finde, zu sein, was ich bin, nämlich ebenso geldgierig und ebenso ehrsüchtig wie jeder andere. Nein, tauge ich, wie gesagt, nicht zum Helden, so soll es auch offenbar werden, daß ich nicht dazu tauge, daß das der wahre Sachverhalt ist, und daß es mit diesem „wenn es gefordert würde" eitel Geschwätz ist, — zumal in einer Zeit der sittlichen Auflösung, wie sie das Altertum nicht gesehen hat, wie sie auch beim Eintritt des Christentums in die Welt nicht war. Will also sonst niemand es sagen, so will ich es sagen; und ich wage es im Namen des Christentums und Gottes zu jedem zu sagen, der immer nur „w e n n . . . w e n n . . ." versichert; ich will ihm sagen: „wenn dir sonst nichts im Wege steht, als der Held auf-

zutreten, der du bist, wenn du nur glaubst, das werde nicht von dir verlangt . . . o, mein teurer, höchst geehrter Freund, das wird von dir nicht bloß erwartet, nein es ist die höchste Zeit dazu, falls es nicht bereits zu spät ist; drum eile! eile!"

Also die Zeit der Versicherungen ist vorbei, dieser gefährlichsten aller heuchlerischen Erfindungen, die gefährlicher ist als pharisäische Werkgerechtigkeit: ein pharisäisch strenger Wandel ist doch immer etwas Wirkliches, Versicherungen aber sind gar nichts und wollen doch lügnerisch das Höchste sein. Und ist ihre Zeit dahin, dann nur kein Geschwätz, kein Schwanken, womit man nur wieder in ihnen hängen bleibt, sondern ein rascher Entschluß: fort mit ihnen, fort mit den Versicherungen, dieser allergefährlichsten Art von Trunkenheit! Laßt uns nüchtern werden! Drückt mein Wandel immerfort, von Jahr zu Jahr aus, daß ich bin, wie die Leute eben sind, so soll ich wenigstens mit den Versicherungen: „wenn, wenn . . ." den Mund halten.

Doch möchten vielleicht die Schüler, die Zuhörer, die Gemeinden, oder ganz genau ausgedrückt, es möchte das christliche Publikum Verschiedenes gegen die Abschaffung der Versicherungen einzuwenden haben; vielleicht möchte man sogar etwas Anstrengung nicht scheuen, um die „Versicherungen" wieder einzuführen. Denn freilich sind es die Verkündiger, welche die Versicherungen im Gebrauch haben; aber vielleicht ist es gerade die Zuhörerschaft, die Welt, die sich dabei am besten stellt, daß sie die Verkündiger in diese Unwahrheit hineintreibt, damit das Christentum nicht zu ernst werde.

Als man in älterer Zeit sich doch wirklich an die Vorbilder hielt und sie entweder einfach als das nahm, was sie in Wahrheit sind, als Vorbilder zur Nachahmung, oder sie doch, ob man sich auch selbst schonte, ernstlich hoch in̄ Ehren hielt (oft nur zu hoch, so daß man sie fast anbetete und sich so auf ganz listige Weise wieder von der Nachfolge dispensierte): in jener älteren Zeit nun forderte man vom Verkündiger, sein Leben müsse die Lehre ausdrücken; und nannte das Ernst; und sah darin sozusagen die Kaution, die der Verkündiger zu stellen hatte. In unsern Zeiten aber hat eine ganz weltliche Verständigkeit sich zwischen die Vorbilder und uns hineingeschoben: hat sie uns weggenommen oder sie mit dem Makel der Lächerlichkeit behaftet und dadurch uns entrückt,

da uns ein solches Leben und Streben bei einem Zeitgenossen doch als die lächerlichste Übertreibung erscheinen müßte. In unserer Zeit könnte darum freilich die Verkündigung des Christentums nach jener alten Weise für das christliche Publikum eine zu ernsthafte Sache werden. So will man denn heutzutage eine andere Weise. Willst du mit deiner Verkündigung des Christentums in der Welt Glück machen, so muß dein Leben ungefähr das Gegenteil der Verkündigung ausdrücken und dadurch den Leuten die Garantie bieten, daß die Verkündigung ein Kunstgenuß, eine dramatische Vorstellung mit Tränen und Gestikulation ist usw.

Nehmen wir einige Beispiele. Willst du als christlich geltend machen, daß der Christ der Welt Ehre und Ruhm, Rang und Titel, Stern und Band verachte — und du selbst bist buchstäblich nichts, — es ist vielleicht zudem bekannt, daß dein Sinn nach solchen Gütern gar nicht steht, obgleich du sie hättest haben können: dann kannst du, mein Lieber, von so was nicht reden. Es könnte ja wie Ernst aussehen, und das christliche Publikum würde wie rasend werden bei dem Gedanken, das Christentum habe das Recht, uns zu etwas zu verpflichten — statt ein Trost zu sein, ein Trost z. B. für solche, die trotz alles eifrigen Strebens nicht so glücklich waren, es zu Rang und zu Titel usf. zu bringen. Wie gesagt, von so was kannst du dann nicht reden. Nein, sieh erst, wie du selbst einen hohen Rang gewinnst, schaffe dir dann einige, oder besser nicht einige wenige, sondern viele Sterne und Orden, je mehr desto besser — und dann predige mit Macht und Nachdruck davon, wie der Christ Rang und Titel, Orden und Sterne verachtet. Dann hast du beim christlichen Publikum vorn und hinten, hinten und vorn Beifall; du kannst es, wenn es dir beliebt, in Tränen baden: dein Leben gibt ja die Garantie dafür, daß die Verkündigung eine Aufgabe für den Künstler ist, und im Theater weint man leichter als in der Kirche. — Willst du die doch nicht zu leugnende Vorliebe des Christen für den ehelosen Stand darstellen — du bist aber selbst unverehlicht: mein Lieber, dann ist das kein Gegenstand für dich; das christliche Publikum wäre imstande zu glauben es sei Ernst, und dann gnade dir Gott! Nein, tu gemach; sieh erst, daß du eine Gattin bekommst — und dann predige davon, daß das Christentum eine Vorliebe für den ehelosen Stand hat; weine etwas dazu, und

das christliche Publikum weint in der stillen Stunde gerührt mit; denn dein Leben gibt die Garantie, daß die Verkündigung eine Aufgabe für den Künstler ist. — Willst du besprechen, daß das Christentum meint, man solle sich nur einmal verehlichen — und du bist selbst erst einmal verheiratet, so ist das noch kein Thema für dich; vielleicht kannst du noch lange warten müssen, bis du, mein Lieber, von so was predigen kannst, und vielleicht taugst du nie dazu. Jedenfalls mußt du warten. Ist aber einmal deine erste Gattin tot und du hast dich wieder verheiratet, so ist der Augenblick gekommen: nun predige von der Meinung des Christentums, man solle sich nur einmal verehlichen! Du hast den Beifall des christlichen Publikums; denn dein Leben bietet die Garantie für die Objektivität deiner Verkündigung.

Ja wahrlich, man will so gerne die Schuld auf die Verkündiger des Christentums schieben und den Fehler bei ihnen suchen, und wer das tun würde, müßte gewiß der Liebling des christlichen Publikums werden; vielleicht ist es aber doch eher eben dieses christliche Publikum, das den Verkündigern (die sich freilich nicht so einschüchtern lassen sollten) in ihrer Menschenfurcht Zwang antut, daß sie dieses christliche Publikum betrügen. Die Welt fordert ja überall Garantien, und so hat sie sich auch dagegen sicherstellen wollen, daß das Christentum durch die Verkündigung nicht eine Macht werde, die mit Autorität den Wandel der Menschen in Pflichten nimmt; und eben darum verlangt diese Welt die zuverlässige Garantie dafür, daß die Verkündigung durch den Wandel des Verkündigers zu einem Fechten in der Luft wird. Denn die Welt will betrogen sein; nicht bloß wird sie betrogen (o, da wäre die Sache nicht so gefährlich), nein, sie will betrogen sein; heftiger, ungestümer, leidenschaftlicher vielleicht, als je ein Wahrheitszeuge für Wahrheit gekämpft hat, kämpft die Welt dafür, daß sie betrogen werde; dankbarst lohnt sie, die betrogen sein will, jeden, der sie betrügen will, mit Beifall, mit Geld, mit Ansehen. Und nie vielleicht tat der Welt so sehr wie in unsern Tagen eine Ernüchterung not.

Denn kurz und gut: nach der bestimmtesten Aussage des Neuen Testaments muß das Christentum und der wahre Christ dem natürlichen Menschen im höchsten Grade zum Ärgernis sein; dieser muß das Christentum für den ärgsten Verrat, den wahren Christen für den elendesten Ver-

räter an der menschlichen Existenz ansehen, so daß für ihn keine Strafe hart genug sein kann. Es ist auch leicht einzusehen, daß das Christentum als Leben im „Geist" jedem, der nicht durch Absterben zum „Geist" wiedergeboren ist, in diesem Lichte erscheinen muß.

Nun habe ich noch nie einen einzigen Menschen gesehen, dessen Leben nach dem Eindruck, den ich von ihm gewann (von den „Versicherungen", durch die ich einen Strich ziehe, sehe ich ab), auch nur entfernt ausgedrückt hätte, daß er abgestorben und zu Geist geworden war (so wenig als ich selbst ein solcher zu sein glaube). Wie in aller Welt ist es dann aber zugegangen, daß ganze Staaten und Länder christlich sind? daß wir millionenweise Christen sind? daß man sich darum drängt und reißt, Lehrer im Christentum zu werden?

Das findet nur darin seine Erklärung, daß wir das Christentum zu etwas ganz anderem gemacht, oder — so müßte sagen, wer mit Autorität reden dürfte — daß wir das Christentum verraten haben.

Sobald denn einer das Christentum in seiner Wahrheit geltend machen wollte, sobald würde der Ruf wider ihn ertönen: er ist ein Verräter an uns. Aha! Wie schwach und milde, ohne Autorität zu brauchen, habe ich das Christentum in eine etwas wahrere Beleuchtung zu stellen versucht: und gleichwohl bin ich überzeugt, daß manche schon so in ihrem stillen Sinn von mir urteilen, ich sei ein Verräter an ihnen, ich verrate sie. Sie sagen es nicht laut; vielleicht halten sie es nicht für klug, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, da sie fürchten, es könnte ich oder doch die Sache in noch weitergehende Erörterungen hineingetrieben werden. Ich bin nicht Geist und kann nicht schärfer auftreten; allein, wenn ich es könnte, wenn ich die Wahrheit des Christentums noch rücksichtsloser geltend machen könnte, und wenn ich es wirklich täte, so würde sofort das Urteil laut sich hören lassen: „das ist Verrat an uns!" Aha! Wir haben das Christentum in etwas ganz anderes verkehrt, als was es in Wahrheit ist, daher erfährt es jetzt auch eine ganz andere Beurteilung. Sobald man das Christentum wieder in seiner Wahrheit auftreten läßt, so regt sich auch das wahre (vom Neuen Testament vorausgesagte) Urteil wieder, es sei Verrat am Menschen. Das ist so sicher, daß kein Gelehrter den Lauf der Gestirne sicherer voraus berechnen kann. So geben wir unserer Zeit auch das rühmende Zeugnis, daß das Christen-

tum nicht mehr verfolgt werde. Das glaube ich: es ist gar nicht da. Trete es in seiner Wahrheit auf, so würde die Verfolgung diesem Verrat am Menschen augenblicklich auf dem Fuße folgen.

Das verstehe ich ganz vortrefflich, eben weil ich nicht Geist bin. Zugleich verstehe ich, daß ich darum den Leser ruhig einladen kann, er möge mir folgen und sich mir anvertrauen. Denn ich werde die Sache nur bis zu einem kleinen Zugeständnis treiben, so daß mich niemand des Verrats beschuldigen kann, außer wer ganz in Unwahrheit verloren und wahrscheinlich zugleich mit Blindheit geschlagen ist. Sonst müßte er sehen, daß die Sache noch ein ganz anderes und ein noch böseres Gesicht bekommt, wenn der profane Sinn seinen Protest gegen die gegebene Christenheit erhebt, bevor diese sich durch eine Konzession gesichert hat. Der Durchschnittsmensch, wie ich selbst einer bin, hat soviel Wahrheitsliebe, daß er der Erkenntnis, unser sogenanntes Christentum sei eigentlich kein Christentum, sich nicht verschließen, sondern sich zu ihr hergeben wird, wenn man sie ihm nur richtig nahelegt und dann keine weiteren Anforderungen stellt. Denn würde nun an mich und die anderen die Forderung gestellt, daß wir wirklich Geist werden müßten, so würden freilich alle zusammen aufs äußerste erbittert.

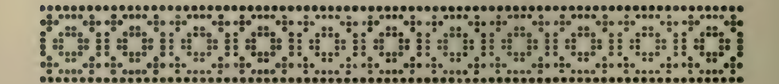
Soweit treibe ich die Sache aber nicht. So wunderlich eine Rechtfertigung auch ist, mit der ich im Grunde mein Ankläger bin: ich kann doch in Wahrheit sagen, daß ich keinen Verrat an uns Menschen begehe; denn ich bin selbst nicht Geist.

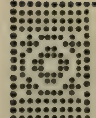
Doch, wenn es nun so mit einer christlichen Welt, christlichen Staaten usf. sich verhält, ist es dann nicht Wahrheit, daß uns Ernüchterung im höchsten Grade not tut? Und ist der Vorschlag, daß wir das nur eingestehen sollten, nicht so milde als möglich! Wie ja ich, ein schwacher Dichter, ohne Autorität, freilich nur das Mildeste vorschlagen darf! Und was kann es uns doch eigentlich in der Ewigkeit einst nützen, wenn wir im Taumel der Sinnestäuschung es hier so fortgetrieben haben? Wahrlich, ich fühle es selbst nur allzu tief, wie elend und dürftig es ist, was ich so erreichen will; allein es hat doch Sinn. Wenn ich bis dahin nicht weiter gekommen bin, so will ich in der Ewigkeit sagen: „Was wir Christentum nannten, war doch eigentlich nicht Christentum, sondern etwas,

das nur noch eine ziemlich entfernte Beziehung zum Christentum hatte. Das habe ich aber eingestanden, habe laut und vernehmlich bekannt, Christentum sei eine solche Abschwächung des Christentums doch eigentlich nicht. So handle du, o Gott, mit mir nach deiner Gnade! Wie ich wohl weiß, hat es jederzeit, und so auch in meiner Zeit, solche gegeben, die Anspruch darauf machten, Christen im strengeren Sinn zu sein: ich habe mich ihnen nicht anschließen können. Nein, mir erschien es wahrer, die mildere Form, die Abschwächung des Christentums zu wählen — dann aber auch zuzugestehen, das sei eigentlich nicht Christentum. So komme ich! Nüchtern — das fühle ich wohl — nüchtern bin ich nicht; denn nur der ‚Geist' ist nüchtern. Allein ich komme doch auch nicht so ganz verwirrt im Kopf, daß ich im Taumel der Sinnestäuschung meinte, diese Abschwächung sei das wahre Christentum; noch habe ich die trunkene Einbildung von mir selbst, als wäre ich gegenüber dieser Abschwächung, in der die meisten unter dem Namen von Christen leben, der wahre Christ. Nein, ich komme mit dem Eingeständnis [nicht wirklich Christ zu sein], und ich komme ja zu deiner Gnade, o Gott!" Das heißt noch nicht Nüchternheit (wäre ich nüchtern, so müßte mein Leben viel strenger geworden sein, den „Geist" zum Ausdruck bringen, und doch unbedingt zur Gnade hinfliehen; während ich die „Gnade" auch anderswo verwende: dazu nämlich, in menschlichem Mitleiden mit mir selbst mir Schonung zu verschaffen); das heißt noch nicht Nüchternheit: aber so tritt man zu der Nüchternheit doch in eine wirkliche, ernste Beziehung.

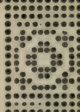
Kein redlicher Mensch (was hilft aber in Beziehung auf das Christsein alle Unredlichkeit? in der Ewigkeit, wo die Sache erst im Ernste wichtig wird und zur Entscheidung kommt, ist doch Unredlichkeit unmöglich!) — kein redlicher Mensch kann in Wahrheit sagen, daß das zu streng, zu hart sei. Nein, zu hart und streng ist das nicht! Eine ganz andere Frage ist, ob nicht Gott im Himmel sagen wird: es ist zu milde. Jedenfalls aber handelt es sich dabei doch wirklich darum, daß man nüchtern werde; und wenn man tut, als wäre wahres Christentum da, und zwar in allen diesen Millionen Christen und in den Tausenden von Pfarrern, so ist es doch demgegenüber etwas wesentlich anderes, daß man einge-

steht, dieses alles sei eigentlich nicht Christentum, sondern eine menschliche Abschwächung, die aber gerade als offenes Eingeständnis (ohne das wäre die Abschwächung ein Bruch mit dem Christentum) zum wahren Christentum in eine [wirkliche, ernsthafte] Beziehung tritt und ein Schritt auf dem Wege zur Nüchternheit ist.



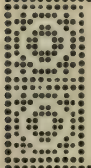


II. Christus als das Vorbild

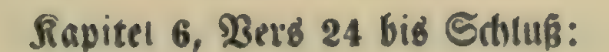


Gebet

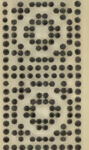
Herr Jesus Christus! Nicht um uns Menschen zu quälen, sondern uns zu erretten, sagtest du das Wort „niemand kann zweien Herren dienen!" Möchten wir es denn auch uns aneignen, indem wir darnach tun, das heißt, indem wir dir nachfolgen! Hilf du uns allen und jedem besonders; du willst und kannst ja, der du beides bist, das Vorbild und der Versöhner, und ebenso wiederum der Versöhner und das Vorbild! Darum, wenn einer in seinem Streben vor dir, dem Vorbild, wie vernichtet und fast verzweifelnd hinsinkt, so richtest du als Versöhner ihn wieder auf; du bist aber doch im selben Augenblick auch wieder das Vorbild, daß er im Streben erhalten werde. Du hast, o Versöhner, durch dein heiliges Leiden und Sterben für alle und für alles genug getan; so kann und soll die ewige Seligkeit niemals verdient werden — sie ist schon verdient. Doch hinterließest du uns deine Fußstapfen, du heiliges Vorbild des ganzen Geschlechts und jedes einzelnen, damit wer jeden Augenblick durch deine Versöhnung die Erlösung fand, auch Vertrauen und Freimütigkeit finden möchte, um dir willig nachzufolgen.



Unser Text steht geschrieben im Evangelium Matthäi



Kapitel 6, Vers 24 bis Schluß:



Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge

eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich aber sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr euch tun, o ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

„Niemand kann zwei Herren dienen" heißt es in unserm Evangelium. Nimm einmal dies Wort, geh mit ihm hinaus in die Welt, achte, wenn es möglich wäre, auf das Leben aller dieser Millionen und sieh, welchen Sinn und Gedanken es ausdrückt; denke dir ferner einen, der mit allen den abgestorbenen Geschlechtern gelebt und auf das Leben aller dieser Millionen Menschen geachtet hätte, welchen Sinn und Gedanken es ausdrückt: nun, was bringt es wohl zum Ausdruck? Wie mit einem Munde sagt es, was oft auch der Mund ausspricht: „Es hat nie ein Mensch gelebt, der nicht mehr oder weniger zwei Herren gedient hätte. Und daß es nach dem Wortlaut des Evangeliums sich nicht sollte machen lassen („niemand kann zwei Herren dienen"), das muß wohl ein Mißverständnis sein; denn das läßt sich gerade sehr gut machen, wie die Erfahrung der ganzen Welt bestätigt. Besser ließe es sich verstehen, wenn das Evangelium lautete: niemand darf zwei Herren dienen; daß das aber niemand möglich sei, nein, das ist unrichtig; was niemand kann, ist vielmehr das, was das Evangelium verlangt. Das andere läßt sich gut machen; und willst du in dieser Welt etwas werden, so mußt du

darauf bedacht sein, einzuschlagen und zwei oder mehreren Herren zu dienen. Denn wer im Ernste nur einem Herrn dienen will, nehme sich wohl in acht; es ist eine halsbrechende Arbeit." Doch vielleicht sind es auch ganz verschiedene Dinge, wovon die Welt und das Evangelium redet. Die Welt redet natürlich von dieser Welt, einzig und allein von dieser Welt; sie weiß nichts von einer andern Welt und will nichts von ihr wissen: eine andere Welt wäre ja auch für „diese Welt" eine lebensgefährliche Entdeckung. Das Evangelium redet die Sprache der Ewigkeit von dieser andern Welt, von der Ewigkeit. Niemand kann zwei Herren dienen, nein, in alle Ewigkeit kann er das nicht; und kann es niemand im Sinne der Ewigkeit, so kann es ja niemand; denn wenn es auch in den paar Sekunden dieser Zeitlichkeit möglich schiene oder sogar wirklich möglich wäre, so änderte das in der Frage, ob man's in Wahrheit tun kann oder nicht tun kann, gar nichts. Die Frage, wie es einem Menschen in dieser Welt geht, mag in Novellen und Romanen und sonstigem erlogenen Zeug und Zeitvertreib eine Lebensfrage sein; das Evangelium aber verliert ihrethalb keinen Augenblick. Denn vor ihm sind die 70 Jahre nur wie ein Augenblick und seine Rede eilt der Entscheidung der Ewigkeit zu: ewig unverändert verkündet es darum die ewige Wahrheit, „niemand kann zwei Herren dienen", und verschmäht es, dem Menschen glänzende Aussichten für dieses Leben und diese Welt vorzugaukeln.

„Niemand kann zwei Herren dienen"; so lautet das Evangelium. Nimm nun das Wort; achte auf die, welche es doch gerne so verstehen möchten, wie es verstanden sein will, und vielleicht auch ihm zu folgen versucht haben; achte auf sie: und du wirst sehen, daß ihr Leben es einstimmig bekennt, wenn ihr Mund es auch vielleicht nicht ausspricht: „Es ist für uns Menschen doch zu hoch; es läßt sich nicht machen, daß man nur einem Herrn diene; nein, das kann niemand." Das Evangelium aber sagt, ewig unverändert: „niemand kann zwei Herren dienen." Und achte nun genauer auf diese Menschen; achte auf sie im Augenblick des Mißmuts: wenn sie dann auch das Wort gewaltsam zurückhalten, so drückt doch ihr Leben es aus: „Es ist uns Menschen zu hoch; ja, es ist eine Grausamkeit, so was von uns zu fordern; und nie hat sich etwas mit weniger Recht eine frohe Botschaft genannt als eben das Evange-

lium! Lieber noch das Gesetz mit seiner unbeugsamen Strenge als diese lächelnde Grausamkeit: eine Forderung, welche die des Gesetzes womöglich noch überbietet und doch eine frohe Botschaft sein soll!" Das ist das Ärgernis; ob der Mund auch schweigt, — steigt der Mißmut in der Seele auf, so ist das Ärgernis nicht ferne; und derlei Gedanken wohnen in einem, der Ärgernis genommen hat. Und sie sollen nur heraus, diese Gedanken, damit wir sie womöglich hinausbringen — nicht hinaus in die Welt, sondern hinaus aus der Welt, oder doch hinaus aus dem Herzen! Denn wenn du nicht soviel über dich vermagst, solche Gedanken überhaupt fahren zu lassen, so verschlägt es wenig, ob du auch deine Zunge schweigen oder unter Umständen gar das Gegenteil sagen lässest. — Ist denn die Forderung auch wirklich so grausam? oder ist das Evangelium wirklich keine frohe Botschaft? Wenn es wirklich so steht, daß niemand zwei Herren dienen kann; wenn das eine ewige Wahrheit ist (nicht bloß als ein Wort des Evangeliums, sondern auch, weil es sich jedem redlichen Menschen als solche erweist): wie sollte dann das Evangelium etwas anderes sagen können? oder wie sollte das Evangelium, die Wahrheit, das verschweigen können? oder wie sollte das eine Grausamkeit sein, daß es dir die Wahrheit sagt? Bedenke es wohl: wäre es nicht gerade Grausamkeit, dir die Wahrheit zu verschweigen? Und weiter! glaubst du nicht, daß das Evangelium weiß, was ein Mensch ist? daß es unsere Schwachheit kennt und weiß, wie unendlich viel bei jedem Menschen dazu fehlt, daß er in Wahrheit nur einem Herrn diente? Eben darum aber, sagt das Evangelium, verkünde ich eine Versöhnung: ist das nicht eine frohe Botschaft? Wenn aber, sagt das Evangelium weiter, mein erstes nicht wahr wäre, nicht ewig feststünde, daß „niemand zwei Herren dienen kann", so gäbe es eigentlich auch, in tieferem Sinn, kein Bedürfnis nach einer Versöhnung und diese frohe Botschaft wäre nie gehört worden. Ist also dieses „niemand kann zwei Herren dienen" nicht doch eine frohe Botschaft? Wenn doch ich, das Evangelium, es sage? Denn mit diesem Wort breche ich freilich über alle, unbedingt über alle den Stab; im selben Atemzug aber rufe ich alle, unbedingt alle zu mir und verkündige, daß nach Gottes Willen alle erlöst werden sollen, und daß das das Evangelium ist. Wie sollten aber alle erlöst werden, wenn sie nicht alle der Erlösung bedürften? und wie sollten

sie alle der Erlösung bedürfen, wenn die Forderung nicht für alle unerfüllbar wäre?

„Niemand kann zwei Herren dienen", so lautet das Evangelium. Nimm denn das Wort und achte auf das Leben derer, denen man das Zeugnis geben muß, daß sie in ihrem Streben nach Erfüllung dieses Worts, menschlich geredet, sehr weit gefördert sind, so daß wir andern im Vergleich mit ihnen fast wie gar nichts sind und sie versucht sein könnten, zu glauben, sie hätten die Vollkommenheit fast erreicht; achte auf ihren Wandel, und du wirst sehen: in Zeiten der Anfechtung, wenn auch kein Wort über die Lippen kommt, so drückt ihr Wandel es aus: „Die Forderung ist doch für einen Menschen zu hoch. Wie bei einem Verschwender kein Geld anschlägt und alles, was man ihm gibt, wie in einen bodenlosen Abgrund geworfen ist, so erschöpft kein, kein Streben auch nur entfernt diese Forderung. Wenn ich, menschlich betrachtet, noch so weit gekommen bin, so bin ich in Gottes Augen Gott nicht um ein Milliontel eines Zolls nähergekommen als ein anderer, der sie niemals zu erfüllen strebte oder gar mit aller Macht das Gegenteil erstrebte. O, wie matt, wie unmächtig ist man, wenn man es mit dem Unendlichen, dem Unbedingten zu tun hat! Wie die Elemente der Menschenwerke spotten und sie als Kinderspiel und Tand erweisen, so spottet das Unbedingte unbedingt jedes menschlichen Strebens. Das Unbedingte ist doch nicht für einen Menschen, es ist ihm zu hoch." Kann aber, was demütigen soll, je zu hoch sein? Oder kommt es nicht von der unrichtigen Stellung her, die er zu dem Unbedingten einnimmt, wenn es ihm zu hoch erscheint? Hat er sich denn nicht auf die falsche Seite desselben gestellt, so daß er den Druck an unrichtiger Stelle zu fühlen bekommt? und nun die Forderung erdrückend auf ihn niederfällt, statt daß ihr demütigender Druck ihn erhebt zur Freude über die „Gnade", zur Freimütigkeit durch die „Gnade"? O du, der du so versucht bist — ich kann wohl deinen Zuspruch brauchen, du bedarfst nicht ebenso des meinigen; doch laß das, und laß mich reden. Ich möchte sagen: Was ist denn Erhebung? Steht nicht alle Erhebung in geradem Verhältnis zum Druck der Demütigung? Kann dann aber der Druck der Demütigung je zu stark werden? Dann müßte man ja die Klage dahin deuten, daß die Erhebung zu hoch hebe! Man kann ja in der sinnlichen Welt durch

ein Gewicht Lasten heben. Wenn nun einer mißverständlich meinte, er müsse statt durch das Gewicht sich heben zu lassen, das Gewicht heben, so bricht er freilich zusammen. Das lag aber nicht am Gewicht, sondern an ihm. So mit der unbedingten Forderung: soll ich sie tragen, so werde ich erdrückt. So will es aber das Evangelium nicht; es will, daß ich durch die demütigende Forderung glaubend und anbetend erhoben und getragen werden soll — und dann bin ich leicht wie der Vogel. Oder was erhebt am meisten? der Gedanke an eigene gute Werke? oder der Gedanke an Gottes Gnade? Und wann gewährt diese die höchste Erhebung, voll seligen Entzückens? nicht gerade dann, wenn mein bestes Werk vor Gott in eine Niederträchtigkeit sich verkehrt und die Gnade dadurch um so viel größer wird? Nach dem trefflichen Wort eines trefflichen Mannes kann eine große Wohltat nur durch großen Undank recht gelohnt werden. Vortrefflich! Denn der Dank, der große Dank, der vielleicht gar gleichwertige Dank verkleinert die Wohltat. Undank dagegen benimmt der Wohltat ewig nichts von ihrer Größe. Und so gibt es weder im Himmel noch auf Erden noch in irgendeinem Verhältnis zwischen Mensch und Mensch eine Erhebung, welche der gleichkäme, daß ich, von meiner besten Tat wie von einer Niederträchtigkeit gedemütigt und beschämt, Ruhe finde in der „Gnade". Mag der Heide mit seinem stolzen Nacken an den Himmel stoßen oder doch sehen, ob es ihm nicht glücke: aus der Demütigung allein erhebt sich die Erhebung, die sich selig zum Himmel erhebt. Die Anbetung Gottes besteht nicht in guten Werken, noch weniger in Verbrechen, und ebensowenig in der Versenkung in ein weichliches Träumen und völliges Nichtstun. Nein, will ein Mensch Gott recht anbeten und von seiner Anbetung rechte Freude haben, so biete er alle seine Kräfte auf, gönne sich selbst keine Schonung Tag und Nacht, vollbringe so möglichst viele Werke, die vor rechtschaffener Menschen Augen gut sind. Wenn er sie dann in tiefer Demütigung vor Gott sich in Armseligkeit und Niederträchtigkeit wandeln sieht: das heißt Gott anbeten; und das ist Erhebung.

„Niemand kann zwei Herren dienen" lautet das Evangelium; ewig unverändert wiederholt es sich: „niemand kann zwei Herren dienen." Wenn es nun aber so steht, daß niemals ein Mensch das geleistet hat:

kann dann nicht doch zuletzt von der Menschheit billigerweise verlangt werden, daß diese Forderung abgeändert, abgeschwächt werde? Und weil weniger aufgeklärte Zeiten ihre Ungereimtheit nicht eingesehen und sich daher in diese Ordnung der Dinge gefunden haben; weil das Menschengeschlecht einst, von dem Gesetz kujoniert und eingeschüchtert, in sklavischer Unterwürfigkeit nicht zu murren gewagt hat: folgt daraus, daß eine aufgeklärte, freisinnige, gebildete Zeit sich dasselbe bieten lassen soll? Und wenn eine breite Masse auch wohl noch heute sich beschwatzen und einschüchtern läßt: soll darum ein aufgeklärtes, freisinniges, hochgeehrtes gebildetes Publikum sich ebenso behandeln lassen? Das Unbedingte von den Menschen zu fordern ist im Grunde Wahnsinn, eine lächerliche Übertreibung, die als solche (das sieht jeder Verständige leicht ein) sich damit rächt, daß sie das gerade Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringt. Alle menschliche Weisheit liegt in dieser herrlichen und goldenen Mittelstraße: „bis zu einem gewissen Grade", „mit Maßen"; oder in dem „sowohl — als auch", „das eine tun und das andre nicht lassen". Das Unbedingte ist Narrheit. Gerade darin offenbart sich der reife Ernst, daß er an die Forderung die Anforderung stellt, ihre Erfüllung müsse einem strebsamen Menschen vollauf gelingen können und ihn mit Lust und Befriedigung lohnen. Was keiner von uns getan hat, kann also natürlich keiner von uns tun; und kann es keiner von uns leisten, so muß die Forderung dem nachweislich Möglichen, das von uns schon wirklich geleistet worden ist, angepaßt werden. Darüber hinaus kann nichts gefordert werden. Und darum fordern wir ein Christentum, das sich mit unserem ganzen übrigen Dasein in Einklang bringen läßt und der Veränderung sich anschmiegt, die mit der Menschheit, oder doch jedenfalls mit deren Elite, dem gebildeten Publikum, dank der steigenden Aufklärung und Bildung und der Emanzipierung von allem unwürdigem Druck vorgegangen ist.

Diese Stimme — selbst wenn sie in der Welt sich nicht so laut vernehmen ließe, wie sie es doch oft und vernehmlich genug tut — sie findet unzweifelhaft bei vielen einen Widerhall. Und sie soll sich nur hören lassen. Daß die Welt sich verändert hat, wer leugnet das! Ob aber zum Besseren? Ja, das ist eben die Frage! Daß die Welt eitel Verständigkeit geworden ist, wer leugnet das! Ob das ein Gewinn ist? Ja, das bleibt

fraglich. Daß aber der Verständigkeit nichts so zum Ärgernis ist wie das Unbedingte, das ist ewig gewiß und geht (damit wir bei unserem Gegenstand bleiben) sofort auch daraus hervor, daß die Verständigkeit nie eine Forderung unbedingt anerkennt, sondern immer erst selbst an die Forderung Anforderungen stellen will, wie sie lauten dürfe. Die Abschaffung des Christentums, oder die Lossagung vom Christentum, ist daher eine ganz korrekte Forderung dieser Verständigkeit. Aber an das Christentum die Forderung zu stellen, daß es sich verändere, das beruht auf Mißverständnis. Denn eine Veränderung läßt das Christentum nicht zu; gerade darin zeigt es sich wieder als direkten Gegensatz zur „Verständigkeit". Deren Geheimnis ist ja, mit jedem Glockenschlag sich wieder anders geben zu können, ganz jenachdem Zeit, Publikum und Profit es verlangen, oder der Wind, das Blatt und die Blätter sich wenden. Nein, eine Veränderung läßt das Christentum nicht zu; und daß man überhaupt eine solche fordert, ist schon ein Versuch es zu ändern, der doch nun und nimmer etwas ändert. Wie ein Berg auf ein Kind blicken würde, das zu ihm hinträte und sagte: „geh mir aus dem Wege", so muß das Christentum auf solch eine Rede hören, die von ihm das ewig Unmögliche verlangt, daß es sich verändere.

Das Christentum läßt keine Veränderung zu; auch wenn alles sich änderte und alle sich veränderten: es macht die Veränderung nicht mit. Es kommt auch nicht etwa wie eine menschliche Herrschaft durch eine alle ergreifende Umwälzung in Verlegenheit. Doch will das Christentum auch niemand aufgenötigt werden und hat das niemals gewollt. Hingegen will es und wollte es gleich von Anfang an unverändert in seiner ganzen Unbedingtheit dargestellt sein; so daß jeder bei sich selbst erwägen kann, ob er mit ihm zu tun haben will oder nicht. Ob auch nicht einer es annehmen will, das Christentum bleibt unverändert: nicht um ein Tüttelchen gibt es nach; und wenn alle es annehmen, so darf auch nicht ein Tüttelchen daran verändert werden. Das Christentum verkündet Gottes Liebe zu dem Menschen: daß Gott für jeden einzelnen Menschen, für den ärmsten, elendesten, verlassensten in Liebe gleichsam Himmel und Erde in Bewegung setzt; wenn aber alle Menschen, die je lebten und noch leben, miteinander es nur ein Jota anders haben wollten: nein, niemals! Jeder einzelne Mensch, der ärmste, verlassenste,

elendeste, ist, wenn er zu seinem eigenen Besten will wie Gott will, nach dem Christentum Gott unendlich wichtig — welch' unbegreifliche Liebe! Andererseits sind die zahllosen Millionen des Menschengeschlechts vor Gott nicht mehr als ein Mücklein und nicht einmal so viel, wenn sie nicht wollen wie er will.

Wie sollten da die Verständigkeit und das Christentum sich verständigen können, sie, die sich wie entgegengesetzte Pole abstoßen! Denn daß wir Menschen die Forderung nicht erfüllen, das bildet in diesen verständigen Zeiten nicht die Kluft, die das Christentum und die Menschen trennt. Darauf kann sich das Christentum wohl einlassen, wie es schon zu andern Zeiten der Fall war, die eine unendliche Vorstellung von der Forderung hatten, aber auch den guten Willen zum Eingeständnis der eigenen Unvollkommenheit, und zugaben, daß in dieser letzteren, nicht in der Unbedingtheit der Forderung der Fehler lag. Nein, der Differenzpunkt zwischen dem Christentum und den Menschen ist in diesen verständigen Zeiten der, daß den Menschen die Vorstellung der unbedingten Forderung abhanden gekommen ist. Ihr Kopf kann nicht fassen, was das wolle und solle, daß die Forderung unbedingt sei, wenn doch niemand sie erfülle; das Unbedingte ist ihnen eine ganz unpraktische Sache, eine Torheit, eine Lächerlichkeit geworden; sie kehren aufrührerisch oder selbstklug das Verhältnis um, suchen den Fehler bei der Forderung, und verlangen als solche, die selbst zu fordern haben, daß die Forderung des Christentums abgeändert werden müsse. „Das Unmögliche zu wollen", sagt man, „ist Narrheit; ein vernünftiger Wille will, was man vermag. Wer das Unbedingte fordert, verlangt, daß man das Unmögliche wolle, Kraft, Zeit und Leben verschwende, ohne doch je vom Platz kommen — und das ist Narrheit, eine lächerliche Übertreibung." Die Verständigkeit ist ein Aufruhr gegen das Unbedingte. Sie läßt das zwar anfangs nicht laut werden, denn das wäre unklug, und aus gewissen Gründen lenkt eine feinere Verständigkeit die Aufmerksamkeit lieber nicht darauf hin; sie will, daß unsere Empörung unter uns bleibe und sorgfältig der Schein aufrecht erhalten werde, als wäre gar nichts geschehen. Langsam fortschleichend zersetzt diese Verständigkeit nach und nach das Unbedingte, untergräbt den Glauben daran und die Ehrfurcht vor ihm — bis sie zuletzt vielleicht ungeduldig mit

der Sprache herausplatzt und laut ihre Weisheit verkündet, daß das Unbedingte Narrheit sei. Hand in Hand mit dieser wachsenden Verständigkeit greift eine gewisse Menschenkenntnis um sich. Man weiß und versteht, wie wir Menschen nun einmal sind oder in diesen Zeiten sind; eine naturwissenschaftliche Statistik macht den Zustand der menschlichen Sittlichkeit als Naturprodukt verständlich und erklärt ihn aus Lage, Klima, Wind, Regenmenge, Wasserstand usw. Ob wir Menschen vielleicht von Geschlecht zu Geschlecht mehr entarten, darum kümmert sich diese Menschenkenntnis gar nicht; sie gibt nur genau an, wie wir sind, welches der jeweilige Kurs und Marktpreis ist — um klüglich vor den Menschen sich zu hüten und sie auszunutzen, sein Glück zu machen, Vorteile in dieser Welt zu gewinnen; oder um seine eigene Ärmlichkeit und Schlechtigkeit verteidigen und beschönigen zu können; oder um mit einer Art guten Gewissens („wissenschaftlich!") Mißtrauen zu äußern, wenn dann und wann etwas Besseres auftreten will. Wie wir Menschen aber sein sollen (die Forderung Gottes, die Ideale) — derlei kommt immer weniger in Frage, je höher die Verständigkeit steigt. Am Ende findet man gar diese Frage, wie wir Menschen sein sollten und dergleichen, wenn sie je sich hören läßt, etwas schal und abgeschmackt, wie „Gottes Wort vom Lande". „Solche Phantasterei mag wirklich kein verständiger Mensch mehr hören, und er darf es nicht, wenn er nicht seine Zeit und sein Leben vergeuden will. Außer es müßte denn ein Pfarrer sein, der von so was redet; ihm kann man es zugut halten. Natürlich aber muß es ein Pfarrer sein, der geziemend das Dekorum wahrt, sich darauf beschränkt, in stillen Stunden in der Kirche davon zu deklamieren — im übrigen aber sich nicht untersteht, sonst mit derartigem sich wichtig machen zu wollen. Unter dieser Voraussetzung kann man es dem Pfarrer zugut halten; es ist nun einmal sein Brot; und so viel Billigkeit hat die Verständigkeit immer, daß sie ihm das nicht verkümmern will, wiewohl freilich ein Pfarrer, der sehr oft weder Poesie noch Kunst verrät, in noch ganz anderem Sinn als Poesie und Kunst ein Überfluß ist." Denn mag man je mit dem Christentum mißbräuchlich die Welt kujoniert haben, so hat sich jetzt gewiß das Blatt umgewendet, und die Welt mit ihrer Verständigkeit wird das Christentum kujonieren, die Pfarrer kujonieren, daß sie, um Duldung zu finden, Schauspieler und Deklamatoren wer-

den, nicht mehr und nicht weniger; — und ach, manche braucht die Welt wohl nicht erst zu kujonieren, daß sie es werden: sie lassen sich vielleicht nur allzu leicht locken.

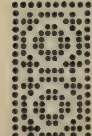
Es soll also nur zum Ausdruck kommen und sich hören lassen, was ja doch so ist, daß nach der Meinung der „Verständigkeit“ die Forderung sich dem Menschen, nach der des Christentums der Mensch sich der Forderung anpassen soll oder die Forderung wenigstens unbedingt als unbedingte Forderung geltend gemacht werden soll; und daß diese beiden, die Verständigkeit und das Christentum, sich nie verständigen können. Ich für meine Person werde der Verständigkeit stets Dank wissen und es an ihr achten, wenn sie so redlich ist und ganz ohne Vorbehalt mit der Sprache herausrückt: daß ihr das Unbedingte eine Lächerlichkeit ist.

Das ist nicht das Gefährliche, wenigstens nicht das für das Christentum Gefährliche; denn um den wahren Sachverhalt zu wissen, ist nie gefährlich, am wenigsten für eine Macht, die die Wahrheit so auf ihrer Seite hat wie das Christentum. Hingegen kann es für das Christentum gefährlich sein, wenn man die Wahrheit zwar nicht in Ungerechtigkeit, aber doch in Zweideutigkeit aufhält. Wie wenn man z. B. auf den Gedanken verfiele, die Lesart sei zweifelhaft, oder die Worte „niemand kann zwei Herren dienen“ seien schwer zu verstehen; so daß es im letztern Falle eines tiefgehenden Ergründens, im erstern eines sich in die Länge ziehenden Forschens bedürfte und darum selbstverständlich (weil ja Ergründen und Forschen nicht jedermanns Ding ist) ein paar Professoren hermüßten, die dann das Grübeln oder Forschen zur Lebensaufgabe und zum Erwerbsmittel machen müßten und daher (um der Wissenschaft oder doch um des Einkommens willen) wohl dafür sorgen würden, daß das Grübeln oder Forschen nicht ausginge, so lange sie lebten. Doch glückt das in unsern Zeiten vielleicht weniger. Man kann ja aber auch auf andere Weise die Wahrheit in Zweideutigkeit aufhalten; man kann die unbedingte Forderung fortdauernd sich sagen lassen, aber so, daß man die Forderung gar nicht als Forderung versteht; so daß man in der Wirklichkeit des Lebens mit ihr gar nichts zu tun hat. Man macht die unbedingte Forderung zu einer Sonntagsfeierlichkeit, zu einer Unterhaltung, für die ein Pfarrer zu sorgen hat — und lebt übrigens in aller Sicherheit fort, ungestört von der schmerzlichen Unruhe, welche die un=

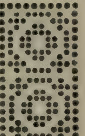
bedingte Forderung erregt. Das heißt das Christentum entnerven, es in einen bloßen Schein, in eine leere Redensart verwandeln — was es doch am allerwenigsten sein will.

Nein, es ist dem Christentum mit der unbedingten Forderung Ernst; und wenn es dann auch nicht ein einziger Mensch zur Erfüllung der Forderung gebracht hat, einer hat sie doch erfüllt, unbedingt erfüllt: er, der das Wort gesagt hat: „niemand kann zwei Herren dienen"; er, der hier wie in jedem Falle die Wahrheit nicht bloß sagte, sondern war; er, der auch in dem Sinne „das Wort" war, daß er war, was er sagte.

Von ihm wollen wir denn handeln, von dem Vorbild. Er hat gesagt: „niemand kann zwei Herren dienen"; — und sein Leben hat eben das ausgedrückt, daß er nur einem Herrn diente. Der Blick auf sein Leben soll uns die unbedingte Forderung und deren Erfüllung zeigen. Indessen wollen wir nie vergessen, daß Jesus Christus nicht bloß das Vorbild, sondern damit er nicht als das Vorbild uns in die Verzweiflung hineinängste, auch der Versöhner ist; wir wollen auch jetzt den Versöhner nicht vergessen, da wir an der Hand des verlesenen Evangeliums reden:



von Christus als dem Vorbild
oder:
daß niemand zwei Herren dienen kann



Und zwar wollen wir fürs erste sehen, wie sein Leben von Anfang bis zu Ende angelegt sein mußte, um das zum Ausdruck zu bringen: nur einem Herren dienen; fürs zweite aber, wie es ihm dabei in dieser Welt erging und unter uns Menschen ergehen mußte. Denn als Vorbild mußte er für jedermann deutlich zu machen suchen, wie man nur einem Herrn dient, konnte also nicht abseits in Verborgenheit leben. Wir alle aber dienen mehr oder weniger zwei Herren, und zwar so sehr, daß wir keinen unter uns ruhig gewähren lassen, der nur einem Herrn dienen will, vollends nicht, wenn derselbe, statt in stiller Zurückgezogenheit zu leben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt und gar den Anspruch erhebt, der Vertreter der Wahrheit zu sein. —

Er läßt sich in Armut und Niedrigkeit gebären, ja in Verachtung: nämlich von einer verlobten Jungfrau — die es ihrem Verlobten als eine

Wohltat danken mußte, daß er ihr die Schande ersparte, sogar die verhältnismäßig geringe Schande, von ihm in der Stille verlassen zu werden. So kam Christus zur Welt; in einer Weise, daß er schon durch seine Geburt außerhalb der Welt steht, sofort bei seinem Eintritt von der Welt ausgestoßen ist, „ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlechtsregister", nicht einmal durch die Geburt an einen einzigen anderen Menschen geknüpft. Doch, so war es ja in seiner Ordnung; denn so mußte er beizeiten aufmerksam werden auf das, was sein Leben ausdrücken sollte: „nur einem Herrn zu dienen." Wie ein Wettläufer für die Rennbahn gekleidet sein muß; wie ein Kriegsmann für die Schlacht gewaffnet sein muß: so ist sein Leben gleich von Anfang an darauf angelegt, daß ihm möglich würde, nur einem Herrn zu dienen. Denn wenn ein Kind auch keinem altadeligen Geschlechte entstammt, auch nicht als Thronerbe geboren ist: gleichwohl ist schon die Geburt, durch welche es Glied einer Familie wird, ein Band, das diesen Menschen sofort in engerer Gemeinschaft mit andern Menschen verknüpft; und die Verknüpfung mit der Welt und dem, was in der Welt ist, so auch die Verknüpfung mit andern Menschen, macht es so schwer, nur einem Herrn zu dienen, und macht es unmöglich, wenn das Band nicht zerrissen wird, ob auch die Liebe bleibt. Dagegen das uneheliche Kind, das von Verwandtschaft nichts weiß und von keiner anerkannt wird, das als Auswürfling fern von den Menschen heimlich um Mitternacht hinter einem Busch geboren wird: — so ließ er sich in einem Stall gebären (aus Mangel an Raum, wie er wohl auch, weil die Welt keinen Raum für ihn hatte, später gekreuzigt wurde!) und in eine Krippe legen (die verachtete Jungfrau hatte ja keine Familienangehörigen, die das Kindszeug in Bereitschaft gehalten hätten): wenn da überhaupt von einem Verband die Rede sein sollte, in den er hineingeboren wurde, konnte es nur der Verband mit Ochs und Esel sein.

Allerdings bietet diese Geburt noch eine andere Seite der Betrachtung dar, die göttliche Seite; es ist himmlische Herrlichkeit, die ihren Glanz über diese Geburt ausgießt. Es ist nicht wie sonst, daß die Sterne der Nacht unwandelbar über der Erde leuchten; nein, seine Geburt (die freilich einem Ereignis hier auf Erden gar nicht gleich sah) ist ein Ereignis im Himmel, ja das wichtigste; und so leuchtet ein Stern besonders über seiner Geburtsstätte und verbreitet (selig das Auge, das ihn

sieht!) himmlischen Glanz über den Stall, die verachtete Jungfrau und den beschämten Mann, und über das Kind in der Krippe. Das ist übermenschliche Herrlichkeit. Wie aber das Christliche stets die Gegensätze zusammenfügt, so daß die Herrlichkeit nicht unmittelbar als Herrlichkeit zu erkennen ist, vielmehr gerade umgekehrt an der Armut und Niedrigkeit — und dem Kreuz, das bei allem Christlichen steht: so ist es auch hier. Denn das christliche Kreuz ist nicht bloße Oberfläche, Äußerlichkeit, Ja und Nein, ohne Tiefe; es ist nicht bloße Dekoration, ein Kreuz in einem Stern. Nein, von der einen Seite gesehen ist es ganz buchstäblich, schrecklich buchstäblich, ein Kreuz; und kein Auge schaut Kreuz und Stern in einer höheren Einheit zusammen, so daß vielleicht der Glanz des Sterns etwas weniger herrlich, dafür aber auch das Leiden des Kreuzes etwas weniger qualvoll würde. Von der andern Seite sieht man umgekehrt den Stern; der Stern wird aber nicht getragen (eine spätere Erfindung!), ach nein, getragen wird das Kreuz (vgl. das Evangelium!); dieses, nicht jener ist das Ordenszeichen und das Kennzeichen. Das ist und war dem Verstande immer ein Ärgernis und wird es stets bleiben. Denn der Verstand sagt: zu wenig und zu viel verderbt alles Spiel; Maßhalten, der Mittelweg und der Durchschnitt, das ist das Wahre. Der Verstand würde daher wohl vorschlagen, man könnte auf den Stern bei der Geburt als ein zu viel, das über verständige Ansprüche hinausgeht, verzichten, dagegen sollte das Kind in legitimer Ehe erzeugt und wenigstens in einer anständigen, wohlhabenden, bürgerlichen Familie geboren sein. Doch so ist das Christliche nicht; es verfügt stets über das Himmlische — aber über keinen Faden des Irdischen. Wenn z. B. Christus die Jünger aussendet, so hätte er sie ja wohl mit dem Nötigen versorgen können; aber nein, sie dürfen nichts besitzen; dagegen sagt er: „wer dieser Geringen einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, weil er ein Jünger ist, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben" (Matthäi 10, 42). Das ist vornehm; der mächtigste aller mächtigen Könige der Erde kann einen Trunk Wasser nicht so bezahlen, — er sorgt natürlich auch dafür, daß seine Gesandten oder Minister nicht wegen eines Glases Wasser in Verlegenheit kommen. Der Jünger dagegen ist unbedingt arm, buchstäblich bedürftig in Beziehung auf die ersten Lebensbedürfnisse, einen Becher Wasser; — und Geld hat er nicht,

er hat (so knapp kann Gott sein, um dann im nächsten Augenblick an demselben Menschen ein Wunder zu tun) nichts, gar nichts dafür zu geben. Doch allerdings, er hat eine Anweisung auf den Himmel, die recht besehen (also leider nicht in dieser Welt) mehr wert ist als alle Herrlichkeiten dieser Welt; allein Geld hat er nicht und nichts Irdisches, und das ist in dieser Welt ungut, wo doch (recht besehen!) Geld mehr wert ist als alle Herrlichkeiten des Himmels. Man erzählt von einem Reisenden, er sei auf dem Lande in Geldverlegenheit gekommen, wiewohl er eine sehr große Summe in Papier bei sich gehabt habe; denn es konnte ihm niemand wechseln. So geht es dem Jünger, dem Christlichen. Dem Verstande ist dies wie alles Christliche zum Ärgernis. „Zu wenig und zu viel", sagt der Verstand, „verderbt alles Spiel. Verzichten wir auf diese himmlischen Anweisungen, da wir so viel nicht verlangen; dafür aber soll die Verkündigung des Christentums mindestens ein einfaches gutes Auskommen mit einem fixen Jahresgehalt und einem gewissen Ansehen in der Gesellschaft gewähren; das andere ist so oder so eine Übertreibung. Warum sollen die Gegensätze in so schrecklicher Spannung auseinander gehalten werden? Warum kann nicht am Wunderbaren etwas abgestrichen und dafür einfach etwas Wohlfahrt in dieser Welt zugegeben werden? Das wäre zwar etwas weniger göttlich, dafür aber um so viel menschlicher. Wozu ferner diese Vornehmheit, welche nur Umstände, und so sonderbare Umstände macht, den Besitz einer Mark verschmäht und dann durch Wunder Aushilfe schafft? Das ist nicht wahre Vornehmheit, sondern eine gesuchte und affektierte Übertreibung; das Einfache und Natürliche wäre, den Jüngern etwas Geld mitzugeben. Soll ein Wunder her, nun ja, so möge eines geschehen, ein einmaliges Wunder, das ein für allemal einen Fond für immer schafft, so daß der Jünger versorgt ist und es keiner weiteren Wunder bedarf. Das andere ist doppelte Übertreibung; es geschieht zu wenig und zu viel." Und nichts fürchtet der Verstand so sehr, vor nichts hütet er sich so sehr; nichts ist in seinen Augen so offenbarer Wahnsinn wie — Übertreibung. Ohne Übertreibung aber ist es unmöglich, nur Einem Herrn zu dienen; dagegen ist es mit Verstand leicht zu machen, verwachsen mit dem und jenem und mit der ganzen Welt und allem was in der Welt ist, zweien und noch mehr Herren zu dienen.

Also, seine Geburt ist wie darauf berechnet, daß es ihm möglich sei, nur Einem Herrn zu dienen; er ist ohne Familie und Familienbande.

Doch der Stern am Himmel hat etwas verraten, — und wenn du den Verstand fragst, so wirst du zu hören bekommen (er weiß darüber prächtig Bescheid), daß himmlische Herrlichkeit für diese Welt kein wünschenswertes Gut, sehr oft sogar lebensgefährlich ist. Wie gesagt, der Stern hat etwas verraten, hat die Aufmerksamkeit des Königs im Lande erregt; und die verachtete Familie muß mit dem Kinde aus dem Lande flüchten. Die verachtete Familie; freilich, ein Menschenalter später, also nachträglich, heißt sie „die heilige Familie". Frage aber nur den Verstand, so wird er dir sagen: „Einer adligen und reichen Familie anzugehören, kann gut sein, doch steht mein Sinn nicht so hoch; mir genügt, von guter bürgerlicher Familie zu sein; dagegen für diese Welt zur heiligen Familie zu gehören, dafür danke ich, das wäre mir wirklich das letzte; denn das ist die sichere Qual und Bedrängnis. Allein die Scheinheiligkeit läßt die Verachtung, die die Familie zeitlebens auf Erden traf, längst vergessen sein; die Scheinheiligkeit macht mit der ‚heiligen Familie' Staat, sie bildet sich und andern gerne ein, der Stand der Niedrigkeit sei eigentlich Herrlichkeit und himmlische Herrlichkeit und irdische Herrlichkeit laufen auf eins hinaus. Und die Scheinheiligkeit ärgert sich bei der Darstellung der Niedrigkeit, die sie geniert, und nennt dieselbe, um sie unschädlich zu machen, eine Gotteslästerung von uns Freigeistern."

Die Familie (wenn man sie so nennen will, denn es ist ja keine Familie) flüchtet denn mit dem Kinde. Und nun hat dieses Kind auch kein Vaterland. So ist es aber wohl in der Ordnung, damit es wirklich ausdrücken kann, wie man nur Einem Herrn dient. Wie ein Wettkämpfer für die Rennbahn besonders gekleidet, wie ein Krieger für die Schlacht gewappnet sein muß: so ist sein Leben gleich von Anfang an darauf angelegt, daß es ihm möglich werde, nur Einem Herrn zu dienen. Denn gleich nach dem Familienbande kommt das Band, das ein Volk verbindet.

Freilich scheint die Herrlichkeit gewissermaßen auch hier durch: dieses unbedeutende Kind, das in einem Stall geboren wurde, gewinnt plötzlich eine solche Wichtigkeit, daß der Herrscher alle Kinder unter zwei Jahren töten läßt, in der Hoffnung, es auch mit zu töten. „Wieder zu

wenig und zu viel," sagt der Verstand, „wieder Übertreibung. Soll seine Geburt ein Ereignis sein, so füge sie sich doch nachher in die gegebene Ordnung der Dinge ein; so aber ist die Geburt weniger als wenig und wird dann plötzlich eine so fürchterliche Begebenheit! Ist die Geburt dieses Kindes so wichtig, so ist ja dessen Geburt in einem Stall fast unbegreiflich; es konnte ihm ja etwas zustoßen. Und andererseits, was für eine schreckliche Übertreibung, daß dieses Kindes Bedeutung durch den Mord aller gleichaltrigen Kinder zum Ausdruck kommen soll! Davon ganz zu schweigen, daß es der Heiland der Welt sein soll und sein Eintritt gleich einem Häuflein Kinder das Leben kostet!"

Das Kind ist jetzt also ohne Vaterland. Indessen kehrt die Familie doch wieder zurück, muß aber verborgen leben. Bei einer Wallfahrt zum Fest kommt das Kind in Jerusalem abhanden. Und dies wird ein Vorkommnis, das trefflich dazu paßt und sinnbildlich beschreibt, daß dieses Kind durch seinen Lebensgang ausdrücken soll, wie man nur Einem Herrn dient. Das Kind steht allein; es war ohne Familie, ohne Vaterland, nun ist es aber auch ohne die zwei, bei denen es aufgehoben war; sie suchen das Kind bekümmert und finden es (merkwürdigerweise!) im Tempel, und das Kind sagt (ist das nicht merkwürdig?): „wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Die Mutter versteht diese Worte nicht: das war nicht zu verwundern; sie bewahrt sie tief im Herzen: das war schön.

Von nun an wird uns aus seiner Kindheit und Jugend nichts weiteres berichtet. Er hat wohl mit den armen Eltern gespielt, ist ihnen untertan und zu Diensten gewesen — was ihn in seinem Dienst gegen den Einen Herrn nicht hinderte, da man im Gegenteil diesem Einen gerade durch Gehorsam gegen die dient, denen man nach seinem Willen gehorsam sein soll. So ist er herangewachsen, Mann geworden; allein er war und wurde, wie wir sagen, nichts. Auch hat er nichts besessen oder zum Besitz erworben. Denn wie ein Wettläufer für die Rennbahn besonders gekleidet sein muß, wie ein Krieger für die Schlacht die gehörige Ausrüstung haben muß, so ist sein Leben gleich von Anfang an darauf angelegt, daß es ihm möglich werde, nur Einem Herrn zu dienen. Aber ach, in der Welt etwas zu werden, oder gar in ihr etwas sein zu wollen, in ihr etwas zu besitzen oder gar zum Besitz erwerben zu wollen: das ver-

flicht notwendig mit der Welt und mit andern Menschen in der Welt und hält nur allzu leicht davon ab, daß man nur Einem Herrn diene. Wohl habe ich Predigten von Männern gelesen und gehört, die selbst in der Welt etwas geworden sind, Predigten darüber, daß man am ersten nach dem Reich Gottes trachten soll; ich gestatte mir aber zu glauben, daß diese Männer das Etwas, das sie in der Welt wurden, wohl durch etwas anderes geworden sind als dadurch, daß sie am ersten nach dem Reich Gottes getrachtet haben. Ich bezweifle auch nicht, daß diese Männer wie jeder redliche Mann mit mir im Grunde darüber einig sind, daß einer in dieser Welt gewiß nichts wird, wenn er damit Ernst macht, am ersten nach dem Reich Gottes zu trachten. Denn die Welt hält eifersüchtiger als der Himmel darauf, daß wer finden will suchen muß. Und bei dem großen Gedränge derer, die für diese Welt suchen (das Suchen für jene Welt bringt auch ins Gedränge, nur nicht ins Menschengedränge), werden ja nicht einmal alle die suchen zu etwas, wenn sie auch vielleicht doch immer noch etwas mehr werden, als ein anderer dadurch, daß er am ersten nach Gottes Reich trachtet; denn der letztere wird ganz gewiß in dieser Welt gar nichts. Nichts ist leichter darzutun; Gott verhüte, daß einer so unredlich und frech sei, um erst einen Nachweis hiervon zu verlangen. Ich will durchaus nicht besser sein als andere. In einer Hinsicht ist aus mir wohl nichts geworden — gerade das ist freilich manchen zum Ärgernis, weil sie meinen, ich hätte es schon zu etwas bringen müssen; in ihren Augen ist also aus mir nichts geworden. Indessen darf ich das, wenn im Sinne des Evangeliums geurteilt werden soll, nicht gelten lassen. Wenn dieses urteilen soll, so muß ich beschämt bekennen, daß aus mir etwas geworden ist, wenn auch nur wenig. Ich muß aber bezeugen, daß ich dieses etwas, das aus mir geworden ist, nicht dadurch wurde, daß ich am ersten nach dem Reich Gottes trachtete; und ich sehe mit Ruhe dem Beweise der Herren Pfarrer entgegen, daß einer in dieser Welt etwas werden kann, der — am ersten nach dem Reich Gottes trachtet. Denn wird z u e r s t nach Gottes Reich getrachtet, so geht dies Trachten stets allem anderen Trachten vor; und wird zuerst nach dem Reich G o t t e s getrachtet, so wird dies Trachten durchaus nicht von der Art der Welt und alles Weltlichen sein und daher auch nicht den Erfolg haben, daß man in der Welt etwas wird.

Der Vorschlag der Verständigkeit, an der Forderung des Evangeliums zu ändern und abzustreichen, ist mir wie dem Christentum von ganzem Herzen zuwider. Ich will auch nichts davon wissen, daß man sich den Schein gebe, als kämen wir Menschen der Forderung auch nur entfernt nach. Nein, mein Gedanke ist dieser. Mit Gott zu tun zu haben sollte doch eines Menschen Freude und Seligkeit sein, so daß er sich um ganz Europa, um das Publikum und um die Vergleichung mit den Menschen um ihn usf. nichts kümmert, wenn man ihn nur in dem Einen gewähren läßt, daß er mit Gott zu tun habe. Dies ist ja nun nach dem Christentum jedem Einzelnen vergönnt; und ob dieser nun auch dabei täglich tief gedemütigt wird, so hat er doch dieses höchste Gut: er hat mit Gott zu tun. Soll ich aber mit Gott zu tun haben, so muß ich mich auch darein finden, daß die Forderung unbedingt ist; ist die Forderung nicht unbedingt, so habe ich auch nicht mit Gott zu tun, sondern lebe in der erstickenden Atmosphäre, welche „die andern", ich selbst, das Publikum usf. bilden. Nein, nein, o Gott im Himmel, nimm um alles nie die unbedingte Forderung zurück! Denn wenn die Menschen die unbedingte Forderung abschaffen wollen, so wollen sie doch eigentlich dich abschaffen; und darum halte ich so fest an der Forderung und verwünsche die Verständigkeit, die mit der Abschaffung der unbedingten Forderung dich abschaffen will.

Nein, laß uns doch um alles die unbedingte Forderung! Wenn ich, den wahren Sachverhalt im übrigen anerkennend, etwas zu werden wünschen könnte; wenn ich mit Rücksicht auf endliche Bedürfnisse zusehen muß, daß ich etwas in der Welt werde: so ist das ja doch durchaus kein Versuch, die Forderung abzuschaffen; so kann ich ja gleichwohl die Verbindung mit dir aufrecht erhalten. Denn ich kehre die Sache nicht um, ich wende dir nicht den Rücken, ich mache nicht was ich in der Welt werden kann zum Ernste des Lebens. Nein, ich lasse durch die unbedingte Forderung mich und was ich wurde stets in Spielerei und Ärmlichkeit verwandeln — und kann auf diese Weise ja doch noch (ach, oder nicht?) mit dir zu tun haben, o Gott, mit dir in Verbindung bleiben!

Mag dann die Vernichtigung, die innere Vernichtigung vor Gott ihre Schrecken, ihren Schmerz mit sich bringen, die Begeisterung dürfte doch den Menschen noch höher beseligen. Schrecklich, schrecklich, wenn einer sich der Untätigkeit überlassen wollte, weil das redlichste Streben vor

dir nichts ist, oder wenn er gar mit dir nichts mehr zu tun haben wollte, um von nun an ein ernsthafter Mensch zu werden, der ernsthaft, wie er ist, es in dieser Welt zu etwas bringen will!

Also das Leben dessen, der das Vorbild ist, sollte ausdrücken, wie man nur Einem Herrn dient, und war gleich von Anfang an darauf angelegt. Er gehörte nichts und niemand an; er war an nichts und niemand gebunden, ein Fremdling in dieser Welt, in Armut und Niedrigkeit, ohne Wohnsitz und Herberge, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. Gleich der geraden Linie, die den Kreis nur in Einem Punkt berührt, so war er in der Welt und doch außerhalb der Welt, nur einem Herrn dienend.

So hätte er nun in aller Stille unbemerkt hinleben können, so daß sein Leben eine verborgene Anbetung des Einen Herrn geworden wäre, dem er allein und ganz angehörte bis zum Tod.

Das war aber nicht sein Sinn. Auch abgesehen davon, daß er sich ja gebären ließ, um das Menschengeschlecht zu erlösen, um durch sein Leiden und Sterben die Versöhnung zu werden, — auch wenn er nur das Vorbild hätte sein wollen, hätte er nicht in unbemerkter Stille dahinleben mögen. Nein, es war sein Werk und es war seine Speise, nur Einem Herrn zu dienen; das wollte er aber in der Welt kund werden lassen, und daher mußte er, wenn ich so sagen darf, auf dem Schauplatz des Menschengeschlechts so auftreten, daß er womöglich aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Er wußte selbst nur allzu gut, was das zur Folge haben mußte. Denn die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn mußte sein Leiden werden; seine Ungleichartigkeit mit den nächsten Angehörigen, vollends die unbedingte Ungleichartigkeit mit allen, in deren Mitte er doch verblieb, mußte ihm noch gefährlicher werden als es dem Soldaten wird, wenn er in der Schlacht aus dem Schritt und dadurch in die Gefahr kommt, niedergetreten zu werden. Und er blieb in der Welt, er zog sich nicht aus der Welt zurück, — er blieb vielmehr da, um zu leiden. Das ist etwas anderes als eine gewisse Art Frömmigkeit, über welche gegenwärtig die Prediger Klage führen (was übrigens gerade in unserer Zeit, die selbst nie Gebrauch von ihr macht, sehr sonderbar klingt) — etwas anderes als jene Art Frömmigkeit einer entschwundenen Zeit, die eine abgelegene, dem Lärm der Welt und ihren Zerstreuungen und

Gefahren entrückte Stätte suchte, um wo möglich in tiefer Stille Gott allein zu dienen. Man klagt jetzt diese Art Frömmigkeit an, man nennt sie Feigheit usw. Darum machen wir Frommen von heutzutage es anders und besser: wir bleiben in der Welt, wie das Vorbild, das nicht feige sich zurückzog — und machen Karriere in ihr, glänzen in Gesellschaften, prunken mit der Weltlichkeit. O, welch tiefe Hinterlist! So in der Welt zu bleiben, daß man um Gott und das Göttliche sich nichts kümmert, sich und sein Leben der Weltlichkeit ganz gleich stellt, ganz Weltlichkeit wird: die Art — Frömmigkeit! — steht in der Tat nicht höher als jene Klosterfrömmigkeit. Aber man wendet sich durch diesen Betrug einen doppelten Nutzen zu: zuerst reißt man allen möglichen weltlichen Genuß an sich (auf den doch die stillen Bewohner des Klosters verzichteten), und dann ist man so frech und stempelt diese Weltlichkeit (wie raffiniert!) zu einer höheren Art (wem hat je von so was geträumt?) ... einer höheren Art Frömmigkeit, die höher sein soll als die stille Verborgenheit des Klosters. Abscheulich! Nein! Gewiß ist es nicht das Höchste, einen abgelegenen Schlupfwinkel aufzusuchen, um womöglich Gott allein zu dienen; das ist nicht das Höchste (wir sehen es ja an dem Vorbild): wiewohl es aber nicht das Höchste ist (und das geht uns eigentlich gar nichts an, ob diese andere Art nicht das Höchste ist), so wäre doch möglich, daß jene Frömmigkeit für uns alle, die wir diesem verweichlichten und verweltlichten Geschlechte angehören, viel zu schwer wäre. Gleichwohl ist es nicht das Höchste. Das Höchste ist: daß man unbedingt ungleichartig mit der Welt doch in der Welt bleibt und vor aller Augen mitten in der Wirklichkeit Gott allein dient, so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht — und dann aber auch der Verfolgung gewiß nicht entgeht. Und sieh, das ist christliche Frömmigkeit: daß man, auf alles verzichtend, Gott allein dient; daß man sich alles versagt, um Gott allein zu dienen — und daß man dann dafür leiden muß; daß man das Gute tut und dafür leiden muß. Das ist's, was dieses Vorbild ausdrückt, wie ja auch (um einen bloßen Menschen zu nennen, Luther, den trefflichen Lehrer unserer Kirche) Luther immer und immer wieder einschärft, zum wahren Christentum gehöre das Leiden für die Lehre (daß man das Gute tue und dafür leide), und ein Christ könne in dieser Welt dem Leiden nicht entgehen.

Wir wollen nun zweitens sehen, wie es ihm erging, ihm, der nur Einem Herrn dienen wollte; wie es ihm erging, d. h. wie es ihm in dieser Welt ergehen mußte: denn wie es ihm erging, so mußte es ihm gehen, und so würde es ihm jederzeit in dieser Welt ergehen.

Er will ausdrücken, wie man nur Einem Herrn dient, und zwar will er es in einer Welt ausdrücken, wo alle mehr oder weniger zwei oder mehr Herren dienen; und er will nicht in Verborgenheit leben, nein, er will es offenbaren, er will aller Aufmerksamkeit auf sich lenken: was wird daraus werden? Es muß einen feindlichen Zusammenstoß zwischen ihm und der ganzen Welt, ihm und jedermann geben, indem alle auf die verschiedenste Weise ihn bewegen, bereden, locken, reizen, bedrohen, zwingen wollen, daß er ihnen gleich, und sich selbst, seiner Aufgabe, seinem einen Herrn untreu werde. Und die Welt wird das Äußerste wagen, um ihren Kampf durchzuführen; sie läßt ihn nicht los, bis der schmählichste Tod seinem Leben ein Ende gemacht hat. Und was die Welt will, dasselbe will auch eine böse Macht, der Fürst dieser Welt, der Gott spielen will und deshalb den Dienst des Menschen ausschließlich für sich beansprucht. Aber darauf kann ja nicht eingehen, wer nur Einem Herrn dienen will; denn der Fürst dieser Welt ist ja nicht „der Herr", der Eine Herr, so daß jeder, der ihn zum alleinigen Herrn hat, doch nicht Einem Herrn dient. Dieser Zusammenstoß mit der Welt, mit dem von der bösen Macht aufgehetzten Menschengeschlecht, ist die Geschichte des Vorbildes.

Er dient nur Einem Herrn; und wie ein Wettläufer für die Rennbahn besonders gekleidet, wie ein Krieger für die Schlacht ausgerüstet sein muß, so ist auch sein Dasein darauf berechnet, daß es ihm möglich wird, nur Einem Herrn zu dienen.

Er ist unbedingt ein Fremdling in der Welt, ohne im mindesten mit etwas oder mit einem einzigen Menschen in der Welt zusammenzuhalten, wo im übrigen ja alles zusammenhält. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme; unmöglich aber ist es für einen nur Einem zu dienen, wenn er mit irgend etwas und irgend jemand auch nur im geringsten zusammenzuhalten verbunden ist.

Er ist nicht als Mann an eine Frau gebunden, nein; er hat auch keinen Vater, keine Mutter, nicht Bruder, noch Schwester, keine Verwandten,

mit denen er verbunden wäre; nein, „diese (d. h. die Jünger) sind mir Vater und Mutter, Bruder und Schwester".

So hat er aber doch die Jünger? Die Jünger! Sind es die wahren Jünger, so handelt es sich nicht um Parteizusammenhalt: denn in seinem Verhältnis zu dem Jünger verhält er sich in jedem Augenblick zuerst zu Gott, dem er alleine dient; und wenn die Jünger eine Partei bilden wollen, so sind sie keine Jünger. Nein, gelingt es nicht leicht, einen glatten, schlüpfrigen Gegenstand mit der Hand zu fassen und festzuhalten, so ist es dem Parteiwesen ganz unmöglich, ihn, der nur Einem Herrn dient, zu fangen.

Da er übrigens aller Aufmerksamkeit auf sich zieht, so will man ihn natürlich auf alle Weise für sich gewinnen; nur sollte er die Übertreibung aufgeben, daß er nur Einem Herrn dient.

Er tritt als Lehrer auf, und fast in demselben Augenblick ist er in dem kleinen Lande der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Er lehrt: „niemand kann zwei Herren dienen." „Nun, lehren könnte er das immerhin, wenn er nur nicht selbst hingeht und danach tut; sonst kann man unmöglich mit ihm zusammenhalten. Hingegen ließe es sich sehr gut machen, daß man als objektive, sehr ernsthafte Lehre aufstellte, es könne niemand zweien Herren dienen; dann gründete man ein Reich von dieser Welt, wo er, der Lehrer, König und Fürst würde und wir, die wir ihm zunächst standen, nun auch seinem Throne am nächsten stünden."

Er tritt als Lehrer auf in dem kleinen Volke, das, wie es ja Regel ist, in zwei Parteien zerfällt, in die der Mächtigen und die des sogenannten Volkes. Beide Parteien haben ein Auge auf ihn: welcher Partei wird er angehören? welcher Partei wird es gelingen, ihn für sich zu gewinnen? Weder durch Geburt, noch durch seine äußeren Verhältnisse scheint er zu den Mächtigen in Beziehung zu stehen; diese aber sehen ja schon, daß er eine Macht ist. Durch Geburt und Lebensverhältnisse scheint er dem gemeinen Volke am nächsten zu stehen, und dieses sieht froh in ihm eine Macht. Aber er dient einsam für sich nur Einem Herrn, und das ist, ach, der gewisse Weg zum Leiden, zum Untergang! Wer in leichtester Sommerkleidung in einen Wintersturm gerät, ist nicht so preisgegeben wie einer, der als einzelner Mensch in dieser Welt leben will.

Denn da ist alles Partei; und der Egoismus, der die Partei zusammen führt und hält, verlangt, daß jeder mit ihr gemeinsame Sache mache, bis der Einzelne durch Eintritt in eine Partei sich gegen einige andere Parteien sicher stellt. Wer aber sich merken läßt, daß er als Einzelner wirklich für sich stehen will, hat sofort alle sich gegenseitig befeindenden Parteien in großartiger Einträchtigkeit gegen sich; er steht allein gegen eine große Partei.

Er will nur Einem Herrn dienen, aber er ist — das kann jeder, und das können alle sehen — eine ungeheure Macht. Verwundert sieht seine Zeit auf ihn. In diesem Augenblick verlautet gar nichts von Feindschaft; auch der Neid ist noch nicht zu sich selbst gekommen. Nein, alles ist eitel Verwunderung, Verwunderung ob diesem Menschen, der fast allmächtig alle Möglichkeiten in seiner Hand hat und werden kann, was er nur will. Es ist wie ein Märchen, und die Verwunderung rät neugierig an dem Rätsel, was nun aus ihm werden wird. Etwas aber muß er doch sein wollen; und was es auch sein mag, er muß es erreichen können; und wenn er es sein will, so wird es etwas Großes — und dann wird die ganze Zeit, oder ein großer Teil der Zeitgenossen, in begeisterter Anerkennung sich ihm anschließen. Denn es ist mit der menschlichen Anerkennung wie mit der Liebe, Freundschaft und dergleichen; sie ist Selbstliebe. Wo die Höhe unmittelbar kenntlich hervortritt; wo weltliche Macht, Ehre, Ansehen, Gold und irdische Güter die Bedeutung eines Menschen verraten: da ist auch die menschliche Anerkennung sofort bei der Hand. Die Selbstsucht, die hierbei tätig ist, kommt vielleicht dem Einzelnen nicht immer so zum Bewußtsein, ist oft mehr eine natürliche Findigkeit für den eigenen Vorteil; aber das Rechenexempel ist ja ganz einfach und durchsichtig: meine anerkennende Äußerung verschafft mir den Vorteil, daß ich auf die Seite des Mächtigen zu stehen komme und sein Interesse zu dem meinigen wird; und zugleich bin ich ein liebenswürdiger Mensch, dessen Seele nicht kleinlich zusammengeschrumpft, sondern in uneigennütziger Begeisterung ausgeweitet ist. Wo dagegen die Höhe nicht so unmittelbar kenntlich hervortritt oder geleugnet wird, da verspricht eine anerkennende Äußerung keinen Nutzen, fordert vielmehr sogar Anstrengung und Opfer; und so hält man dieselbe lieber zurück, wie auch Liebe und Freundschaft gewöhnlich da ausbleibt, wo

sie christlich sich erst deutlich als solche zeigen würde. Wenn Gott im Himmel geringe Knechtsgestalt annähme; wenn er, göttlich verschwenderisch, sozusagen mit Anweisungen auf den Himmel um sich würfe: mit einer derartigen Größe kann sich die menschliche Anerkennung nicht einlassen. Etwas echt menschlich Mittelmäßiges, das nun einmal in die Mode gekommen ist, das ist etwas für den spekulativen Geist menschlichen Anerkennungstriebes. Wenn in einer Familie ein Glied irgendwie etwas Ausgezeichnetes ist und es bringt es zu öffentlicher Auszeichnung, zu Ehre und Ansehen vor der Welt und einem europäischen Namen, zu Stern und Band, da ist natürlich die ganze Familie lauter (uneigennützige!) Begeisterung. Bleibt aber die äußere Auszeichnung des ausgezeichneten Gliedes der Familie aus, so wird dasselbe der Familie bald zur Last, zum Verdruß, und sie wollte lieber, es wäre ein ganz unbedeutender Mensch. So steht es mit der menschlichen Anerkennung — und er, der nur Einem Herrn dient, er will unbedingt nichts sein.

Er hat Allmachtskräfte, ja, die hat er, wiewohl er durch die Art des Gebrauchs derselben das vor den Augen vieler verdeckt; es ist ja auch Wahnwitz, Allmachtskräfte aufzubieten, um nichts zu werden — und mit diesen Allmachtskräften stellt er sich sicher, daß er nichts wird. Und so muß er dahin kommen, daß er mit allen Menschen bricht. Er muß sie, menschlich geredet, unglücklich, grenzenlos unglücklich machen, die wenigen, die ihm so teuer sind; die Mutter muß es wie ein Schwert empfinden, das ihr durch die Seele geht; die Jünger müssen es wie bittern Tod empfinden — und er, er hatte und hat alle Möglichkeiten in seiner Hand! O Seelenpein, so dem Mißverständnis ausgesetzt zu sein! Und er muß auch gegenüber den Liebsten, Besten, Redlichsten schließlich offenbar machen, daß jeder Mensch, auch der liebste (ach, der liebste!), auch der redlichste (ach, der redlichste!), wenn es gilt, doch ein feiger Wicht, ein Verräter, ein Heuchler ist. Fürchterlich! Was ist so wohltuend im Leben und im Tode wie das, von einem Menschen einen guten Eindruck gewonnen zu haben! Was ist trostloser, als von einem, den man liebte, dem man traute, den gegenteiligen Eindruck zu bekommen! O, mein Freund, bedenke das! Da ist ein junger Mann; er lernt ein Mädchen kennen, und das geliebte Mädchen wird seine Gattin; — sie werden 70 Jahre alt; es war ein schöner Sommertag, der Tag ihres Lebens,

und wie es Abend wird, so stirbt sie, und er sagt gerührt: was auch andere erfahren haben mögen, ich habe erfahren, daß es treue Liebe gibt. Du Glücklicher! Erkenne denn vor allem, nicht nur was du gehabt hast, sondern was du hast: dein Glück, das Glück in deiner Trauer! O glückselige Trauer, daß nur der Tod sie nahm, der ja nicht die Treue von ihr, sondern nur sie mit ihrer Treue von dir nahm! Denn wenn er genötigt worden wäre, dieses Mädchen in große Entscheidungen hinauszuführen, so hätte er etwas anderes zu wissen bekommen: daß auch sie, milde geredet, doch Geschwätz war; daß er selbst nichts anderes war, wie ich in der großen Entscheidung es auch bei mir nicht anders finden würde. — Da leben zwei Jünglinge; sie schließen sich in den Tagen der Jugend innig an einander an, und das Alter findet alles unverändert, wie es so ihr ganzes, in stiller Zurückgezogenheit dahinfließendes Leben gewesen war. Dann stirbt der Freund, als Freund vom Freunde; und der Freund sagt an seinem Grabe: was auch andere erfahren haben, ich habe erfahren, daß es noch Freundschaft gibt. Der Glückliche! Beneidenswertes Glück, aus Erfahrung, aus einer so langen Erfahrung etwas Erfreuliches zu wissen! [Hätten sie nicht in stiller Zurückgezogenheit ihrer Freundschaft leben dürfen, so hätte er wohl zu erfahren bekommen, daß es Entscheidungen gibt, worin der beste Freund dem besten Freund nicht unbedingt vertrauen kann!] — Da ist ein Mann, vielleicht älter als du, doch so, daß man dich noch zu seiner Zeit rechnen kann; in ihm siehst du das Große, das Erhabene — und es ist eine fortgesetzte, stille Friedenszeit, die ihr miteinander durchlebt. Dann stirbt er, — und du sagst fröhlich an seinem Grabe: was auch andere erfahren haben, ich habe erfahren, daß es noch edle Charaktere gibt. Du Glücklicher! Denn wisse, was du eigentlich zu wissen bekamst, das war, daß es eine stille Friedenszeit war; hätte es einen Sturm gegeben, so hättest du erfahren, daß auch er so haltlos war wie du und ich. O, das bitterste aller Leiden, weit bitterer als die Entdeckung eigener Erbärmlichkeit, ist es doch, an den Tag bringen zu müssen, daß auch das Große und Erhabene, an dem man hinauf sah, in Wahrheit jämmerlich haltlos war! Ach, und man hätte alles darum gegeben, daß man sich in ihm nicht täusche! Nein, erlaß mir das, erlaß mir's; soll es an den Tag kommen, so laß es irgendwie geschehen, aber laß es nicht durch mich an den Tag kom-

men! Und das war dem, der nur Einem Herrn diente, beschieden, wenn er bis zu Ende dabei bleiben sollte, nur Einem Herrn zu dienen: er mußte das bei allen offenbar machen, auch bei denen — doch nein, hinaufsehen konnte er ja an niemand, aber auch bei denen, die er liebte, wie nur er lieben konnte, da er die Liebe war. O, du warst ja eitel Liebe und Nachsicht, und sie wollten ja alles für dich und mit dir leiden — hättest du denn nicht in Liebe ein klein wenig nachlassen können, um schonend ihnen den Eindruck zu ersparen: ich elender Tropf! O Seelenqual, sie nicht schonen zu können! O, welche Marter, aus Liebe, gerade aus Liebe nicht das mindeste nachlassen zu können — weil man (es klingt wie Wahnwitz!) aus Liebe sie erlösen will!

Er dient nur Einem Herrn; er bietet Allmachtskräfte auf, um sich stets zu sichern, daß er nichts ist; er bietet ebenso große Kräfte auf, um nicht einen Zoll von der Stelle zu weichen, die er eingenommen hat, von seiner Stellung mitten in der Wirklichkeit, vor aller Augen, wo er ausdrücken will: „mein Reich ist nicht von dieser Welt"; und endlich, er bietet ebenso große Kräfte auf, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es ist denn auch für das Gefühl seiner Zeitgenossen wie ein Versuch, die Leute um den Verstand zu bringen: er will ihnen ja aufnötigen, will sie dazu zwingen, „Geist" zu werden. Darin haben die Menschen aber immer eine Überflüssigkeit gesehen; und wenn man sie zu ernstlich anfaßt, so meinen sie sich dagegen wie gegen eine wahnsinnige, diabolische Übertreibung auf Leben und Sterben wehren zu müssen, und können von dem Urheber derselben nur denken, daß er „vom Teufel besessen" sei. Es ist, als sollte die Gegenwart um ihren Verstand gebracht werden. Denn wie das „Nichtssein" und die „Aufmerksamkeit" sich zu einander stellen, unterliegt bestimmten Gesetzen. Was nichts ist, gehört vernünftigerweise in den Hintergrund und soll keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Was etwas ist, darf die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; dann kommt diese, sieht nach und sagt: „Ja, ganz richtig, hier ist etwas, und da war es ganz in seiner Ordnung, daß man mich, die Aufmerksamkeit, herbeirief." Je größer etwas ist, desto größerer Anspruch auf Aufmerksamkeit; und daß man etwas ganz außerordentlich Großes ist, kann, ohne die Köpfe zu verwirren, die Aufmerksamkeit einer ganzen Zeit auf sich ziehen. Der bare Unsinn aber ist es,

daß man nichts ist — und so alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das ist ja zum Verrücktwerden. Das ist ja ebenso wahnsinnig, wie wenn man mitten in dieser Welt ein Reich aufrichten will, das nicht von dieser Welt ist. Denn soll es nicht von dieser Welt sein, so ist es ja die reine Chicane oder Caprice (wie es auch die reine Narrheit ist), daß es seine Stätte gerade mitten in dieser Welt haben soll; man kann ja mit samt dem Reich in einer andern Welt ein Unterkommen suchen, oder man kann doch wenigstens für die Aufrichtung dieses Reichs, das nicht von dieser Welt ist, eine abgelegene Stätte in dieser Welt auswählen. Es aber mitten in dieser Welt aufrichten zu wollen, das ist ein hohes Spiel. Entweder ist er ein Narr, oder sind wir andern alle es; und da geht es auf Leben und Tod: entweder siegt er, oder wir andern — einig werden wir nicht, so wenig als Feuer und Wasser.

Doch er dient nur Einem Herrn: er macht nicht die mindeste Konzession, daß er sich irgend dieser Welt gleichstellte oder eine Gleichartigkeit mit ihr sich aufzwingen ließe, indem er zu etwas in dieser Welt würde; auch läßt er sich in keiner Weise aus dieser Welt hinaus in die Einsamkeit drängen. Nein! So muß zuletzt die ganze Welt, alle wie ein Mann, zusammenstehen und sich gegen diesen Menschen wenden. Wie soll man ihn los werden?

Wie soll man ihn los werden? Daß man ihn einfach für wahnsinnig erklärte und dann ganz ruhig wieder seine Stellung einnähme und das Etwas wäre, das jeder Einzelne ist — nein, das läßt sich nicht machen; dazu ist er jedem Einzelnen und der ganzen Zeit zu mächtig. Er hat sie zu tief verletzt; wie man selbst fühlt, wäre diese Art, ihn los zu werden, ebenso töricht, wie wenn die Ameisen meinten, sie wären den Nachstellungen des Ameisenfressers dadurch entrückt, daß sie dieselben für Narrheit erklärten. So hat man denn keine andere Wahl: man muß ihm eine große Schuld nachweisen; man muß sein Leben für den schrecklichsten Egoismus, für den empörendsten Hochmut erklären. Doch das hilft auch noch nicht; er ist dem Menschengeschlecht zu stark. Da bleibt denn nur Einer übrig, Gott selbst. Wir Menschen, das ganze Geschlecht, wir ziehen uns vorsichtig hinter Gott zurück: und so zielen wir auf ihn und richten den Angriff auf ihn mit Gott auf unserer Seite; und so ist es gefunden: er lästert Gott.

Das wird also die Anklage! Seine letzte Stunde kommt heran. Jünger hat er gehabt; im entscheidenden Augenblick, da er geängstet bis zum Tode kämpft, findet er sie ohne Angst: er findet sie schlafend — nicht eine Stunde konnten sie mit ihm wachen. Doch Einer von ihnen schlief nicht — der benutzte den Augenblick, ihn zu verraten und zu verkaufen. Dann wird er ergriffen — den Jüngern vergeht der Schlaf; sie reiben die Augen aus und fliehen; der treuste von ihnen verleugnet ihn.

Er steht vor seinen Richtern, angeklagt, oder wohl richtiger: verdammt, mißhandelt, auf alle mögliche Weise verhöhnt, verspottet, angespieen. Da kommt es ihm in den Sinn: du mußt doch auch einmal sagen, wer du bist; nun ist der Augenblick da, nun ist es allmächtig gesichert, daß es nicht für nichts genommen wird. Also: „Ich bin doch ein König." Daß der Mensch das jetzt sagt, könnte einen wirklich um den Verstand bringen und rasend machen. Das erwarteten wir alle aus seinem Munde zu hören, und sofort wäre er es geworden, ohne jeden Zweifel — aber es scheint, er hat nur auf den Augenblick gewartet, da es unbedingt zu spät war, da er es selbst unbedingt unmöglich gemacht hatte, um dann zu erklären: „Ich bin doch ein König."

Noch konnte er mit dem Leben davon kommen; der Landpfleger hat die Güte, zugunsten des Angeklagten das so gepriesene menschliche Mitleiden anzurufen, das (wer weiß das!) vielleicht sich seiner angenommen hätte, wenn er nicht durch sein bis zum Schlusse hochmütiges Gebaren sich dessen unwert gemacht hätte. Denn er blieb unverbesserlich bis zum Schlusse; nicht durch das leiseste Zeichen deutete er auch nur von ferne an, daß er, dem Leben und der Welt wieder gewonnen, doch noch Lust verspürte zu leben, um in der Welt noch etwas zu werden. Das Volk hat die freie Wahl, die Wahl, diesen Angeklagten oder einen Räuber frei zu bitten. Es wählt den Räuber. Natürlich: der andere war auch ein weit schlimmerer Räuber. Denn was will es doch heißen, vielleicht ein halbes Dutzend Reisende auf der Straße überfallen zu haben, was will das doch heißen gegen seinen Angriff auf das ganze Menschengeschlecht und auf das menschliche Dasein! Denn sieh, ein Dieb kann mir mein Geld stehlen; darüber bin ich natürlich nicht mit ihm einverstanden; in anderer Hinsicht aber sind wir ganz einig: wir haben beide,

der Dieb und ich, die Meinung, Geld sei ein großes Gut. Und der Verleumder kann mir Ehre und Ansehen stehlen, aber der Verleumder hat doch mit mir die Meinung gemein, Ehre und Ansehen sei ein großes Gut; darum eben beraubt er mich desselben. Man kann aber auf eine weit listigere Weise uns allen gleichsam Geld, Ehre, Ansehen usf. stehlen: uns Menschen das aus dem Leben entwenden, worin wir Menschen unser Leben haben. Und das tat ja er, der Angeklagte. Er stahl nicht das Geld des Reichen — nein, aber er nahm diesem den Glauben, daß er in seinem Geld etwas habe. „O elender, verächtlicher Mammon", das brachte sein Leben zum Ausdruck, „elender Mammon! Wer ihn zusammenscharrt, befleckt sich mit ihm; wer ihn anhäuft, tut es zu seinem eigenen Verderben; wer ihn besitzt, geht durch ihn verloren und wird einst in der Hölle sich selbst ewig verfluchen. O, wenn du mich verstündest, so würdest du den Dieb, der dir alles stahl, für deinen größten Wohltäter ansehen, welcher dir Hilfe brachte, wo sie dir not tat — denn ein Kamel geht schwer durch ein Nadelöhr." Er war auch kein Verleumder, der anderer Ehre und Ansehen schädigte, nein; aber er vernichtete die Vorstellung, die wir von Ehre und Ansehen bei Menschen haben. „O, elende Narrentracht", das drückte sein Leben aus, „elende Narrentracht, mit euerer ‚Ehre'! um so elender, je höheren Rang sie zeigt, je höher sie strahlt und funkelt! Du weißt es nicht, aber es geht dir wie jenem König, der fehlgriff und statt des Krönungsmantels das Totenhemd ergriff: so greifst du freilich nicht fehl, du hast ganz richtig den Krönungsstaat an; aber sieh dich vor, er eben ist das Leichenhemd, das Leichenhemd, worin du zur Hölle fahren kannst, ohne befürchten zu müssen, daß dich jemand desselben berauben will; er gerade wird dir zur Marter sein; du mußt zur Strafe in ihm bleiben, wenn du ausgestoßen bist — weil du das hochzeitliche Kleid nicht anhattest." Was hilft es dann aber, daß ich das Geld behalten darf, daß ich Purpur, Sterne und Band behalten darf? Was hilft es, daß vor mir allerorten präsentiert wird, daß alles vor mir in die Knie sinkt? Was hilft das mir, wenn er seinen Sinn durchsetzt? Er hat ja die hohe Vorstellung von diesen Ehren vernichtet, und siegt er, so werde ich vielmehr jedesmal zum Narren, so oft vor mir präsentiert wird und so oft man vor mir niederfällt. Ist es also vielleicht zu hart, Diebstahl und Raub mit dem Tode zu be-

strafen, so gibt es doch für die Art Raub, die er gegen uns alle verübt hat, nur eine angemessene Strafe: die Todesstrafe.

Er wurde denn auch als Gotteslästerer zum Tode verurteilt: seine Schuld war (eine Warnung für etwaige Nachfolger!), daß er nur Einem Herrn dienen wollte. Daß das eine Schuld ist, steht in der menschlichen Gesetzgebung unverändert fest, denn es ist ein Verstoß gegen die allgemeine Sicherheit.

So wird er gekreuzigt. Während des Todeskampfes redet er mit sich selbst und mit Gott. Er sagt nicht viel; jede halbe Stunde sagt er ein Wort. Das Leiden überwältigt ihn, und er neigt sein Haupt; er ruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Doch so, mit gebeugtem Haupte, soll er nicht sterben. „Es ist vollbracht!" „Wovon redet er denn? Es ist ja freilich vollbracht; wenigstens kann es nicht mehr lange währen, so ist es vollbracht, denn sehr lange kann der Tod nicht ausbleiben!" „Es ist vollbracht!" Also, es ist vollbracht. Nun erhebt er sterbend sein Haupt zum Himmel: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"

„Niemand kann zwei Herren dienen", dies ist sein Wort, und er war das Wort: er diente nur Einem Herrn. Er hat also nicht nur recht mit dem, was er sagt, sondern auch ein Recht, zu sagen, was er im Evangelium gesagt hat: „niemand kann zwei Herren dienen."

Doch damit die Sache nicht uns Menschen gar zu ernst werde und uns in Angst ertöte, leitet er unsere Aufmerksamkeit von sich ab auf etwas anderes hin, fast, als wollte er damit uns aufmuntern und zerstreuen. „Schauet die Lilien an auf dem Felde, sehet auf die Vögel unter dem Himmel." Er sagt nicht: „Niemand kann zwei Herren dienen ... sehet auf mich"; nein, er sagt: „Niemand kann zwei Herren dienen ... sehet nur die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel!" Er hätte mit Wahrheit, ja, wenn du so willst, mit unendlich größerer Wahrheit sagen können: „sehet auf mich." Denn Lilie und Vogel drücken doch eigentlich nicht etwas Bestimmtes aus, und nur er ist die Wahrheit von dem, was Lilie und Vogel sinnbildlich bezeichnen. Aber so wäre der Ernst uns tödlich geworden. Darum benützt er die Lilie und den Vogel. Doch bleibt der Ernst: denn den Ernst macht das, daß er es sagt. Bei aller Wahrheitsmitteilung muß, wenn die Mit-

teilung Wahrheit sein soll, zuerst nach dem Mitgeteilten gefragt werden, ob es wahr ist, sodann nach dem Mitteilenden, wer er ist, was sein Leben ausdrückt. „Sehet die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel!“ Das kann in dem Munde eines Leichtsinnigen, eines Verschwenders oder eines Geizhalses höchstens der Ausdruck einer augenblicklichen dichterischen Stimmung sein; aber das Wort ist bei ihm, so wahr es ist, doch nicht wahr, kein Ernst, sondern eitle Phrase. Im Munde „des Vorbildes“ dagegen ist es Ernst; denn sein Leben ist die Wahrheit davon. Der Ernst aber wird durch die Beiziehung der Lilie und des Vogels fast zum Scherz gemildert. Zu lachen gibt es trotzdem nichts dabei — wenn es auch wunderlich ist, daß der Sperling nun sogar Professor geworden ist, und zwar in der ernstesten Wissenschaft oder Kunst, während er doch, hierin wenigstens von andern Professoren unterschieden, morgen für einen Pfennig verkauft, gebraten und verspeist wird — nein, zu lachen ist da nichts; denn die Gegenwart des Lehrers in der Lehrstunde macht, daß niemand lachen darf. Und er lachte nie, wie es in einem alten Liede heißt: „Warum weinet er, der niemals lachte?“ Übrigens möchte man sich zu dem Gedanken versucht fühlen, er habe lächelnd gesagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde, betrachtet die Vögel unter dem Himmel.“ O, es ist so mild, so göttlich mild — wenn man selbst der einzige ist, der es je ausgedrückt hat, wie man nur Einem Herrn dient; wenn man weiß, daß es einen das Leben kosten wird, und man kann all das gleichsam vergessen und sagen: „Wir wollen von Lilie und Vogel reden — nicht von mir!“ O, wenn es ihn das Leben kostet und Seelenpein jede Stunde, jedes lieben Tages: dann noch so vergnügten Unterricht geben zu können! Bei einem Menschen ist das anders. Er darf nur etwas mehr als gewöhnlich zu denken bekommen (von einer damit etwa verbundenen Anstrengung und Aufopferung gar nicht zu reden), so mag er kaum mehr nach einem Sperling oder einer Lilie sich umsehen; in menschlich-dummer, schwerfälliger Wichtigtuerei ist ihm das etwas gar zu Unbedeutendes, etwas für Kinder, Frauenzimmer und Tagdiebe. Der Heiland der Welt aber sagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde an, betrachtet die Vögel unter dem Himmel“; er sagt das, als wäre es an einem Sonntagnachmittag oder an einem Ferientag, wo man sonst nichts zu tun hat. Wie kindlich, wie

gesund! Denn etwas ganz anderes ist ja das krankhafte Wesen, das man auch mitunter zu Gesichte bekommt: daß einer der Menschen müde geworden ist und fast selbst kein Mensch mehr sein mag, und nun in einer Art Verzweiflung darauf verfällt, lieber in der Gesellschaft von Sperlingen zu leben. So schwermütig das auch ist und so witzig sich diese Schwermut manchmal äußern mag, so ist das doch nichts weniger als Ernst.

So betrachte denn die Lilie und den Vogel! Nimm dir Zeit, recht Zeit; und doch andererseits: benutze den Augenblick! vergiß nicht, daß wir im Spätjahr stehen! Eine liebliche Zeit; aber wiewohl selbst eine Jahreszeit (die schönste von allen!), ist das Spätjahr doch zugleich wie eine Erinnerung an die nun entschwundene Zeit des Jahres oder eine Erinnerung daran, daß es nun gar bald dahin ist; also benutze den Augenblick! Es kommt der Winter, der lange Winter; da siehst du und hörst du nichts von Lilie und Vogel, da haben sie längst aufgepackt, diese reisenden Schulmeister, die hierin den andern reisenden Schulmeistern auf dem Lande ganz unähnlich sind, daß diese letzteren besonders die Winterszeit benutzen, dagegen im Sommer nicht sonderlich auf die Schule halten, vermutlich um nicht störend mit Lilie und Vogel zusammenzustoßen. Benutze den Augenblick, lerne eifrig — denn wegen der Lilie und des Vogels kannst du ruhig sein; ihnen merkt man gar nicht an, daß es nun so bald vorbei ist; mit derselben Sicherheit wie je im Sommer tragen sie vor, was sie vorzutragen haben; ihr Unterricht ist wie das, was man von ihnen lernen kann, zum großen Vorteil des Menschen immer einfach, widerspruchslos, zuverlässig, keinem Wechsel der Stimmung unterworfen — sondern „dasselbe und über dasselbe und immer dasselbe", unbegreiflicherweise ewig unverändert und doch immer auf der Höhe der Zeit und passend für den Augenblick. O, wie wohltuend ist die Ruhe da draußen! Sie ist doch des Menschen tiefstes Bedürfnis! Daß sie in ihm wäre, die Ruhe, die bei euch draußen und in euch ist, du Lilie auf dem Felde und du Vogel unter dem Himmel! Sie würde dem Menschen so manche wirklichen oder eingebildeten Sorgen, Kümmernisse und Plagen zerstören; denn in ihr ruht man sich aus, in ihr ruht man in Gott.

Achte denn auf den Vogel! Er singt und zwitschert sein Lied, und sein Zwitschern sagt zur Sorge (horche nur genau zu, so mußt du es ver-

stehen!), wie es in einem alten Liede heißt: „Ja, ja, morgen." Und so freut sich der Vogel „heute". — Da denkt die Sorge: „Warte nur, ich will schon aufpassen: morgen vor Tagesgrauen, bevor du aus dem Neste steigst und bevor der Teufel noch die Schuhe anhat (denn ich bin noch früher auf als er; ich muß ihm als sein Diener und Vorläufer erst Eingang schaffen), da komme ich." Und morgen — der Vogel ist nicht mehr da! Wie, er ist nicht mehr da? Nein, er ist verreist, er ist fort. „Verreist? Sein Paß war ja mit Beschlag belegt, und ich weiß beim Teufel, daß er nicht ohne Paß gereist ist." Ja, so muß man nicht genügend acht auf ihn gegeben haben; denn verreist ist er: er ließ einen Gruß an Sie zurück; das letzte, was er sagte, war: „Sag' zur Sorge: ja, ja morgen." Du bist doch schlau, du beschwingter Wanderer, ein unvergleichlicher Professor in der Kunst zu leben! O, so zur Sorge sagen zu können: „ja, ja morgen", und dann heute noch fröhlich sein, fast doppelt so fröhlich aus lauter Freude, daß man es gesagt hat! Und dann die Sorge für Narren zu halten, nicht bloß ein paar Tage (was hülfe das? dann bliebe sie besser sogleich da!): nein, es solange zu sagen, bis die Sorge endlich im Ernst und — vergeblich kommt; sie jeden Tag, den einen wie den andern, mit der leeren Vertröstung ziehen zu lassen, „ja, morgen", und wenn es dann endlich Ernst werden sollte, sie im Ernst und — vergeblich kommen zu lassen! Und die Lilie! Sie ist gedankenvoll, sie neigt den Kopf etwas, sie schüttelt den Kopf, und so sagt sie zur Sorge: „ja, ja morgen." Und morgen, da hat die Lilie einen gesetzlichen Abhaltungsgrund, sie ist nicht daheim, sie ist fort; der Kaiser hat sein Recht verloren, wenn er je eins hatte, und die Sorge kann ebensogut sofort die Forderung in Stücke reißen, denn sie gilt nicht; und dabei bleibt es, ob die Sorge auch rasend wird und sagt: „das gilt nicht." O, so zur Sorge sagen zu können: „ja, ja, morgen"; und dabei so ruhig an Ort und Stelle bleiben zu können, reizend in sorgloser Freude, womöglich noch fröhlicher dadurch, daß man so mit der Sorge seinen Spaß haben kann: „morgen!" Nicht bloß ein paar Tage, eine Woche lang sie für Narren zu halten, nein, allemal wieder, so oft die Sorge sich meldet, zu ihr zu sagen: „es ist zu früh, du kommst zu bald", und das solange zu sagen, bis sie schließlich wiederkommt, nun aber — zu spät! O welche Meisterschaft in der Kunst zu leben! Man schaudert fast, während man den

Meister bewundert; man schaudert fast, wie er so spielend Leben und Tod vertauscht. Man schaudert fast, und doch nein, des Meisters Kunst ist so groß, daß man — undankbar, wie man gegen den großen Künstler ist! — auch nicht das leiseste Schaudern verspürt, sondern sich dem Anblick der Kunst hingibt wie dem anmutigsten, glücklichsten Scherze.

Achte darum auf Lilie und Vogel! Gewiß, es ist Geist in der Natur — zumal wenn das Evangelium sie durchgeistigt; denn dann ist die Natur eitel Sinnbild und eitel Lehre für den Menschen, da auch sie von Gott eingegeben und „nütze ist zur Lehre, zur Besserung, zur Züchtigung". „Schauet die Lilien auf dem Felde; sie nähen nicht, sie spinnen nicht — und doch die geschickteste Näherin, die für sich selbst näht, und eine Prinzessin, die die kostbarsten Stoffe von der geschicktesten Näherin nähen läßt, und Salomo in aller seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen als derselben eine." So spinnt und näht also einer für die Lilien? Ja gewiß, Gott im Himmel. Der Mensch aber, er spinnt und näht. „Ja, die Not lehrt es ihn freilich; die Not lehrt ein nacktes Weib spinnen." Pfui, wie kannst du so gering von deiner Arbeit, von dem Menschenleben, von Gott, vom Dasein denken — als wäre das Ganze eine Strafanstalt! Nein, schaue die Lilien auf dem Felde, lerne von ihnen, lerne verstehen, was du weißt: du weißt, daß der Mensch spinnt und näht; lerne von ihnen verstehen, daß doch eigentlich Gott spinnt und näht, auch dann, wenn der Mensch die Arbeit tut. Glaubst du, die Näherin wäre darum weniger fleißig zur Arbeit oder bei ihrer Arbeit, wenn sie das verstünde? sie würde die Hände in den Schoß legen und denken: wenn doch Gott eigentlich spinnt und näht, so ist es das Beste, ich werde frei und gebe dieses uneigentliche Spinnen und Nähen auf? Wäre es so, dann ist diese Näherin ein törichtes Mädchen, um nicht zu sagen ein naseweises Ding, an dem Gott und das selbst an den Lilien keine Freude haben kann; sie verdiente von unserem Herrn vor die Türe gestellt zu werden, und dann könnte sie ja sehen, was aus ihr würde. Sie aber, unsere eigene liebe, unsere kindlich fromme, unsere liebenswürdige Näherin, sie versteht, daß Gott nur für sie nähen will, wenn sie selbst näht; und es macht sie zu ihrer Arbeit nur um so fleißiger, daß sie bei ihrem emsigen Nähen beständig verstehen muß, es sei (holder Scherz!) Gott, der jeden Stich näht; daß sie bei ihrem emsigen Nähen beständig ver=

stehen muß, es sei (o Ernst!) Gott, der jeden Stich näht. Hat sie das aus der Unterweisung durch Lilie und Vogel verstanden, so ist des Lebens Bedeutung von ihr erfaßt worden und ihr Leben im höchsten Sinne bedeutungsvoll gewesen; und ist sie einmal tot, so darf man an ihrem Grabe mit größtmöglichem Nachdruck der Wahrheit gemäß sagen: sie hat gelebt; ob sie einen Mann bekam oder nicht, darauf kommt es gar nicht an.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an!" Wie, du bist bekümmert? dein Sinn ist niedergebeugt? dein Auge zur Erde gekehrt? Was ist das? So schuf Gott den Menschen nicht, das kann dir ja jedes Kinderbuch sagen. Was den Menschen vor dem Tiere auszeichnet, ist der aufrechte Gang. Also, sei so gut, Kopf in die Höhe! „O laß mich doch nur im Frieden!" Nein, doch gehen wir behutsam vor. Es wäre vielleicht für deinen krankhaften Sinn eine zu starke Bewegung, ein zu schroffer Wechsel, wenn du mit einemmal von der Erde zum Himmel aufblicktest. So wollen wir den Vogel zu Hilfe nehmen. Er sitzt auf der Erde, an die dein Blick sich heftet. Nun erhebt er sich — das bißchen kannst du schon dein Haupt aufheben, daß dein Blick ihm folgt. Er steigt — so erhebe dein Haupt noch ein wenig, noch ein wenig. Nun ist es gut: nun ist der Vogel hoch droben unter dem Himmel — und auch du bist richtig gestellt: sieh nach dem Vogel unter dem Himmel! O gesteh dir doch selbst, so wenig das Himmelsgewölbe dich niederdrücken kann, so wenig drückt Gott dich nieder; nein, das Niederdrückende kommt von der Erde, oder vom Irdischen in dir; wie aber das Himmelsgewölbe erhebt, so will auch Gott erheben. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen." Gleichwohl lebt ja der Vogel nicht von der Luft, so wenig als wir Menschen. Es muß also einer für ihn säen und ernten und in die Scheune sammeln? Gewiß, das ist auch so. Gott, der große Versorger oder Vorsorger oder, wie wir ihn auch nennen, die Vorsehung, er sät und erntet und sammelt in die Scheunen, und die ganze Welt ist seine große Vorratskammer. Langweilige Menschen sind auf den langweiligen Gedanken gekommen, sie wollen die ganze Welt zu einem großen Lagerhaus machen, um Gott entbehren zu können. Das ist eine törichte Nachäffung. Nein, wenn Gott etwas tut, so ist es eine Lust: wie vergnügt ist nicht der Vogel unter

dem Himmel, der nicht sät, nicht erntet, und nicht in die Scheune sammelt! Das tut aber der Mensch; er pflügt, er sät, er erntet und sammelt in die Scheune. Lerne also nur vom Vogel unter dem Himmel verstehen, was du schon weißt: du weißt, der Mensch sät und erntet — lerne verstehen, daß, wenn auch der Mensch das tut, doch eigentlich Gott es tut. „Was ist das für ein Geschwätz! Wenn ich im Schweiße meines Angesichts auf das Feld gehe und ernte, daß der Schweiß an mir hinunterrinnt: so weiß ich doch mit Gewißheit, daß ich ernte; wenigstens bin ich es, der schwitzen muß. Oder schwitzt vielleicht auch eigentlich Gott? Oder, wenn Gott doch erntet, warum muß dann ich schwitzen? Deine Rede ist ein hochtrabendes, unpraktisches Gewäsch." Mensch, Mensch, verhärteter Menschenverstand! Willst du denn nie vom Vogel lernen, den Verstand daran zu geben, um Mensch zu werden? Willst du nie in göttlicher Erhebung, wie der Vogel, verstehen lernen, was arbeiten heißt? Du wirst freilich schon so der Wahrheit weit näher als bisher kommen, wenn du die Sache nur einmal umgekehrt betrachtest: daß nämlich die Arbeit nicht sowohl Mühe und Beschwerde ist, von der man am liebsten los und frei wäre; daß vielmehr Gott dem Menschen mit der ihm zugestandenen Möglichkeit zu arbeiten ein Vergnügen, ein Selbständigkeitsbewußtsein gönnen wollte, das mit dem Schweiß des Angesichts nicht zu teuer erkauft werden kann. Denn ob man schwitzt oder nicht, kann hier nicht den Ausschlag geben; ein Tänzer schwitzt ja auch, ohne daß man das Tanzen darum Arbeit, Mühe und Beschwerde nennte. Das ist das einzige fromme Verständnis der Arbeit — dann klagt man aber durchaus nicht über den Schweiß des Angesichtes. Nimm ein Kind und sieh, wie die Eltern es mit ihm halten. Der kleine Ludwig wird jeden Tag in seinem Kinderwagen spazieren gefahren, ein Vergnügen von wohl einer Stunde; und daß das ein Vergnügen ist, versteht der kleine Ludwig gut. Und doch ist die Mutter auf etwas Neues verfallen, das gewiß dem kleinen Ludwig noch mehr Freude machen wird: ob er den Wagen nicht selbst ziehen kann? Und er kann! Wie, er kann? Ja, sieh nur, Tante, der kleine Ludwig kann den Wagen selbst ziehen! Wir wollen nun Menschen sein und das Kind nicht stören. Denn wir wissen ja schon, daß der kleine Ludwig es nicht kann, daß eigentlich die Mutter den Wagen zieht und sie nur ihm zum Vergnügen so tut,

als könnte es der kleine Ludwig selbst. Und der, er schnauft und stöhnt. Schwitzt er nicht auch? Ja wahrhaftig, er schwitzt; der Schweiß steht ihm auf der Stirn; im Schweiß seines Angesichtes zieht er den Wagen — aber sein Gesicht ist freudestrahlend, freudetrunken, möchte man sagen, und wird es womöglich noch mehr, so oft die Tante sagt: nein, sieh, der kleine Ludwig kann's selbst. Es war ein Vergnügen ohnegleichen. Das Schwitzen? Nein, daß er's selbst konnte. So ist es auch mit dem, arbeiten zu können; recht verstanden, fromm verstanden, ist es eitel Vergnügen, etwas, womit Gott dem Menschen ein Vergnügen machen wollte. Gott sagte zu sich selbst: das wird ihn bestimmt viel mehr freuen, als wenn man ihn immer im Kinderwagen führt. Die Auffassung der Sache gibt hier wie in allem den Ausschlag. Handelt es sich um deine Lust, um dein Vergnügen, so klagst du nicht, daß du schwitzen müssest; gut, so laß dir deine Arbeit deine Lust sein, verstehe sie dahin, daß dir Gott damit ein Vergnügen zugedacht hat! O, betrübe seine Liebe nicht; er glaubte, es werde dich recht freuen. So versteht man die Arbeit fromm. — Es gibt aber eine in noch höherem Sinn fromme Auffassung, die wir von dem Vogel lernen: daß es dann doch wieder Gott ist, der arbeitet, der säet und erntet, wenn der Mensch säet und erntet. Denk an den kleinen Ludwig! Er ist nun ein Mann geworden und versteht es jetzt gut, daß einst in Wahrheit die Mutter den Wagen zog; dafür hat er nunmehr eine andere Freude bei dieser Erinnerung an seine Kindheit: daß die Liebe der Mutter auf solches verfallen konnte, um dem Kinde Vergnügen zu machen. Nun ist er aber ein Mann; nun kann er wirklich selbst; daß er es kann, wird ihm vielleicht sogar zur Versuchung — bis jene Jugenderinnerung ihn wieder daran mahnt, ob es ihm nicht vielleicht noch jetzt, nur in weit höherem Sinne, ganz ebenso geht wie einst dem Kinde, ob nicht auch jetzt, wenn er als Mann arbeitet, nicht doch ein anderer, Gott selbst, für ihn arbeitet. Glaubst du, er werde darum untätig sich auf die Seite legen und sagen: wenn es doch Gott ist, der arbeitet, so ist es am besten, ich gebe die Arbeit auf? Tut er das, so ist dieser Mann ein Tor, um nicht zu sagen ein unverschämter Schlingel, an dem Gott keine Freude haben und der selbst keine Freude am Vogel haben kann; dann verdient er, von unserm Herrn vor die Türe gesetzt zu werden, um dann selbst zu sehen, was aus ihm wird. Dagegen der

brave, rechtschaffene, gottesfürchtige Arbeiter wird nur desto strebsamer, um desto stetiger zu verstehen, daß (o holder Scherz!) Gott Mitarbeiter ist — o welch ein Ernst! Zu Gottes Ebenbild geschaffen, sieht er mit erhobenem Haupte zum Himmel nach dem Vogel — dem Spaß-Vogel, von dem er den Ernst lernt, daß Gott säet, erntet und in die Scheune sammelt. Er verfällt aber nicht der Untätigkeit; er sieht sofort darauf, daß er seine Arbeit tut — sonst bekommt er ja nicht zu sehen, daß Gott es ist, der säet und erntet und in die Scheune sammelt.

Du Lilie auf dem Felde, du Vogel unter dem Himmel! Was verdankt doch dir nicht der Mensch! Etliche seiner besten, seligsten Stunden! Denn als das Evangelium dich zum Vorbild und Lehrmeister einsetzte, da wurde das Gesetz abgeschafft und dem Scherze seine Stelle im Himmelreich angewiesen, so daß wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister stehen, sondern unter dem Evangelium, das da lautet: „Schauet die Lilien auf dem Felde, sehet die Vögel unter dem Himmel!"

So wird aber vielleicht das Ganze mit der Nachfolge Christi zu einem Scherz? Er half uns selbst dazu, indem er sagte: „Schauet die Lilien, sehet die Vögel an!" statt zu sagen: „Sehet auf mich!" Er wies von sich selbst weg, und wir leisteten (was uns Menschen doch nicht zu verdenken war) dem Winke nur allzu willige Folge; klug, wie wir alle sind, wo es gilt, Fleisch und Blut zu schonen, klug verstanden wir nur allzugut, was uns durch solche Vorbilder zugestanden wurde; und unermüdlich malten wir sie aus — nur heimlich mit einem gewissen Grauen an den Ernst denkend, an die wirkliche Nachfolge Christi!

Nein, ganz so viel wird uns doch nicht zugestanden; das hieße das Evangelium so leicht machen, daß es im Grunde Poesie würde, und das will die „Nachfolge Christi" gerade absichtlich verhindern.

Denn von Lilie und Vogel kann man allerdings in Wahrheit sagen, daß sie nur Einem Herrn dienen; allein das ist doch nur sinnbildlich, und die Verpflichtung des Menschen zur „Nachfolge" ist im Verhältnis zu ihnen nur ein dichterischer Ausdruck, wie ja auch Lilie und Vogel als Lehrmeister im strengsten Sinne keine Autorität haben. Ferner, wenn ein Mensch entsprechend der gegebenen Darstellung Lilie und Vogel sich zu Vorbildern nähme, so daß sich der Gedanke an Gott mit allem

verbände, so wäre das allerdings Frömmigkeit, und zwar eine so reine Frömmigkeit, wie sie unter Menschen wohl nie gesehen wurde. Allein Christentum im strengsten Sinne ist das noch nicht; es ist das vielmehr eigentlich alttestamentliche Frömmigkeit — jüdische. Daß man zu leiden bekommt, wenn man sich an Gott hält (oder, wie es heißt, daß man für die Lehre leidet); daß man so im eigentlichen Sinne Christo nachfolgt: das erst ist das für das Christentum entscheidende Merkmal, und davon ist im bisherigen noch gar nicht die Rede gewesen.

Ach ja, es ist in der Christenheit wie ganz vergessen, was Christentum ist. Es braucht es einer nur einigermaßen genau darzustellen, so bildet man sich fast ein, es sei eine Grausamkeit, eine selbstersonnene Menschenquälerei; — so genau folgt also dem Christentum Leiden für das Wort oder die Lehre nach, daß schon eine einigermaßen wahre Darstellung des Christentums sofort sich die menschliche Ungnade zuzieht. Und, wie gesagt, trotz der Verbreitung des Neuen Testaments, die in die Millionen geht; trotzdem daß jeder das Neue Testament besitzt, getauft und konfirmiert ist und Christ heißt; und trotz der tausend Pfarrer, die das Evangelium allsonntäglich verkünden: trotz alledem fehlt nicht viel, daß man einem eine ganz einfache Darstellung der klarsten Aussagen des Neuen Testaments als seine eigene menschliche Erfindung auslegt. Was deutlich genug und in klaren Worten geschrieben steht, haben wir Menschen von Geschlecht zu Geschlecht höchst ungeniert ausgelassen und dafür das, was wir als Christentum beibehalten haben, ungeniert für die reine, gesunde, unverfälschte Lehre ausgegeben.

Die „Nachfolge", „Christi Nachfolge" ist eigentlich der Punkt, gegen den das Menschengeschlecht sich sträubt; hier steckt die Hauptschwierigkeit; hier entscheidet es sich eigentlich, ob man das Christentum annehmen will oder nicht. Wenn man auf diesen Punkt drückt, und je mehr man auf ihn drückt, um so mehr schrumpft die Zahl der Christen zusammen. Gestattet man an diesem Punkt eine Abschwächung (so daß das Christentum intellektualistisch zur Lehre wird), so läßt sich eine größere Anzahl auf das Christentum ein; läßt man diesen Punkt ganz fallen (so daß das Christentum wie Mythologie und Poesie die Existenz nicht mehr beschwert und die Nachfolge eine Übertreibung, eine lächerliche Übertreibung wird), so gewinnt das Christentum eine solche Ver-

breitung, daß Christentum und Welt fast zusammenfallen oder alle Christen werden. Dann hat das Christentum vollkommen gesiegt, d. h. es ist abgeschafft!

O, daß man hierauf zeitig geachtet hätte! Dann wäre der Zustand der Christenheit ein anderer, als er nun ist. Da aber die Menschen in ihrer Rechthaberei sich das Gerede von der Nachfolge immer weniger gefallen ließen und immer drohender sich gegen dasselbe erhoben; da ferner Mietlinge und Menschenknechte oder doch sehr schwachgläubige Menschen die Verkündigung des Wortes auf sich nahmen: da wurde die Geschichte der Christenheit von Geschlecht zu Geschlecht zu einer immer weitergehenden Abschwächung und Entwertung des christlichen Lebens. Zuletzt wurde das Christentum eine so spottbillige Sache, daß die Leute umgekehrt kaum noch mit dem Christentum zu tun haben wollten, weil es durch diese unwahre Milde zum Ekel widerlich geworden war. Ein Christ zu sein — das macht sich schon: wenn man nur nicht buchstäblich stiehlt, nicht buchstäblich Diebstahl zu seinem Gewerbe macht; denn sein ehrliches Gewerbe diebisch zu betreiben, das hindert den ernsten Christen nicht, jährlich einmal zum Tisch des Herrn und ein paarmal im Jahre oder doch gewiß am Neujahr zur Kirche zu gehen. Ein Christ zu sein — das macht sich schon: wenn man nur die Hurerei nicht übertreibt, nicht die goldene Mittelstraße verlassend in Exzesse verfällt. Denn wahrt man nur das — „Dekorum" (d. h. sündigt man heimlich, mit Geschmack und Bildung), so ist man immer noch ein ernster Christ, der wenigstens e i n e Predigt hört, bis er 14 Lustspiele und Romane liest. Es kann sich einer auf jede Weise der Welt ganz gleichstellen, also durch allerlei kluge Mittel sich den größtmöglichen irdischen Vorteil, Genuß usw. zu sichern suchen und dabei unbeanstandet ein ganz ernster Christ sein. Daß sich das nicht ganz gut miteinander vertrage, das zu behaupten wäre, wenn jemand so was zu behaupten wagte, eine lächerliche, unverschämte Übertreibung, und wäre zugleich eine grenzenlose Torheit, da doch kein einziger Mensch sich Gedanken darüber macht — was im Neuen Testament steht oder daß das darin steht. Diese wohlfeile Ausgabe des Christentums, das ist das — wirkliche Christentum. Daß der Pfarrer am Sonntag in einer stillen Stunde von den hohen Tugenden usf. deklamiert, verändert die Wirklichkeit am Montag um nichts:

da man die Predigt vom Sonntag sich daraus erklärt, daß der Pfarrer dafür angestellt und bezahlt ist; und da manches Pfarrers Leben über das allgemeine Niveau des tatsächlichen Christentums sich nicht erhebt. Was aber eigentlich predigt, das ist die Existenz; an dem, was Mund und Arme tun, ist nichts gelegen.

Indessen hielten manche das Christentum auch höher im Preise; sie brachten es aber doch nie weiter als etwa zu jener stillen Frömmigkeit, die im milden Sonnenschein der Gnade öfter an Gott denkt, alles Gute von seiner väterlichen Hand erwartet und in der Not des Lebens bei ihm Trost sucht.

Das „Leiden für die Lehre" — die Nachfolge Christi: das ist ganz abgeschafft, längst, längst in Vergessenheit gebracht. Soweit man in der Predigt die Ermahnung zur Nachfolge nicht gut ganz umgehen kann (was freilich manche auch fertig zu bringen wußten), wird doch das eigentlich Entscheidende verschwiegen und dafür etwas anderes gesetzt: daß man sich in des Lebens Widerwärtigkeiten geduldig finden müsse usf.

Die „Nachfolge" aber ist abgeschafft. Die bestehende Christenheit würde gewiß, falls ihr nicht vor lauter Lachen das Hören verginge, mit tiefster Verwunderung vernehmen, daß nach dem Neuen Testament und der Lehre aller wahren, an das Neue Testament sich haltenden Christen zum wahren Christen wesentlich das Leiden um der Lehre willen gehört. Für die Lehre zu leiden — so entschieden nur Einem Herrn zu dienen! so dem Vorbild nachzufolgen, daß man leiden muß, will man ein Christ sein! Für die Lehre zu leiden — „Nein, nun glaube ich", würde gewiß die Christenheit sagen, „nun glaube ich, daß der Mensch rein von Sinnen gekommen ist; zu fordern, daß man für die Lehre noch leiden soll! So dem Christentum zu verfallen, das ist noch viel dümmer, als wenn einer dem Spiel, dem Trunk, der Liederlichkeit verfällt. Man lasse es bei dem, was die Pfarrer sagen: das Christentum sei der milde Trost, eine Art Versicherungsanstalt für die Ewigkeit; so was läßt sich hören, dafür kann man willig sein Geld hergeben — und vielleicht kommt uns schon das durch die Kirchensteuer hoch genug zu stehen, so daß auch wir ‚für die Lehre leiden'. Aber dafür noch bezahlen zu sollen, daß man das gepredigt bekommt, man solle für die Lehre leiden — nein, der Mensch ist rein verrückt!" Doch liegt die Schuld nicht an ihm: das „rein Ver-

rückte" ist eigentlich, daß man in der Verkündigung des Christentums das dem weltlichen und irdischen Sinn Mißliebige ausgelassen und verschwiegen und dann der ganz echten und gerechten Weltlichkeit die Einbildung beigebracht hat, man sei Christ.

O, daß man doch an diesem Punkte von der „Nachfolge" Halt geboten hätte! Daß man, belehrt durch die Verirrungen früherer Zeiten, dies richtig getan hätte! Das ist nicht geschehen. So muß es denn geschehen. Wenn die Christenheit einen Sinn haben soll, so muß die „Nachfolge", für die Christus das Vorbild ist, wieder geltend gemacht werden; jedoch wie gesagt so, daß man von den Verirrungen früherer Zeiten etwas gelernt hat.

Ohne Betonung der „Nachfolge" kann man des Zweifels nicht Herr werden. Darum steht es auch so mit der Christenheit, daß man den Zweifel an Stelle des Glaubens gesetzt hat. Und dann will man dem Zweifel mit — Gründen begegnen; und noch hat man nicht gelernt, daß das verlorne Mühe ist, ja, daß man durch Gegengründe den Zweifel nährt und beschäftigt, also festhält; noch ist man nicht darauf aufmerksam, daß die „Nachfolge" die einzige Macht ist, welche wie eine Polizeimacht den Aufruhr des Zweifels dämpfen, welche proklamieren und zwingen kann, daß man wenigstens heimgehe und den Mund halte, wenn man nicht „Nachfolger" werden will.

Die „Nachfolge", für die Christus das „Vorbild" ist, muß ins Licht gestellt, geltend gemacht, in Erinnerung gebracht werden.

Gehen wir der Sache auf den Grund, doch nur in aller Kürze. Der Heiland der Welt, unser Herr Jesus Christus, ist nicht in die Welt gekommen, um eine Lehre zu bringen: er hat nie doziert. Da er keine Lehre gebracht hat, so war es ihm auch nicht darum zu tun, mit Gründen jemand für die Lehre zu gewinnen, mit Beweisen sie zu sichern. Seine Lehre war eigentlich sein Leben, sein Dasein. Wollte einer sein Jünger sein, so war sein Verfahren, wie ja auch das Evangelium zeigt, nicht das, daß er ihm etwas andozierte. Er sagte zu so einem ungefähr: „wage eine entscheidende Handlung, so können wir beginnen." Was soll das heißen? Das heißt: Christ wird man nicht damit, daß man über das Christentum hört, liest, nachdenkt; auch nicht damit, daß man, wenn Christus zu dieser Zeit lebte, ihn von Zeit zu Zeit sähe oder hinginge

und den ganzen Tag ihn angaffte: nein, es bedarf einer Situation — wage einen entscheidenden Schritt! Der Beweis geht nicht voraus, sondern folgt nach, ist in, kommt mit der Nachfolge, die Christo nachfolgt. Hast du nämlich den entscheidenden Schritt getan, infolgedessen du dein Leben dem Leben dieser Welt entfremdest, in dem Leben dieser Welt dein Leben nicht mehr haben kannst, dein Leben in Gegensatz zu dem Leben dieser Welt bringst: so wirst du nach und nach in eine solche Spannung versetzt werden, daß du auf das aufmerksam werden kannst, wovon er redet. Vielleicht wird auch die Spannung so mächtig auf dich wirken, daß du verstehst, du könnest sie nicht aushalten, ohne zu ihm deine Zuflucht zu nehmen. — Und dann, sagt er, können wir beginnen. Konnte man es von der „Wahrheit" anders erwarten? Mußte sie nicht ausdrücken, daß der Lernende des Lehrers, der Kranke des Arztes bedarf? Durfte sie (wie etwa das Christentum bei der später aufgekommenen Art der Verkündigung) umgekehrt dem Arzte gleichen, der die Patienten, dem Lehrer, der die Lernenden braucht? der darum natürlich wie ein anderer Händler dem geehrten Publikum nicht zumuten darf, daß es die Katze im Sack kaufe, vielmehr mit Gründen, Beweisen, Empfehlungen von anderen aufwarten muß, welche Hilfe und Belehrung gefunden haben usw.? Aber die göttliche Wahrheit! Sie muß doch anders verfahren, und das hat seinen Grund nicht in einer etwaigen „göttlichen Vornehmheit". Nein, nein, in dieser Hinsicht war der Heiland der Welt gewiß wie in allem zur Selbsterniedrigung bereit; aber es kann nicht anders sein.

Wir wollen jetzt nicht bei der allmählich sich vollziehenden Ausbreitung des Christentums in der Welt uns aufhalten; wir gehen auf einen bestimmten Punkt los, der für den Zustand der heutigen Christenheit entscheidend ist.

Wir bleiben einen Augenblick beim Mittelalter stehen. Seine Auffassung des Christentums hat trotz großer Verirrungen einen entscheidenden Vorzug vor derjenigen unserer Zeit. Das Christentum des Mittelalters ist wesentlich auf das Handeln, das Leben, die Umbildung der Existenz gerichtet. Das ist das Preiswürdige an ihm. Etwas anderes ist es, daß es hierbei auf manche sonderbaren Handlungen verfiel; daß es meinen konnte, das Fasten an und für sich sei Christentum; daß ihm

die wahre Nachfolge im Eintritt ins Kloster, in der Hingabe aller Habe an die Armen, vollends in der für uns jetzt fast lächerlichen Selbstpeinigung, im Rutschen auf den Knien, im Stehen auf einem Bein usw. bestehen konnte. Das waren Verirrungen. Und damit ging es hier, wie es eben geht, wenn man einmal einen verkehrten Weg eingeschlagen hat und diesen weiter verfolgt: man kommt immer weiter vom Wahren ab, immer tiefer in den Irrtum hinein, und es wird immer ärger. Eine zweite Verirrung, ärger als die erste, blieb nicht aus: man geriet auf die Verdienstlichkeit, glaubte von seinen guten Werken Verdienst vor Gott zu haben. Und es wurde noch ärger: man meinte, mit seinen Werken gar so viel Verdienst zu haben, daß es einem nicht bloß selbst zugute käme, sondern man als Bürge und Selbstzähler auch noch für andere einstehen könne. Und es wurde noch ärger: es wurde der reine Handel daraus; Leute, die sich solche sogenannten guten Werke zu tun nie hatten einfallen lassen, bekamen jetzt doch vollauf mit guten Werken zu tun, sofern sie gleichsam als Händler sich anstellen ließen, welche die guten Werke anderer für Geld zu einer billigen Taxe an den Mann brachten.

Da trat Luther auf. Dieser Zustand, sagt er, ist Geistlosigkeit. Eine entsetzliche Geistlosigkeit, sonst müßten die, welche durch gute Werke die Seligkeit des Himmels zu verdienen meinen, darin den gewissen Weg entweder zur Vermessenheit, also zum Verlust der Seligkeit, oder zur Verzweiflung, also wieder zum Verlust der Seligkeit, erkennen. Denn willst du auf gute Werke bauen, so schaffst du nur Angst in dir, und immer nur neue Angst, je mehr du solche Werke tust, je strenger du gegen dich selbst bist. Der Mensch, falls er nicht ganz geistlos ist, bringt es auf diesem Wege nie zum Frieden für seine Seele und zur Ruhe, vielmehr nur zu Unfrieden und Unruhe. Nein, der Mensch wird gerecht allein durch den Glauben. Und darum in Gottes Namen zur Hölle mit dem Papst und allen seinen Helfershelfern; und fort mit dem Kloster mit samt eurem Fasten, Geißeln und dem ganzen Affenspiel, das unter dem Namen der Nachfolge aufgekommen ist.

Vergessen wir aber nicht, daß Luther darum die Nachfolge, auch die Freiwilligkeit nicht abschaffte, wie uns die Weichlichkeit so gerne von Luther einbilden möchte. Die Nachfolge, wie er sie anbrachte, bestand

im Zeugnis für die Wahrheit und in der Menge von Gefahren, die er freiwillig auf sich nahm, ohne daß er ihnen eine Verdienstlichkeit zuschrieb. Luther wurde ja nicht vom Papste angegriffen, vielmehr griff Luther den Papst an; und wiewohl Luther nicht hingerichtet wurde, so hat er doch sein Leben, menschlich geredet, geopfert im Zeugendienst für die Wahrheit.

Die heutige Christenheit, wenigstens soweit sie hier in Rede steht, schließt sich an Luther an; ein anderes aber ist, ob er sich zu ihr bekennen könnte: ob nicht der von Luther eingeschlagene Weg nur allzu leicht auf einen Irrweg leitet, sobald kein Luther dabei ist, dessen Leben die wahre Richtung zur Wahrheit darstellt. Um den heutigen mißlichen Zustand zu erkennen, ist jedenfalls ein Rückgang auf Luther und den von ihm eingeschlagenen Weg das Richtigste, was wir tun können.

Die Überschätzung der guten Werke war die Verirrung, von der Luther sich abkehrte. Und er hatte recht, er griff nicht fehl: ein Mensch wird gerecht einzig und allein durch den Glauben. So redete und lehrte — und glaubte er. Und daß er damit die Gnade nicht eitel nahm, davon gibt sein Leben Zeugnis. Vortrefflich!

Allein schon das nächste Geschlecht ließ sich eine Abschwächung zuschulden kommen; es wandte sich nicht mit Schrecken von der Überschätzung der Werke (in der Luther ganz befangen gewesen war) ab, um des Glaubens zu leben. Nein, es machte das Lutherische zur Doktrin; und so verlor auch der Glaube an Lebenskraft. So ging die Abschwächung von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Von den Werken war, weiß Gott, richtig nicht mehr die Rede; es wäre Sünde, wenn man diese spätere Zeit der Überschätzung der Werke beschuldigen wollte; auch war man nicht so albern, daß man sich von den Werken ein Verdienst zuzuschreiben getraut hätte, von denen man sich dispensiert hatte. Nun aber der Glaube — ob er sich wohl auf Erden findet?

Der Situation, in die einer nach Christi Forderung notwendig kommen sollte, um Christ werden zu können; einer entscheidenden Handlung, die allein in diese Situation bringt: dessen bedarf es nun nicht mehr. Man stellt sich der Weltlichkeit und dieser Welt wesentlich gleich; dann hört man vielleicht ein wenig von etwas, das vielleicht Christentum ist, man liest ein wenig, macht sich etwas Gedanken über das

Christentum, hat dann und wann eine Stimmung darnach: — und so ist man ein Glaubender und Christ. Ja man ist es bereits im voraus: man wird, drollig genug, als Christ geboren; und gar, was noch drolliger, als Lutheraner. Es ist unleugbar eine sehr mißliche Art und Weise, so ein Glaubender und Christ zu werden; sie hat auch nur sehr wenig Ähnlichkeit mit der Art, wie Luther zum Glauben kam. Denn er — nachdem er jahrelang sich im Kloster gemartert hatte, ohne Ruhe für seine Seele zu finden, entdeckte er endlich als seligen Ausweg aus diesen Schrecknissen den Glauben. Da war es kein Wunder, wenn dieser geprüfte Mann in Sachen des Seelenheils so stark wider das Vertrauen auf die Werke Zeugnis ablegte. Daß er aber wider die Werke selbst gewesen wäre: das war doch nur ein Mißverständnis der listigen Welt.

Da man nun aber nicht mehr durch einen entscheidenden Schritt Christ wurde, der die Situation schuf, worin sich entschied, ob man Christ sein wollte oder nicht: so machte man (um doch etwas zu tun) zum Ersatz dafür das Christentum zum Gegenstande des Denkens; man glaubte auf dem Wege ein Christ zu werden, und ging dann sogar weiter, über den Glauben hinaus. Denn man blieb beim Glauben nicht stehen — was wohl erklärlich ist, da man nicht wie Luther von der Überschätzung der Werke zum Glauben kam, sondern ohne weiteres mit dem Glauben begann, den „natürlich" jeder hat. Nennt man das mittelalterliche Christentum das klösterlich-asketische, so könnte man unser heutiges Christentum das professorenhaft-wissenschaftliche nennen; alles konnte ja nicht Professor werden, aber alle bekamen doch einen professorenhaften, wissenschaftlichen Anstrich. Und wie in der ersten Zeit nicht alle Märtyrer wurden, alle aber sich und ihr Christentum auf das Martyrium bezogen und an ihm maßen; und wie im Mittelalter nicht alles ins Kloster ging, alle aber das Kloster als Möglichkeit in Rechnung nahmen und in dem Klosterbruder den wahren Christen sahen: so ist es in unserer Zeit der Professor, der für alle das Maß und Ideal ist; der Professor ist der wahre Christ. Und mit dem Professor kam die Wissenschaft, und mit der Wissenschaft der Zweifel, und mit der Wissenschaft und dem Zweifel das wissenschaftliche Publikum, und dann kamen die Gründe pro und contra, und man wurde zum pro und contra; „denn es läßt sich in der Sache viel pro und contra sagen".

Der Professor! Von diesem Mann ist im Neuen Testament gar nicht die Rede, woraus man fürs erste sieht, daß das Christentum ohne Professoren in die Welt gekommen ist. Und wer ein Auge für das Christentum hat, sieht wohl schon, daß keiner besser darauf angelegt ist, das Christentum aus der Welt hinauszupraktizieren, als „der Professor". Denn der Professor verrückt den ganzen Gesichtspunkt für das Christentum.

Daher muß die Nachfolge zur Geltung gebracht werden. Dem Professor entspricht ein Christentum, das objektive Lehre, Doktrin[1] ist. Diese Auffassung des Christentums spielt mit Hilfe des Zweifels oder der Gründe dem Zweifel den Sieg in die Hände und verwandelt so die Entscheidung, auf welche das Christentum als auf das Entscheidende am meisten drängt, in ein zögerndes Erwägen, das den heutigen Tag, die Woche, den Monat, das ganze Jahr, das ganze Leben verzaubert. Wenn „der Professor" sein Ideal erreicht hat und die Christenheit im Professor sich selbst anschaut, wie sie einst im Kloster sich anschaute, so wird der Zustand in der Christenheit der sein: das Christentum ist eigentlich nicht da; der Prozeß schwebt noch, und man sieht stets dem Resultat entgegen, was das Christentum ist und was noch für Christentum gelten kann. Glaube ist nicht vorhanden, höchstens eine Stimmung, die bald sich des Christentums als eines Verschwundenen erinnert, bald es als etwas Zukünftiges erst erwartet. Die Nachfolge ist eine Unmöglichkeit. Denn da alles in der Schwebe gehalten ist, so kann man nie zu einem

---

[1] (Diese Anmerkung kann vielleicht angebracht werden.) Auch in besseren Zeiten gab es ja zum Teil eine christliche Wissenschaft; aber der Einzelne, der (als Ausnahme!) sich mit dieser Wissenschaft beschäftigte, hatte soviel christliche Nüchternheit, daß er zugleich seinen entschiedenen Entschluß, ein Christ zu sein, und die absolute Bedeutung dieses Entschlusses für ihn zum deutlichen Ausdruck brachte, indem er selbst als Asket lebte. Sein Leben drückte also weit stärker den Gegensatz zur Wissenschaft aus; es zeigte, daß das Christentum doch wesentlich etwas ganz anderes ist als die ganz unpersönliche Wissenschaft, Mathematik usw., und daß es am aller-, allerwenigsten auf seinen Höhepunkt gebracht ist, wenn es, dieser Welt sich gleichstellend, von weltlich triumphierenden Dozenten als objektive Wissenschaft vorgetragen wird, oder wenn mit Rücksicht auf immer noch und wieder in Aussicht stehende Resultate der Wissenschaft und vor lauter stets wachsender Gelehrsamkeit der entscheidende Schritt zum persönlichen Christwerden immer wieder hinausgeschoben wird — und es so bei dem Christentum bleibt, das bloß an seinen „Versicherungen" zu erkennen ist.

entscheidenden Schritt kommen, vielmehr treibt des Menschen Existenz so mit dem Strome dahin, und in natürlicher Selbstliebe macht man sich das Leben so behaglich als möglich. Der „Professor" kann nichts fest machen; was er kann, ist das, daß er alles in der Schwebe erhält. Manchmal sieht das, was der Professor vorträgt, wie die Zuversicht selbst aus. Es ist aber doch nur Schein und liegt mehr in der Miene und in den Versicherungen; bei genauerem Hinsehen ist auch das Festeste doch noch im Bereich des wissenschaftlichen Zweifels und also schwebend. Nur die Nachfolge vermag das Ende festzumachen. Wie jener König erbleichte, als eine unsichtbare Hand an die Wand schrieb: „Du bist gewogen und zu leicht erfunden", so erbleicht auch der Professor vor der Nachfolge; denn diese sagt ihm: Du mit deiner schweren, objektiven Wissenschaft, deinen schweren Folianten und Systemen bist gewogen und zu leicht erfunden. Natürlich; denn gerade die objektive Wissenschaft hat auf der Wagschale des Christentums nicht das mindeste Gewicht. — Wenn „das Kloster" die Verirrung ist, so muß der Glaube, wenn „der Professor" die Verirrung ist, so muß die Nachfolge zur Geltung gebracht werden.

Die Nachfolge muß in Erinnerung gebracht werden, doch (wie schon erwähnt) so, daß wir von den Verirrungen der Vergangenheit etwas gelernt haben.

Die mildeste Weise, die Nachfolge anzubringen, ist die, sie bloß als Möglichkeit, „dialektisch", geltend zu machen, durch sie als mögliches höheres Ideal den Zweifel zum Schweigen zu bringen und an den Existenzen etwas Justiz zu üben. Wie ich in einer früheren Schrift angedeutet, geschieht dies ganz einfach so: nur derjenige darf sich mit dem Zweifel hervorwagen, dessen Leben den Stempel der Nachfolge trägt, oder der wenigstens durch eine entscheidende Handlung sich soweit hinauswagte, daß davon die Rede sein konnte, ob er wirklich Christ werden wollte. Jeder andere soll den Mund halten; er hat gar kein Recht, über das Christentum mit drein zu reden, am allerwenigsten, contra zu reden.

Das ist die mildeste Art, die „Nachfolge" geltend zu machen. Es wird bloß der „Professor" abgeschüttelt und die wissenschaftliche Wichtigtuerei in die Schranken zurückgewiesen; im übrigen wird jeder geschont, der zum Christentum in ein geziemendes Verhältnis tritt, er mag noch

so weit zurück sein, noch so wenig in die Klasse der Nachfolger Christi gestellt werden können; es wird jeder geschont und niemand (das soll man aus der Verirrung einer entschwundenen Zeit lernen) geängstigt, bis er sich vielleicht über seine Kräfte hinauswagt — denn unter der „Gnade" atmet man frei und freimütig. Weiter geht mein Vorschlag nicht. Will einer in Wahrheit „Nachfolger" im strengeren Sinn werden, so mache ich ihm gewiß Platz und beuge mich vor ihm. Allein bei dem dermaligen Zustande der Christenheit und meiner selbst, der ich nicht besser bin als die andern, hätten wir nach meiner Meinung mit dem von mir Vorgeschlagenen schon etwas gewonnen. Und so wenig ich mir verberge, daß dies die Forderung des Christentums ist: im strengeren Sinn für die Lehre zu leiden, „Nachfolger" im strengeren Sinne zu werden, — so sehr habe ich für meine Person vor dieser Höhe ein ängstliches Bangen. Denn ach, mit dieser Strenge kann die Verdienstlichkeit so leicht wieder hereinkommen, und davor ist mir doch am allermeisten bange. So lange man sein Leben so bequem und genußreich als möglich einrichtet und nie auch nur das mindeste zu opfern, nie auf etwas, das man haben kann, zu verzichten gedenkt, so lange ist es keine Kunst, sich kein Verdienst beizumessen. Opfert aber im Ernst einer etwas, oder gar viel, und muß dann in dem täglichen Leiden, womit ihm gelohnt wird, die Bitterkeit verzehren, die für ihn als Menschen immer darin liegt, sein Opfer mit Leiden gelohnt zu sehen: wahrlich, da kann in einem schwachen Augenblick der Selbstvergessenheit leicht die Meinung in ihm aufsteigen, er habe vor Gott Verdienste; da kann er (um mich bildlich auszudrücken, wiewohl das Bild meinen Gedanken nur schwach wiedergibt), er, der Untertan, einen Augenblick dem Könige gegenüber sich selbst vergessen und die Hand an den Degen legen. O, das ist menschlich nur allzu leicht zu verstehen! Aber wie schrecklich! Wenn ein Mensch tagtäglich sein Leben lang unzähligemal sich (wäre das möglich) der allerschrecklichsten Verbrechen schuldig gemacht hätte, aber doch den Trost zur Zuflucht hätte, zu Gott sagen zu dürfen: „Gott, sei mir Sünder gnädig": ich bin mit Luther, ob er nun so oder anders sich ausgedrückt hat, so ganz einverstanden, um mit ihm zu sagen, daß ein solcher Mensch sich unbeschreiblich glücklich preisen dürfte im Vergleich mit einem andern, der mit möglichst großer Selbstverleugnung ein langes Leben hindurch jedes

Opfer für die Wahrheit gebracht hätte, dann aber einen Augenblick fehlsehen und meinen würde, er hätte ein Verdienst vor Gott. O schrecklichster Fluch, den ein Mensch auf sich selbst bringen kann: wenn er alles zu opfern und zu leiden wagt und das dann durch Vermessenheit gegen Gott sich selbst zur schrecklichsten Qual werden läßt! Das ist meine Meinung. Mitunter meine ich, man könne Luther von einer gewissen Schwermut nicht ganz freisprechen; aber gleichwohl bin ich ganz einig mit ihm. Und darum getraue ich mir nicht, aus der Nachfolge etwas mehr als eine schwere, gewichtige Möglichkeit zu machen, die den Zweifel zum Schweigen bringen und demütigend wirken soll. Das ist eine Milderung, ich gestehe es. Aber ich gedenke nicht, nur so ganz in der Stille das Christentum abschwächen zu wollen. Nein, ich bekenne und erkläre so feierlich als möglich, daß ich das tue. Man ist, selbst nach meiner milderen Anschauung, in der Abschwächung des Christentums unerlaubt weit gegangen. Nicht darüber halte ich mich auf; aber man hat das so geheim als möglich getan, man hat bei sich selbst gesagt: daß es nur niemand merkt! Das ist in meinen Gedanken empörend. Vor wem sollte ich mich denn fürchten? Vor Menschen? Die fürchte ich nicht; die soll ich auch nicht fürchten. Vor Gott? Vor ihm hilft es aber doch nichts; er sieht es ja doch, wenn ich es noch so geheim tue: und dieses heimliche Wesen, das vergibt er mir vielleicht gerade nicht.

Die Nachfolge muß geltend gemacht werden, damit sie einen demütigenden Druck ausübe. Ganz einfach in dieser Weise. Jeder soll am Vorbild, am Ideal gemessen werden. Fort mit all dem Gerede, das und das gelte bloß den Aposteln, und das bloß den Jüngern, und das nur den ersten Christen usf. Christus will jetzt so wenig wie dazumal Bewunderer oder gar Schwätzer haben, sondern nur Jünger. Der „Jünger" ist der Maßstab; die Nachfolge und Christus als Vorbild muß angebracht werden. Daß ich dann im Examen durchfalle oder wieder Fuchs werden muß, darein finde ich mich demütig. Ich aber, und jeder andere, soll am Ideal gemessen werden; nach dem Ideal soll es bestimmt werden, wie ich bin. Es ist doch eine traurige, elende Kurzsichtigkeit, wenn man seine hohe Würde, als Fuchs zum I d e a l in ein Verhältnis zu treten, verkauft, um sich mit andern zu vergleichen und so die eingebildete Zufriedenheit der Mittelmäßigkeit zu gewinnen; eine Kurzsichtigkeit wie

die Esaus, als er sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufte. Aber gottlob, es soll nicht so sein. Wir Menschen dürfen die idealen Forderungen nicht mit der Erklärung abschaffen, sie seien nichts für uns; wir dürfen nicht einen gewissen Durchschnitt ausfindig machen, bei ihm einsetzen, ihn zum Maßstab machen und dann vielleicht sogar noch ganz ausgezeichnete Menschen werden — weil wir die Forderung uns auf den Leib geschnitten haben.

Ich will meine Meinung durch ein Bild anschaulich machen. Denke dir eine Schule, etwa eine Klasse mit 100 gleichaltrigen Schülern, die dasselbe lernen und nach demselben Maßstab beurteilt werden. Nr. 70 und die folgenden sind natürlich weit unten in der Klasse. Wie, wenn nun die 30 Schüler von dem siebzigsten an darauf kämen, ob sie nicht eine Klasse für sich besonders bilden dürfen! So würde Nr. 70 zu Nr. 1 und alle rückten entsprechend hinauf — ja, wenn man so will; für meine Begriffe aber kämen sie noch weiter hinab. Sie versänken in eine elende, lügenhafte Selbstzufriedenheit; denn man steht doch weit höher, wenn man sich aufrichtig darein findet, nach einer richtigen Beurteilung Nr. 70 zu sein, als wenn man so Nr. 1 ist. So in der Wirklichkeit des Lebens. Was ist Spießbürgerlichkeit? was ist Geistlosigkeit? Änderung des Maßstabs durch Aufgeben der Ideale; Akkommodation der Forderung an das, was wir Menschen unserer Zeit und unseres Landes nun einmal *sind*. Ganz Europa kann spießbürgerlich sein, und ein abgelegenes Kleinstädtchen kann es vielleicht nicht sein. Es kommt ganz darauf an, ob der wahre Maßstab angelegt wird. Das sinnliche Wohlbehagen ist aber kein Freund des idealen Maßstabs.

Sieh, darum ist es mit der Christenheit rückwärts gegangen: weil man die Nachfolge abgeschafft und nicht einmal als Maß und Gewicht benützt hat. Eine umgekehrte babylonische Himmelsstürmerei! Einst versuchten die Menschen durch eine Empörung den Himmel zu stürmen — entsetzliche Vermessenheit, und doch der Art, wie man es gegenwärtig treibt, weit, weit vorzuziehen. Denn jetzt versucht man umgekehrt, in Selbstklugheit und Selbstzufriedenheit vom Himmel und den Idealen abzufallen und sie so los zu werden. Denken wir uns eine christliche Stadt. Der Jünger, der Nachfolger ist der richtige christliche Maßstab. Nun findet sich freilich niemand in ihr, der diesem Maßstabe genügen kann.

Hingegen lebt in ihr z. B. Pastor Jensen, ein begabter, kluger Mann, von dem sich viel Gutes sagen läßt. So wollen wir ihn zum Primus machen und uns nach ihm richten; das hat Sinn, da kann man doch etwas in der Welt werden. „Ja, allein nach dem idealen Maßstab ist Herr Jensen, um an jenes Bild zu erinnern, nur der siebzigste in der Klasse." Ach, geh mir mit den Idealen; soll man die bei sich haben, so kann sich ja kein Mensch seines Lebens freuen! — Und was meint Herr Jensen? Er meint (und damit verrät er, daß er nicht einmal der siebzigste ist), er meint, er könne gut Maßstab und Muster abgeben, und diese übertriebenen Forderungen seien Phantasterei. Und so spielt man in der Stadt Christentum: Pastor Jensen, ein Gesellschaftsmann, für dieses Gesellschaftsspiel wie geschaffen, wird im Spiel der wahre Christ, ja Apostel, wird in den Zeitungen als Apostel besungen, wird in der Eigenschaft eines Apostels (vortrefflich!) mit allen Annehmlichkeiten des Lebens überhäuft, die er (als Apostel?) auch wohl zu schätzen weiß.

Sieh, so richtet man sich spießbürgerlich ein in vermeintlichem Christentum; d. h. man schafft das Christentum eigentlich ab. Was die Forderung des Christentums ist, steht nicht fest; das kommt auf die Leute an, unter denen man lebt. An Stelle der Nachfolge setzt man: daß man ist, wie die Leute eben sind; und ist man etwas besser, so ist man groß. Wird man aber so leichten Kaufs ein Christ, so kommen müßige Gedanken; und dann kommt der Zweifel; und dann kommt die wahre Wahrheit zum Vorschein: daß man gar nicht begreifen kann, wozu das Christentum eigentlich da ist. Und das ist ganz richtig. Denn wird nicht weiter gefordert, so wird ein Heiland, ein Versöhner, Gnade usw. ein phantastischer Luxus; und soweit man das Christliche nicht fallen läßt, sondern auch ferner in seinen Ausdrücken sich bewegt, so wird man ebenso lächerlich wie ein Kind, das sich in des Vaters Kleider gesteckt hat. Die Voraussetzungen des Christentums: die Qualen eines zerknirschten Gewissens, das tiefgefühlte Bedürfnis nach Gnade, alle diese schrecklichen inneren Kämpfe und Leiden; was das Christentum voraussetzt, um angebracht werden zu können und Gnade, Erlösung, Hoffnung einer ewigen Seligkeit, Frieden des Gewissens bringen zu können: das gibt es nicht oder nur in niedrig-komischer Abschwächung. Gleichwohl bleibt man dabei von Gnade, Erlösung, Versöhnung zu reden: — im Grund

reiner Überfluß, wonach man auch höchstens nur ein eingebildetes Bedürfnis hat. Und dann entleidet einem schließlich das Christentum; denn es fehlte der Druck der „Nachfolge", das Ideal, Christus als Vorbild.

Für die Lehre zu leiden, für die Lehre leiden zu wollen, nicht bloß zufällig für sie leiden zu müssen: ja, von der Art Christentum ist man abgekommen. Sogar ein Christentum zweiter Klasse, wo vom Leiden für die Lehre als dem Entscheidenden jedenfalls nicht die Rede ist, kommt vielleicht kaum mehr vor. Daß die seelischen Zustände, die das Christentum voraussetzt, der Kampf eines geängsteten Gewissens, Furcht und Beben, wie die Symptome einer Krankheit charakteristisch und signifikant hervorträten; daß man gegen das Christliche, das ja den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit ist, energisch und lebensgefährlich anstieße — auch diese Art Christentum findet sich in unserer Zeit wohl kaum noch oder doch nur selten, und wenn je, so ist hier vom Leiden für die Lehre nicht die Rede. Auch dieses Christentum also findet sich kaum; wie wäre das auch möglich in unserer Zeit, da die ganze Lebensweise darauf berechnet ist, die Innerlichkeit, bei der allein solche Seelenzustände Gestalt gewinnen könnten, im Keime zu ertöten? In unserer Zeit (das ist wahr und bezeichnend für unser heutiges Christentum), in unserer Zeit ist der Arzt der Seelsorger. Man hat vielleicht sogar eine ungegründete Scheu, nach dem Pfarrer zu schicken, der doch heutzutage möglicherweise nicht viel anders als der Arzt reden würde; man schickt aber nach dem Arzt. Er weiß auch Rat: „Sie müssen eine Badereise machen; dann müssen Sie sich ein Reitpferd halten, denn man kann die Grillen durchs Reiten los werden; und dann Zerstreuung, Zerstreuung, viel Zerstreuung. Sie müssen jeden Abend ein aufgeräumtes L'hombre haben; dagegen dürfen Sie abends vor Bettgehen nicht viel speisen; und endlich sorgen Sie dafür, daß Ihr Schlafzimmer immer gut gelüftet ist — das wird schon helfen." „Gegen ein geängstetes Gewissen?" „Ach, gehen Sie mit dem Geschwätz! Ein geängstetes Gewissen! Derlei kommt nicht mehr vor; das ist eine Reminiszenz aus der Kinderzeit der Menschheit. Es fällt auch keinem aufgeklärten und gebildeten Pfarrer ein, mit derlei zu kommen — es sei denn in der Sonntagspredigt; und da ist's etwas anderes. Nein, lassen wir nur das geängstete Gewissen nie aufkommen; da wäre bald das ganze Haus ein

Narrenhaus. Wenn ich einen sonst ausgezeichneten Dienstboten im Hause hätte, den ich ungern entlassen und sehr vermissen würde, — sobald ich merkte, daß er oder sie es mit einem geängsteten Gewissen zu tun hätte: unbedingt würde gekündigt; denn das würde ich in meinem Hause zuletzt dulden. Und wenn es mein eigenes Kind wäre, es müßte hinaus." „Aber, Herr Doktor, das wäre doch eine schreckliche Angst vor einem geängsteten Gewissen, — das ja nach Ihren Worten gar nicht existiert; fast sollte man glauben, es räche sich, daß man die Gewissensangst abschaffen will, — denn diese Angst ist ja wie eine Rache!" — Eine weitere Art Christentum, wo jedenfalls vom Leiden für die Lehre keine Rede ist, findet sich vielleicht selten genug; sie besteht in einem stilleren Lebensgenuß, der auf bürgerliche Rechtschaffenheit hält, dabei häufiger an Gott denkt, so daß der Gedanke an ihn auch etwas in Anschlag gebracht wird: ohne daß man doch je einen tiefgehenden Stoß vom Anstoß am Christlichen erhalten hätte; ohne daß man je recht gemerkt hätte, daß das Christliche dem Juden in mir ein Ärgernis und dem Griechen in mir eine Torheit ist; und jedenfalls ist ja von einem Leiden für die Lehre hier keine Rede. — Die gewöhnliche Art Christentum ist ein verweltlichter Wandel, der mehr aus Klugheit als des Gewissens wegen große Verbrechen vermeidet und listig dem Lebensgenuß nachgeht — und so dann und wann eine sogenannte fromme Stimmung hat. Das ist Christentum — ganz so, wie etwas Übelkeit und ein wenig Bauchgrimmen Cholera ist. „Man kann's ja Cholera nennen." Ja, das kann man gut, man kann's auch der Deutlichkeit halber die Dänische, oder noch deutlicher die Kopenhagensche, oder noch deutlicher die Christianshavener Cholera nennen; und so kann man das auch Christentum nennen. Das heißt: wir hier hinter dem Wald, oder wir hier in dieser Gasse verabreden unter uns, das sei Christentum — und dann ist es Christentum. Was Wunder dann, daß die Menschen den Respekt vor dem Christentum und den Geschmack an ihm verloren haben! Denn man kann in unwahrer Weise das Christentum so streng machen, daß das Menschliche sich dagegen empören, es wegwerfen oder von sich stoßen muß. Man kann das Christentum aber auch so mild machen oder es so verzuckern, daß man mit allen Beweisen und Gründen den Appetit nicht mehr zu reizen und den Menschen keinen Geschmack an ihm mehr

beizubringen vermag, vielmehr ihnen nur Ekel daran einflößen kann. Nein, es gehört Salz in die Speise. Und wahrlich, dafür hat das Neue Testament gesorgt. Die frohe Botschaft soll nicht durch Gründe und Beweise bei den Menschen um Aufnahme betteln. Unwürdig! Wie wenn eine Mutter zum Kind hinsitzen und schön bitten muß, daß es die gesunde, treffliche Speise zu sich nehme, die es doch verschmäht und nicht recht kosten mag. Nein, der Appetit muß auf andere Weise geweckt werden, — und dann wird man die frohe Botschaft schon schmackhaft finden.

Für die Lehre leiden. Damit wird für einen, der ein Christ werden und sein will, alles unendlich verändert; das versetzt ihn unter einen unendlichen Druck. Oder wenn Christus die heutzutage von den Pfarrern verkündete Art Christentum gewollt hätte, wie ließe sich seine Bekümmernis erklären, die er für und um die Jünger hatte, diese redlichen, beherzten Menschen, die wahrlich mit Bereitwilligkeit alles fahren lassen wollten, um anzufassen und auszuhalten? Aber hier war von „Nachfolge" im strengsten Sinne die Rede. Christus wußte es selbst, daß er sie, menschlich geredet, so unglücklich und elend, als Menschen das je werden können, zu den „elendesten unter allen Menschen" machen mußte — wenn sie ihm angehören wollten. Und weiter wußte er, daß er von ihnen verlangen mußte doch festzuhalten; daß darin ihre bevorzugte Stellung bestand; daß so zu leiden eitel Freude, Gottes überschwengliche Gnade und Liebe gegen sie war. O Schrecknis! Was die frohe Botschaft, der Trost, die Freude sein soll — das macht mich, menschlich geredet, zum allerelendesten Menschen, so daß ich dies nicht zu werden brauche, wenn ich mich nur mit jenem nicht einlassen will! Und weiter wußte er, daß solches nicht nur geduldig ertragen, sondern mir Freude und Seligkeit werden soll — wie wenn einem zugemutet würde, bei einer körperlichen Marter, die er auszustehen hätte, den Schmerz verbeißend nicht nur nicht zu schreien, sondern sich selbst und den Schmerz so siegreich zu beherrschen, daß sein Anblick eitel Wollust zu verraten schiene; und dazu solle er sich nicht bloß mit Kunst verstellen, sondern so müsse ihm wirklich sein. Entsetzlich! Sieh, darum sagt Christus den Jüngern immer und immer wieder: „Ärgert euch nicht an mir; laßt euch das nicht ärgern; selig, wer sich nicht an mir ärgert; ich sage es euch zuvor, damit, wenn es nun geschieht, ihr euch nicht ärgert; wachet und

betet; denket daran, ich habe es euch gesagt, auf daß, wenn der Augenblick kommt, ihr euch doch nicht ärgert! O, der Weg ist so eng und schmal, und direkt kann ich euch nicht helfen! O, das Ärgernis liegt jeden Augenblick so nah, die Möglichkeit desselben begleitet euch Schritt für Schritt! Es kann für euch so kommen, daß die Geduld reißt samt dem Glauben, so daß ihr euch gegen mich empöret: — selig, wer sich nicht an mir ärgert! Und wenn ihr auch ausharret und geduldig alles leidet — und eure Geduld ist nur stumme Unterwerfung, so habt ihr im Grunde euch doch an mir geärgert: selig, wer sich nicht an mir ärgert!" Denke dir ein einigermaßen ähnliches Verhältnis zwischen Menschen! Laß einen Liebenden zu der Geliebten sagen: „Mein liebes Mädchen, ich gebe dir deine Freiheit, wir müssen scheiden; mir anzugehören würde dich, wie ich dir mit Gewißheit voraussagen kann, menschlich geredet, so unglücklich als möglich machen." Nehmen wir an, sie antwortete: „Ich will alles leiden, denn nur die Trennung von dir wäre mein größtes Unglück." Gehen wir noch weiter und nehmen wir an, er antwortete: „Gut, ich muß aber noch eines verlangen: sollst du bei mir bleiben, so mußt du festhalten, daß es dir doch das höchste Glück ist, so mit mir unglücklich zu werden." Was dann? hätte dann das Mädchen nicht vollkommen recht, wenn es sagte: das ist Wahnsinn —? Ja, und will sie's nicht sagen, so sage ich's an ihrer Stelle: wenn solches zwischen Menschen vorkommt, so ist es Wahnsinn. Und ich hätte nur den einen Wunsch, daß ich diesen Wahnsinn oder diese Narrheit dem Schuldigen ausklopfen dürfte; denn wie es Arten von Besessenheit gibt, die nur durch Beten und Fasten ausgetrieben werden können, so gibt es auch eine Narrheit, die man sich nur durch eigene Schuld zuzieht. Zwischen dem Gottmenschen aber und einem Menschen kann das Verhältnis nicht anders sein: — selig, wer sich nicht ärgert!

Für die Lehre leiden. „Davon kann doch aber in diesen Zeiten, wo das Christentum vollkommen gesiegt hat und alle Christen sind, nicht die Rede sein." Ich könnte versucht sein zu sagen: wehe, wehe dir, du Heuchler! Das will ich aber nicht. Ich will lieber sagen: Mein guter Mann, Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen; Sie wissen selbst sehr wohl, daß es Unwahrheit ist; und wozu dann solche Rede? Warum wollen Sie dem Manne gleich sein, der vor aller Augen mit einem

weißen Stäbchen im Munde dasteht und glaubt, er sei unsichtbar? Nein, die Forderung, für die Lehre zu leiden, ist in diesem Augenblick ebenso gültig und ebenso gut angebracht wie im Anfang. Die Sache ist ganz einfach. Jeder, der eine Tat wahrer Selbstverleugnung einsetzt, bekommt dafür zu leiden. Wäre es nicht so, so wäre ja wahre Selbstverleugnung eine Unmöglichkeit; denn die Selbstverleugnung, die sich äußerlich belohnt, ist ja nicht wahre Selbstverleugnung. Die Regierung [Gottes] wacht darum auch in Liebe darüber, daß es zur wahren Selbstverleugnung kommen kann, wenn ein redlicher Mensch sich selbst verleugnen will. Hingegen kennt man unwahre Selbstverleugnung daran, daß sie anfangs wie Selbstverleugnung aussieht, dann aber so oder so sich äußerlich bezahlt macht, so daß sie im Grunde kluge Berechnung ist.

Nehmen wir ein Beispiel wahrer Selbstverleugnung, das wir an Luther haben. Er war streng dazu erzogen, daß er die Art Frömmigkeit ausdrücken konnte, die im Mittelalter als Selbstverleugnung Ehre und Ansehen genoß, — somit keine wahre, echte Selbstverleugnung war. Und gerade gegen diese Art Frömmigkeit trat Luther auf. Nun ließe sich's denken, er hätte erwählt ein hochstehender Geistlicher zu werden, um so für sein Zeugnis wider die unwahre Art von Selbstverleugnung selbst den Lohn der damit bewiesenen Selbstverleugnung zu gewinnen. Das wäre wieder nicht wahre Selbstverleugnung gewesen. Der redliche Luther sah richtig. Er legte Zeugnis gegen die Selbstverleugnung ab, die seinerzeit für die wahre galt; er schnitt sich damit die Gelegenheit ab, mit ihr sein Glück zu machen; vielleicht war ihm auch die Regierung [Gottes] in dieser Hinsicht behilflich: und hier haben wir wahre Selbstverleugnung.

Damit wir recht sehen können, wie es zugeht, wollen wir eine solche Handlung vor unsern Augen geschehen lassen. Ein redlicherer Mensch fühlt den Drang in sich, für die Wahrheit gegen eine Unwahrheit, die die Herrschaft hat und eben darum für Wahrheit gilt, auf die eine oder andere Weise Zeugnis abzulegen. Er erkennt die Gefahr selbst, ist aber bereit, sich ihr auszusetzen. Und doch hat er selbst vielleicht sich nicht ganz verstanden. Er denkt doch nicht recht an Gefahr; denn er ist von der Wahrheit des von ihm Vertretenen ganz überzeugt, so fest überzeugt, daß er, wie er meint, wie ihm (o menschliches Herz!) unwillkürlich sich

aufdrängt, nur gehört zu werden braucht, um sofort zu siegen, die Menschen für sich zu gewinnen. So tritt er denn mit seinem Zeugnis hervor — aber verwunderlich: er begegnet überall nur Widerstand; er erntet auf jede Weise Undank, nicht nur da, wo er es nicht anders erwartet hatte, sondern auch bei denen, um deretwillen er sein Zeugnis für die Wahrheit ablegen zu sollen glaubte — wie ja z. B. Moses seine liebe Not nicht nur mit den Ägyptern, sondern auch mit den Juden hatte, für die er doch allen Mühsalen und Gefahren sich aussetzte. Nun wird dieser Mensch bekümmert; die Sache greift ihn an. Dann nimmt er, wie natürlich, seine Zuflucht zur Regierung [Gottes], bei der er ja auch sonst Hilfe suchte. Er trägt seine Not vor — was wird ihm die Regierung antworten? Liebevoll und mild, wie sie stets ist, antwortet sie: „Das war's ja eben, mein lieber Freund, was du wolltest! Nicht wahr, du wolltest Selbstverleugnung üben; kannst du leugnen, daß das gelungen ist? Jetzt hast du ja gerade Gelegenheit, sie zu üben!" Denken wir, er antworte: „Ja, das verstehe ich; nun verstehe ich es. Allein, aufrichtig gestanden, so verstand ich es nicht ganz, als ich mich zur Tat entschloß und auftrat. Ich fühle, es ist, als ginge mir die See zu hoch." Was wird wohl die Regierung antworten? Liebevoll und mild, wie sie stets ist (sie ist nie grausam), sagt sie: „Ja, ja, mein lieber Freund; wir werden dir daraus schon wieder heraushelfen, wenn du dich darunter gedemütigt und aus dieser kleinen Lektion Demut gelernt hast." Es könnte aber auch etwas anders gehen. Indem die Regierung dem Kämpfenden den Sachverhalt deutlich macht, daß das eben zu der wahren Selbstverleugnung gehöre, geht eine Umwandlung mit ihm vor; wie das Kind sich verwundert, wenn ihm plötzlich das Verständnis kommt, oder wie das liebende Mädchen sich glückselig verwundert, wenn es plötzlich versteht, daß eben das sie der Liebe versichere, worin sie bis jetzt nur Abneigung sah — so muß nun auch er sich verwundern. „Denn," sagt er, „was ich litt oder mich schmerzte, war doch das, daß ich aus dem Widerstande zu erkennen glaubte, ich habe meine Sache verkehrt gemacht. Da nun aber du, liebende Regierung, mir das erklärst und dich für mich erklärst, o, so wünsche ich jetzt nur, draußen zu bleiben im Einverständnis mit dir." Dies ist also ein Beispiel wahrer Selbstverleugnung, wozu immer gehört, daß man für das geleistete Gute zu leiden bekommt. Und wie es

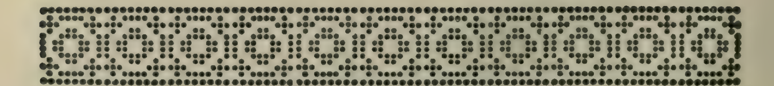
vor 1800 Jahren galt, so gilt es in diesem Jahr und noch nach 1800 Jahren, daß der zu leiden bekommt, der eine Tat wahrer Selbstverleugnung in dieser Welt vollbringt. Ein Christ aber, der das nicht erfährt, bei dem es nicht so kommt, hat auf die eine oder andere Weise sich selbst geschont, sich klug entzogen usw. Das muß er denn eingestehen. Das tue ich. Ich will aber weder auf einer Kanzel faseln, noch auf einer Kanzel heucheln. Bin ich nicht dazu gekommen, komme ich nicht dazu, für die Lehre leiden zu müssen, so bekenne ich, daß es an mir und an meiner weltlichen Klugheit liegt. So habe ich ferner — wie der Polizei verdächtige Personen sich zu Protokoll zu melden haben, habe ich mich bei der Regierung wegen meines mißlichen Christenstandes zu melden. Die Regierung, die ja eitel Liebe, Gnade und Erbarmen ist, wird schon noch mit mir etwas zu machen wissen; aber sie verlangt, daß ich redlich gegen sie bin.

Christus ist das Vorbild; und dem entspricht die „Nachfolge". Es gibt eigentlich nur Eine wahre Weise, Christ zu sein: man muß Jünger sein. Der „Jünger" hat unter anderem auch das Kennzeichen, daß er für die Lehre leidet. Hat wer für die Lehre nicht gelitten, so hat er auf die oder die Weise die Schuld auf sich geladen, daß er weltlich zur Schonung seiner selbst seine Klugheit gebrauchte. Daß er sich darum nicht Christ nennen dürfe oder nicht selig werden könne, ist durchaus nicht meine Meinung; Gott verhüte, daß ich mir eine solche Behauptung erlauben sollte, die mich selbst am schlimmsten treffen müßte. Aber er hat ein Eingeständnis zu machen. Und sofern er zu den bestellten Verkündigern des Christentums gehört, hat er zu bedenken, daß er durch solche weltliche Schonung seiner selbst den Eindruck des Christentums andern verwischt und geschwächt und in seinem Teil den Gesichtspunkt für das Christentum verrückt hat. Denn das Christentum ist nicht als weltliche Klugheit und menschliche Weichlichkeit in die Welt hereingekommen, gewillt durch Konzessionen viele zu gewinnen — und so der Zahl nach einen Fortschritt, in Wahrheit einen Rückschritt zu machen. Nein, das Unbedingte kann (was wohl jedem einleuchtet) nicht durch Konzessionen zur Geltung gebracht werden; denn wenn es eine Konzession macht, ist es nicht mehr das Unbedingte. Durch Konzessionen kommt das Unbedingte vielmehr aus der Welt hinaus; oder, was dasselbe ist: es breitet sich, wenn es sich darauf einläßt, so aus, daß es mit dem Bedingten zusammenfällt.

Das Leiden um der Lehre willen hat man abgeschafft. Man sagt: „Es gibt natürlich viel Unvollkommenheit, viele Schwache unter uns; bei vielen kann nur von einer Annäherung, von einer schwachen Annäherung an das Christentum die Rede sein; es ist viel Unkraut unter dem Weizen." Allein das ist keine wahre Verteidigung der bestehenden „Christenheit". Denn wenn einer so sagt, so muß ich fragen: bist du dann Weizen? Und unbesehen darf ich noch sagen: wer so redet, hat nicht mehr wahres Christentum als ich. Vielleicht noch weniger, wird einer wohl sagen. Das will ich nicht sagen; wozu dieses kleinliche, menschliche Gezänke! Aber das will ich sagen: mehr hat er nicht; und daran will ich festhalten. Dann ist es aber verwirrend, wenn man so redet: es sind viele unter uns, deren Christentum nur eine Annäherung an das Christentum ist — als wäre des Redenden und überhaupt der „Christenheit" Christentum das wahre Christentum. Und das bestreite ich. Doch nicht, als meinte ich, der wahre Christ gegenüber den andern zu sein; nein; es ist, wie ich in meiner letzten Schrift gesagt habe: „ich gehöre zum Durchschnitt unter uns." Ich sage daher auch, wie ich schon in einer früheren Schrift andeutete, daß mein Christentum nicht das wahre Christentum, sondern eine Annäherung daran ist. Vielleicht sind viele in dem Fall, daß ihr Christentum auch erst eine Annäherung ist. Doch darf man auf diesen Begriff der „Annäherung" immer etwas acht haben, daß man nicht verallgemeinernd auch solche mit einbegreift, deren — Christentum! — ein Sichentfernen vom Christentum ist. Wenn man auf dem Wege zur Stadt jemanden begegnet und achtet nicht darauf, ob er auf sie zu oder von ihr weg geht, so kann man im Vorbeigehen so leicht sich täuschen.

Durch die Auffassung des Christentums als einer Lehre ist in der Christenheit lauter Verwirrung entstanden und fast unkenntlich geworden, was ein Christ ist. So muß man Christus als das „Vorbild" geltend machen; doch nicht, um zu ängsten — wiewohl es heutzutage vielleicht eine ganz überflüssige Sorge ist, man könnte jemanden mit dem Christentum ängsten; jedenfalls aber: man darf nicht ängsten wollen, das muß man aus der Erfahrung früherer Zeiten gelernt haben. Nein, das Vorbild muß man zur Geltung bringen, um dem Christentum wenigstens einigen Respekt zu verschaffen; um einigermaßen deutlich zu machen,

was es heißt, ein Christ zu sein; um das Christentum aus dem Objektiven (dem wissenschaftlichen Treiben und dem Zweifel und Geschwätz) zu überführen in das Subjektive. Da gehört es hin; so gewiß als der Heiland der Welt, unser Herr Jesus Christus, nicht eine Lehre in die Welt hereingebracht, auch nie doziert, vielmehr als „Vorbild" „Nachfolge" gefordert hat, — zugleich durch seine „Versöhnung" womöglich alle Angst aus des Menschen Seele vertreibend.



So hoch, als hier angedeutet ist (nur angedeutet: denn ich stimme dabei beständig den Ton zum demütigen Eingeständnis herab), so hoch müßte der Ton genommen werden, wenn im Einspruch gegen das Bestehende oder in Reformversuchen, christlich verstanden, Ernst, Sinn, Charakter und Wahrheit sein soll.

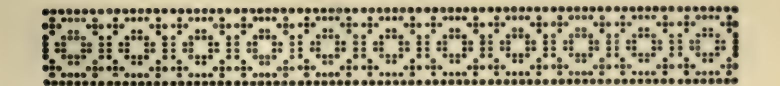
Getraut sich nun einer unter uns als der rechte Mann ethisch das hier Angedeutete zu übernehmen und zu vertreten, indem er sich dabei als Einzelner auf ein unmittelbares Gottesverhältnis beruft, so werde ich augenblicklich — so verstehe ich mich selbst in diesem Augenblick; ich kann ja aber nicht wissen, ob mir nicht die Möglichkeit dazu im nächsten Augenblick versagt ist, im nächsten Augenblick, vielleicht ehe ich noch diese Schrift erscheinen lassen kann — so werde ich augenblicklich zu Dienst sein, um das, was ich vor Gott als meine Aufgabe verstehe, zu übernehmen. Diese meine Aufgabe wird darin bestehen, daß ich ihn, den Reformator, unverwandt Schritt für Schritt begleite, um zu sehen, ob er Schritt für Schritt in seinem angenommenen Charakter bleibt, das Außerordentliche ist. Sollte es sich zeigen, daß er es ist, ja dann wird meine Begleitung nichts als Verneigung und Ehrerbietung vor ihm, dem Außerordentlichen, sein. Und wahrlich, das darf ich von mir selbst sagen: er soll in unserer Zeit niemanden, nicht Einen finden, der sich vor dem Außerordentlichen tiefer zu verneigen wüßte; das lernte ich nicht an irgendeinem Hofe, nein, weiter oben, im Umgang mit den Idealen, wo man trotz einem Zeremonienmeister sich unendlich tief verneigen lernt. Aber, aber: fällt er aus seinem Charakter — im selben Augenblicke stürze ich

mich auf ihn; und das darf ich von mir selbst sagen: niemand, niemand in unserer Zeit führt einen so sicheren Stoß wie ich, wo es meine Aufgabe ist, oder wo einer sich fälschlich für das Außerordentliche ausgibt. Diesen sicheren Stoß lernte ich im Umgang mit den Idealen, wo man in tiefer Demut sich selbst hassen lernt, für den Mut aber, daß man sich mit ihnen einzulassen wagte, als Gnadengabe die Macht empfängt, diesen Stoß zu führen.

Ist hingegen niemand in unserer Zeit, der die Aufgabe und den Charakter des Reformators zu übernehmen wagt: so soll das Bestehende bestehen, in Geltung erhalten werden — solange es sich nur zu dem der Wahrheit gemäßen Eingeständnis verstehen will, daß es, christlich betrachtet, nur eine gemilderte Annäherung an das Christentum ist; statt etwa für die strenge Vertretung des wahren, neutestamentlichen Christentums gelten zu wollen und eben damit sich selbst zu richten und zu vernichten. Pfuscherei im Reformieren ist verderblicher als der verderbteste jeweilig bestehende Zustand, weil Reformieren das Höchste und also Pfuscherei darin das Allerverderblichste ist. Mag das Bestehende seine Fehler, viele Fehler haben, so viele du nur aufzählen magst: willst du nicht im Charakter eines Reformators auftreten, so sollst du das Reformieren nicht in den Mund nehmen. Denn von aller Charakterlosigkeit ist das die schrecklichste, daß einer sich lügenhaft die Miene eines Reformators geben oder durch etwas Parteiwesen, durch Abstimmung usf. usf. Reformation machen will.

Nein, haben wir einen solchen Mann nicht unter uns, so wollen wir am Bestehenden festhalten. Gehen wir in uns selbst, jeder für sich, um vor Gott zu bekennen, wie weit wir im Christentum zurück sind. Davor aber wollest du, mein Gott, mich doch bewahren, daß ich es durch lügnerisches Reformierenwollen noch ärger machte.

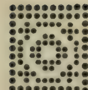
Und dann soll es so laut als möglich gesagt und womöglich überall gehört und (gebe Gott!) überall, wo es gehört wurde, auch ernstlich bedacht werden: das Böse in unserer Zeit ist nicht das Bestehende mit seinen vielen Mängeln; nein, das Böse in unserer Zeit ist gerade diese böse Lust, dieses Buhlen mit Reformationsgelüsten: diese falsche Reformierungssucht ohne Opferwilligkeit; diese leichtfertige Einbildung, als könnte man reformieren, ohne auch nur eine Vorstellung, geschweige denn eine erhabene Vorstellung davon zu haben, wie ungewöhnlich erhaben der Gedanken einer „Reformation" ist; dieses heuchlerische Verkennen der eigenen Unfähigkeit, die geschäftig dem zerstreuenden Gedanken nachgeht, die Kirche reformieren zu wollen, wozu unsere Zeit am allerwenigsten taugt. Als die Kirche einer Reformation bedurfte, da meldete sich niemand, da war kein Gedränge von solchen, die mitwollten; alles floh zurück; nur Einer, der Reformator, wurde in aller Stille, in Furcht und Zittern und viel Anfechtung dazu erzogen, in Gottes Namen das Außerordentliche zu wagen. Heutzutage herrscht ein Gesumme wie auf einem Tanzboden mit dem Reformierenwollen. Das kann nicht Gottes Gedanke sein, das ist vielmehr eine läppische Erfindung von Menschen. Daher auch statt Furcht und Zittern und viel Anfechtung lauter Hurra, Bravo, Beifall, Abstimmung, Zujauchzen, Kameradschaft, Spektakel — und blinder Lärm.



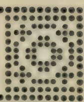
Im März 1855

Diese Schrift stammt aus der Zeit, da der alte Bischof noch lebte. Sie hält sich daher in der Ferne, weil ich damals mein Verhältnis zu dem Bestehenden so verstand, und weil ich aus Rücksicht für den alten Bischof mein Verhältnis auch gerne so verstehen wollte.

Nun rede ich viel entschiedener, rückhaltloser, wahrer, ohne daß doch damit gesagt wäre, meine frühere Art zu reden sei unwahr gewesen.



Nachwort



Die Übersetzung der beiden Schriften dieses Bandes habe ich mit gütiger Erlaubnis des Verlegers „S. Kierkegaards Angriff auf die Christenheit, erster [einziger] Band: die Akten"[1], entnommen. Doch fand ich es zum Teil notwendig, sie mehr oder weniger stark zu überarbeiten. Dabei wurde auch mancher richtige Übersetzungsfehler berichtigt. Sie ganz, Wort für Wort, wieder durchzugehen, hatte ich doch nicht die Zeit. So mag immer noch dieser und jener Ausdruck ungenau, ja falsch sein. Der Sinn des Ganzen wird dadurch (dafür glaube ich einstehen zu können) nicht betroffen. Wer aber Kierkegaard studieren will, muß ihn im dänischen Original lesen.

2

Mit „Zur Selbstprüfung" hat Kierkegaard, nachdem er sich in „Über meine schriftstellerische Wirksamkeit" über seine bisherige Position und Taktik offen ausgesprochen hatte, den direkten Angriff auf das offizielle Christentum eröffnet: noch schonend, aber doch sofort sehr nachdrücklich. Er spricht noch nicht selbst das Urteil aus, will bloß den sogenannten, sich so nennenden Christen dazu veranlassen, ja zwingen, daß er sich das Urteil spreche. Darum gab er auch der Fortsetzung den Titel: „Richtet selbst!" Warum er diese Schrift nicht mehr herausgegeben hat (sie wurde erst 1876 von seinem Bruder Peter aus dem Nachlaß veröffentlicht), ist nicht sicher zu erkennen. Die Nachschrift vom März 1855 läßt vermuten, daß ihn doch noch die Rücksicht auf den Seelsorger seines Vaters zurückhielt. Vielleicht fürchtete er auch, daß sie, als Wiederholung, den Eindruck der ersten Schrift eher schwäche als verstärke.

Mache ich nun diese Schriften dem deutschen Leser der Gegenwart zugänglich, so will ich selbstverständlich ihn zur Selbstprüfung veranlassen. Bei diesem ist aber der Bibelglaube, auf Grund dessen Kierkegaard die Selbstprüfung vorgenommen wissen will, im allgemeinen nicht mehr vorauszusetzen. Er müßte also durch Selbstprüfung

[1] Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart.

erst genötigt werden, sich zum Bibelglauben zu bekehren. Da ich mich selbst durch Kierkegaard dazu nicht bringen ließ, kann ich auch nicht wünschen, fürchte aber auch nicht, daß er anderen diesen zweifelhaften Dienst leiste. Damit ist aber seine Aufforderung und auch seine Anweisung zur Selbstprüfung für unsereinen doch nicht abgetan. Wir müssen sie uns nur in unsere Denkweise erst übersetzen. Dafür möchte ich noch einige Andeutungen geben.

Da ich den bibelgläubigen Leser in seiner Selbstprüfung nicht stören möchte, bitte ich ihn, das folgende als nicht zu ihm gesagt auch nicht zu lesen.

3

„Doch es ist wahr, man hat ja die Himmelfahrt bezweifelt. Ja, wer hat gezweifelt? Wohl einer von denen, deren Leben den Stempel der Nachfolge trug? ... Nein, von diesen keiner. Der Zweifel kam anderswo her. Man schaffte die Nachfolge ab; und weil dies in der uns Menschen geläufigen Schelmensprache natürlich nicht wie eine Anklage gegen des Jahrhunderts Verirrung und Rückschritt im Christentum lauten durfte, sondern zur Lobrede über eines erleuchteten Jahrhunderts unvergleichlichen Fortschritts in der Toleranz werden mußte, so feilschte man am Christentum, bis es fast zu nichts wurde ein Christ zu sein ... Was Wunder, wenn nun im Nichtstun und in der Selbstgefälligkeit allerlei Zweifel aufkamen? Und der Zweifel wurde wichtig: wer zweifelt daran? Und mit diesen Zweifeln wurde man sich selbst wichtig ..." (S. 55 f.).

Ich bezweifle die Himmelfahrt. Also muß ich mich prüfen, ob sichs mit meinem Zweifeln so verhält, wie Kierkegaard sagt.

Ich habe mich geprüft. Und ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß Kierkegaard mich mißversteht und deshalb — verleumdet. Wie er dazu kommt, ist mir gleichgültig. Was er sagt, ist Mißverständnis und Verleumdung — wenigstens gegen mich, der ich seine Worte doch auch und vor allem auf mich beziehen soll.

Was mich an der Himmelfahrt zweifeln, sie ablehnen macht, liegt so klar auf der Hand, daß ein Kierkegaard es sollte sehen können. Mit der Nachfolge hat das nichts zu tun. Was diese betrifft, so hielte ich es mit dem Zweifler Thomas: „Lasset uns mit ihm gehen, daß wir mit ihm

sterben". Das ist so sehr im Sinne Kierkegaards, daß mir sogar ganz unbegreiflich ist, wie er übersehen kann, daß der Entschluß zur Nachfolge dem Glauben an die Himmelfahrt immer vorangeht. Sogar Petrus fragt in einer schwachen Stunde Jesus ganz korrekt: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?" Erst hat er alles verlassen; dann fragt er: „Was wird mir dafür?" Ob Jesus ihn wohl einer Antwort gewürdigt hätte, wenn er erst sich vergewissert hätte, was ihm für die etwaige Nachfolge werde, um dann sich zu überlegen, ob er dafür Jesus nachfolgen wolle? Auch habe Petrus und sogar Judas vor Auferstehung und Himmelfahrt bereut, daß sie Jesus verleugnet und verraten hatten. Nach Auferstehung und Himmelfahrt hätte ihre Reue einen ganz anderen Sinn, vielmehr keinen Sinn mehr gehabt.

Ich bezweifle die Himmelfahrt, weil sie mir zweifelhaft ist. Aus keinem anderen Grund. Auch durch einen Kierkegaard lasse ich mir nicht einreden, daß mir nur im Nichtstun und in der Selbstgefälligkeit haben Zweifel an der Himmelfahrt kommen können. Und ich lasse mich weder durch Kierkegaard, noch durch Luther, noch durch ihre Nachschwätzer verführen, meinen Zweifel zu unterdrücken, statt ihn redlich durchzudenken. Jenes wäre für mich freilich das Bequemere gewesen ...

Dies ein erstes Ergebnis der Selbstprüfung, zu der mich Kierkegaard veranlaßt. Es ist nicht ganz in seinem Sinn. Aber ich soll ja selbst richten.

4

Wenn ich mich mit wahrem Segen im Spiegel des Worts betrachten wolle, solle ich nicht den Spiegel betrachten, sondern mich im Spiegel. (S. 18)

Das ist unzweifelhaft richtig; so richtig, daß ich diese goldene Regel nicht bloß zu beachten habe, wenn ich die Bibel lese, sondern auch, wenn ich die Sprüche Laotses, die Reden Buddhas, die Apologie Sokrates', wenn ich die Essays Emersons, die Schriften Tolstois und Nietzsches lese. Und dagegen habe ich freilich viel gesündigt. Ich habe mit dem Betrachten der Spiegel, in denen ich mich betrachten sollte (und sogar ihrer Rahmen), schon viel Zeit und Kraft vergeudet. Pater, peccavi!

Aber —

Es gereicht nicht zum Segen, daß man sich schuldiger bekennt, als man sich schuldig glaubt. Wenn man sich vor Gott prüft, wäre das lächerliche oder unverschämte Schauspielerei. Ich unterdrücke also nicht, was mich mir etwas zu entschuldigen scheint.

Erstens halte ich es nicht lange aus, mich selbst im Spiegel zu betrachten (oder, schärfer: im Spiegel mir selbst ins Auge zu sehen). Das ist nämlich keine geringe Anstrengung. Wende ich mich nicht ab, wenn mir die Kraft versagt, so sehe ich entweder überhaupt nichts mehr oder doch nur den Spiegel, nicht mehr mich. Das kommt mir aber erst hinterdrein zum Bewußtsein. — Übrigens finde ich es für die Selbsterkenntnis nützlicher, daß ich mich zufällig im Spiegel sehe, als daß ich mich im Spiegel betrachte. Ich habe mir deshalb dieses so ziemlich abgewöhnt.

Zweitens habe ich nicht bloß zu lesen, sondern auch zu lehren; nicht bloß mich selbst im Spiegel des Worts zu betrachten, sondern auch andern ihr Bild im Spiegel des Worts zu zeigen. Wie das möglich sein soll, ohne ihnen das Wort zu erklären, ohne also das Wort (nicht mich im Wort) zu betrachten, sehe ich nicht. Auch Kierkegaard mußte, wenn er „das Wort" für die Erbauung verwerten wollte, doch erst feststellen, was das Wort meine; und er hätte sogar wohl daran getan, es mit dieser objektiven Betrachtung des Worts etwas genauer zu nehmen. Aber vielleicht, wahrscheinlich, gewiß ist die unter uns übliche Methode, durch Reden über die Reden anderer andre zu belehren, überhaupt schlecht. Ich bediene mich ihrer trotzdem, da ich einer besseren (nur durch das eigene Wort zu lehren) nicht mächtig bin.

Drittens. Wie ich „gestaltet" bin, ist mir nachgerade ziemlich gleichgültig; denn daß ich kein Adonis bin, weiß ich längst. Ich brauche also keine Belehrung über mein Aussehen, dagegen eine Anweisung, wie ich es verbessern — vielmehr: die Krankheit, die mir ein schlechtes Aussehen schafft, heben kann. Die suche ich in jedem Wort, das ich mit der ernsten Absicht zu lernen lese; also in der Bibel bei Jesus, Paulus, Johannes, Jakobus, Petrus; aber auch bei Sokrates und Buddha, bei Emerson und Nietzsche. Wie nun, wenn die Anweisungen, die sie mir geben, einander widersprechen? Natürlich soll ich dann, meint Kierkegaard, einen Emerson und Nietzsche verabschieden und mich ausschließ-

lich an Petrus, Jakobus, Johannes, Paulus, Jesus halten. Wie aber, wenn auch deren Anweisungen nicht ganz zusammenstimmen? Wie es tatsächlich der Fall ist! Nun, dann soll ich mich wohl ganz ausschließlich an Jesus halten. Gut; ich habe nichts dagegen. Wie soll ich es aber angreifen, daß ich zugleich der Anweisung folge: „Lasset die Pharisäer und Schriftgelehrten; sie sind blinde Blindenleiter!" — und der Anweisung: „Alles, was euch die Schriftgelehrten und Pharisäer sagen, das tut und haltet, nach ihren Werken aber dürft ihr nicht tun, denn sie tun selbst nicht, was sie sagen!" Ich kann das nicht, so wenig wie Kierkegaard das konnte, der bei diesen Worten (oder doch bei dem zweiten) zu sich zu sagen vergaß: „Das gilt dir!" Ich muß also wählen; und ich entscheide mich (mit Kierkegaard) für das erste. Denn es fällt mir überhaupt nicht ein (so wenig wie Kierkegaard), alles zu tun, was die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer mir gebieten; ich würde das auch nicht tun (so wenig wie Kierkegaard!!), wenn Jesus es mir wirklich geboten hätte. Doch drückt mich diese Verlegenheit (an die Kierkegaard gar nicht dachte) nicht schwer: denn nur das erste Wort scheint mir im Sinne Jesu zu sein. Davon aber überzeuge ich mich durch eine objektive, kritische, also zweifelnde Untersuchung der in den Evangelien überlieferten Worte Jesu. Diese kann ich also gerade dann nicht entbehren, wenn ich mein Leben nach dem Sinn Jesu einrichten will. Entbehren kann sie nur ein Gewohnheitschristentum, das z. B. die Satzungen der Schriftgelehrten und Pharisäer, die es nach einem Wort Jesu alle halten soll, mit der Unschuld der Gedankenlosigkeit ignoriert. Als Beweis für die ungeheure Macht dieses Gewohnheitschristentums kann uns, wie man sieht, sogar der große Feind des Gewohnheitschristentums, Sören Kierkegaard, dienen.

Ich muß also Kierkegaards Rat für meinen Gebrauch erweitern und berichtigen: erweitern von dem Lesen der Bibel auf alles Lesen, vielmehr alles Denken (das Lesen ist nur ein Hilfsmittel des Denkens); berichtigen, sofern das „objektive" Denken nicht ausgeschaltet, nur dem „subjektiven" Denken dienstbar gemacht werden soll. Erweitert und berichtigt lautet er etwa:

Lebe nicht gedankenlos in den Tag hinein, sondern brauche (es ist wirklich nicht überflüssig) für dein Leben deinen Verstand! Und denke

nicht gedankenlos in den Tag hinein, sondern denke in allem deinem Denken für dich, an dich! Im Interesse deines Lebens mußt du die Wirklichkeit erforschen, in der du lebst: objektiv; aber indem du die Wirklichkeit (objektiv) feststellst, behalte (subjektiv) im Auge, daß du das im Interesse deines Lebens tust! Und das Ende deines Denkens muß immer sein, daß du eine Wahrheit für dich festgestellt hast und nach der Wahrheit für dich, die du festgestellt hast, nun auch lebst! Tust du das nicht, so denkst du nicht bloß für nichts, sondern zu deinem Schaden: indem du dich durch lauter Denken entwöhnst, nach deinen Gedanken zu leben! Und da du versäumst, die Ergebnisse deines Denkens durch Anwendung auf das Leben zu erproben, wird schließlich deine Theorie auch nicht mehr wert sein als deine Praxis! Und so endigst du als ein viel wissender und nichts erkennender, vielmehr als ein nichts erkennender, also auch nichts wissender Tor! —

Daß die Anwendung des Denkens auf das Leben auch um der Erkenntnis willen notwendig ist, hat Kierkegaard wenn nicht ganz übersehen, doch nicht nach Gebühr gewürdigt. Denn er glaubt die Wahrheit in der Bibel so gegeben, daß dem Menschen nur die Aufgabe bleibe, nach der geoffenbarten Wahrheit nun auch sein Leben einzurichten.

5

Das Christentum ist für Kierkegaard wesentlich Nachfolge Christi. Somit hat der Christ in seiner Selbstprüfung sich darauf zu prüfen, ob er wirklich der Nachfolger Christi ist, der er als Christ sein soll und offen oder versteckt, explizite oder implizite, zu sein behauptet.

Da ich nicht für einen Christen gelten will, habe ich mich auch nicht daraufhin zu prüfen, ob ich auch ein Christ, also ein Nachfolger Christi sei. In Beziehung auf das Christentum ist für mich die Frage nur noch die, ob ich daran wohlgetan habe, auf Christentum ein für allemal zu verzichten. Dies zu tun, hat mir Kierkegaard den ersten Anstoß gegeben; und ich danke ihm das. Denn ich finde, nach nun mehrjähriger Probe, daß mir diese Tat durchaus gut bekommen ist. Und ich sehe nicht, wem ich dadurch sonst etwa geschadet haben sollte.

Habe ich aber kein offizielles Verhältnis mehr zu Christus, so habe ich doch noch ein Verhältnis zu ihm; wie ich auch zu Sokrates und

Buddha ein Verhältnis habe, obgleich ein offizielles Verhältnis zu Sokrates gar nicht in Frage kommt und ich, nachdem ich das offizielle Verhältnis zu Christus gelöst habe, zum voraus und unbedingt es ablehne, etwa zu Buddha in ein offizielles Verhältnis zu treten, indem ich „Buddhist" würde. Kierkegaard hat mich überzeugt, daß ich mich auf ein offizielles Verhältnis zu irgendeiner geschichtlichen Persönlichkeit besser überhaupt nicht mehr einlasse; weshalb ich z. B. auch nicht Kierkegaardianer wurde.

Ist nun mein menschliches Verhältnis zu Jesus in Ordnung? Das ist eine Frage der Selbstprüfung, die Kierkegaard mir anbefiehlt. Ich beantworte sie mir, indem ich sie auf Sokrates und Buddha ausdehne: ist mein Verhältnis zu Jesus, Sokrates und Buddha in Ordnung?

Was soll das heißen? Nicht etwa, ob ich diesen Lehrern der Menschheit ihre Ehre gebe (was braucht ihnen an meiner Verehrung zu liegen?); sondern nur: ob ich sie als Lehrer des Lebens für mich richtig ausnütze.

Ich habe auch in Buddhas Schule hospitiert. Der Erfolg war, daß ich das Nachdenken über mein Leiden und über meine Erlösung gründlich satt bekam. Damit glaube ich von Buddha gelernt zu haben, was wesentlich von ihm Gutes zu lernen ist; und somit verzichte ich darauf, mich von ihm methodisch über das Leiden und die Erlösung vom Leiden belehren zu lassen.

Zur Zeit gehe ich zu Sokrates in die Schule. (Ich meine den Sokrates, der sich uns in der unter den Schriften Platos überlieferten Verteidigungsrede vorstellt.) Der ist ein Lehrer für mich. Er hält mich erstens dadurch fest, daß er sich in einer mir verständlichen Sprache auszudrücken vermag. Und er hält mich zweitens dadurch fest, daß er mir doch einiges sagt, was ich nicht (ich hoffe: nur noch nicht) verstehe. Seine Schätzung von Besitz und Ehre, und ebenso was er über den Tod sagt, leuchtet mir so ein, daß ich es nur noch praktisch einzuüben habe. Darin bin ich freilich noch weit hinter ihm zurück; und schon deshalb suche ich immer wieder den Verkehr mit ihm. Daß er aber die vulgäre Überschätzung von Besitz und Ehre, die vulgäre Angst vor dem Tod nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis (also wirklich auch in der Theorie) überwand, das vollbrachte er (scheint mir) in

Kraft von Gedanken über „Gott", in denen ich gerade noch eine mögliche Wahrheit ahne; wie ich insbesondere auch in seinem „Dämonium" gerade noch ein mögliches Verhältnis zu Gott ahne. Sokrates steht, trotz seiner „Unwissenheit", auf dieser Möglichkeit (die sie für mich ist) wie auf dem festen Boden einer sicheren Wirklichkeit. Das ist mir unbegreiflich; und deshalb habe ich offenbar von ihm noch wesentliches, das Wesentliche, zu lernen.

Wenn ich aber einen guten Lehrer habe, bei dem für mich noch wesentliches zu lernen ist: dann bin ich ja für jetzt hinlänglich versorgt und beschäftigt; dann brauche ich einen weiteren Lehrer vorläufig eigentlich nicht. Dem ist in der Tat so; und es ist vielleicht nicht einmal klug, daß ich doch je und je in der Schule Jesu hospitiere. Doch habe ich davon den Gewinn, daß Jesus mir bestätigt, was mich Sokrates lehrt. Sodann aber scheint er mir eine Aussicht zu eröffnen auf eine Weisheit, die sich über Sokrates erhebt, also für mich als Theorie und Praxis noch zu hoch ist. Daß sie mir theoretisch und praktisch wesentlich noch zu hoch ist, habe ich durch mannigfache Versuche, sie mir theoretisch und praktisch zuzueignen, hinlänglich erprobt.

Also kommt für mich „Nachfolge Jesu" noch nicht in Betracht. Also kann ich mir Jesus als einen Lehrer, der mir nicht bloß bestätigt was ich sonstwo auch lerne, sondern mich Neues, Besonderes zu lehren hat, nur für später vormerken. Wenn ich theoretisch und praktisch ausgelernt habe, was bei Sokrates zu lernen ist, kann ich mich, werde ich mich endgültig und also dauernd in die Schule Jesu begeben. Vorerst aber werde ich mich, wie bisher, damit begnügen, je und je eine Stunde bei ihm zu hospitieren: ohne mir einzubilden, daß ich dadurch schon ein Schüler, ein Jünger Jesu sei.

6

So vollzieht sich die Selbstprüfung, zu der mich Kierkegaard angeregt hat.

Sie nimmt nicht ganz den von ihm gewünschten Verlauf. Doch könnte er, scheint mir, nichts wesentliches dagegen einwenden. Im Gegenteil: er müßte wohl anerkennen, daß ich damit nur die Konsequenz aus seiner Belehrung und Mahnung ziehe.

Denn wenn ich mich von ihm überzeugen lasse, daß ich ein Nachfolger Jesu nicht bin, so kann ich doch nicht etwa durch einen „ernsten" Entschluß sofort ein Nachfolger Jesu werden. Das ging über Kierkegaards Kraft; das geht noch mehr über meine Kraft. Es hat aber keinen Wert, daß ich mir nur wieder und wieder und wieder vorhalte, was ich längst weiß: daß ich ein Nachfolger Jesu nicht bin. Nein, die Nachfolge Jesu erfordert Vorübungen, die ich erst nachholen muß, um mit Jesus Schritt halten zu können. Also hole ich erst diese Vorübungen nach; also nehme ich mir dazu auch die nötige Zeit.

Nun könnte ich die für die eigentliche, wirkliche Nachfolge Jesu erforderlichen Vorübungen auch in Jesu Schule einüben. Aber dabei würde ich doch immer in die Versuchung geführt, mich auch schon an Dinge zu wagen, die für mich jetzt noch zu schwer sind. Und ich könnte wohl auch wieder in den törichten Wahn verfallen, daß ich schon durch die bloßen Vorübungen ein Nachfolger Jesu sei. Deshalb finde ich es besser, sie bei einem andern Lehrer, einem Elementarlehrer, vorzunehmen: bei Sokrates. Jesus (soweit kenne ich ihn bereits) nimmt das nicht auf Ambition.

7

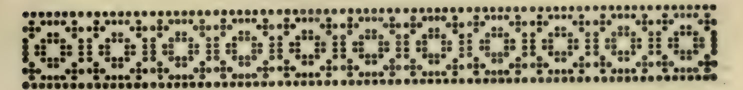
Vielleicht hat der geneigte Leser mit Mißfallen bemerkt, daß ich dieses Nachwort zu Kierkegaards Schriften mißbraucht habe, von mir zu reden; vielleicht ist er mir dadurch sogar etwas ungeneigt geworden.

Das kann doch nur der Fall sein, wenn er (um an das von Kierkegaard gebrauchte gute Bild zu erinnern) den Spiegel betrachtet hat, statt sich selbst im Spiegel zu betrachten.

Ich habe nicht von mir geredet, und auch nicht von Kierkegaard, sondern von dir, mein Leser. Aber von dir zu reden wußte ich kein besseres Mittel, als scheinbar von Kierkegaard und mir zu reden.

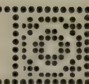
Und so seien dir diese Schriften Kierkegaards samt meinem Nachwort zur Selbstprüfung empfohlen.

Christoph Schrempf

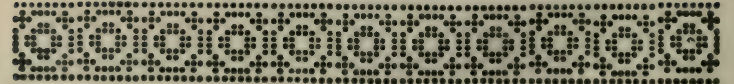




Inhalt



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



Sören Kierkegaard Gesammelte Werke

In 12 Bänden herausgegeben von Hermann Gottsched und Christoph Schrempf

Bd. 1/2 Entweder—Oder, ein Lebensfragment, herausgegeben von Victor Eremita (1843) 2 Bde. 5. Tsd. br. M 110.—, geb. M 150.—
Hamburger Correspondent: Entweder—Oder; in dieser starren Gegenüberstellung haben wir den Wahlspruch und den Inhalt von Kierkegaards ganzem Denken. Auf der einen Seite steht der ästhetische Mensch, der sein seelisches Leben in Stimmungen erschöpft, ohne zu einer festgegründeten Lebensführung zu gelangen, auf der anderen Seite der dem inneren Gesetz folgende, von Schwankungen und Stimmungen unabhängige Jünger Jesu, der nur einen Weg und ein Ziel kennt.

Bd. 3 Furcht und Zittern, Wiederholung. (1843.) (Neue Auflage erscheint später.)
„Literar. Echo": „Über die ästhetische und ethische Lebensform erhebt sich als dritte — die religiöse. Noch war das Ethische „mitten in der Einsamkeit die versöhnende Gemeinschaft mit jedem Menschen". Das Religiöse, der Glaube, sondert den Einzelnen auch noch von dieser Gemeinschaft — „das Paradox des Glaubens ist dieses, daß der Einzelne höher steht als das Allgemeine". In wundervoller Weise stellt Kierkegaard die absolute Pflicht des Einzelnen gegen das Absolute an Abraham, dem „Vater des Glaubens", dar. Ist das Ethische das Reich der sich offenbarenden Innerlichkeit, so ist das Religiöse das der verborgenen. Der Ritter der verborgenen Innerlichkeit weiß, wie entsetzlich es ist, einsam aus dem Allgemeinen heraus geboren zu werden". So wird das Leiden zum „Lebenselement des Religiösen".

Bd. 4 Stadien auf dem Lebensweg (1845). (Neue Auflage erscheint später.)
Das Problem der Liebe und Ehe findet hier in einer Reihe von Aufsätzen eine tiefgründige Behandlung, von der ästhetischen zur religiösen Betrachtung hin vielfarbig beleuchtet.

Bd. 5 Der Begriff der Angst, eine simple wegweisende Untersuchung in der Richtung auf das dogmatische Problem der Erbsünde, von Vigilius Haufniensis (1844). br. M 25.—, geb. M 40.—
Der Hauptzweck und Hauptinhalt dieser Schrift ist eine Abrechnung Kierkegaards mit sich selbst. Er wurde auf die schrecklichste Weise durch die „Angst" erzogen: so muß er sich verdeutlichen, wie das zusammenhängt. So wurde die Schrift (neben der Tendenz das Pseudochristentum zu entlarven) zur Darstellung eines Lebensstadiums in einer existierenden Persönlichkeit. Abgesehen von manchen Unfreiheiten dem christlichen Dogma und auch der Spekulation gegenüber, gehört diese Schrift zum Gehaltvollsten, das er geschrieben hat; hat er doch viele seiner tiefsten, geheimsten Erlebnisse darin verarbeitet.

Bd. 6/7 Philosophische Brocken oder ein bißchen Philosophie (1844). **Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift** zu den philosophischen Brocken (1846). br. je M 60.—, geb. je M 80.—
Im „Begriff der Angst“ übernahm Kierkegaard die psychologisch-experimentelle, in den „Philosophischen Brocken“ die philosophisch-experimentelle Darlegung des Glaubens. Religiosität ist gesteigertste Innerlichkeit, ist Individualismus im höchsten Sinn. Die Umformung der ganzen Existenz, begonnen im Ethischen, vollendet sich im Religiösen und, sofern er darin die reinste Fassung des Paradoxes sieht — im Christlichen.

Bd. 8 Die Krankheit zum Tode, eine christlich-psychologische Entwicklung zur Erbauung und Erweckung (1849). (Neue Auflage erscheint später.)
Hier hält ein überlegener Geist einer auf Erkenntnis, Wissen und Kritik stolzen Zeit den Spiegel der Selbstkritik vor Augen, in welchem jeder ohne Ausnahme eigene Züge finden wird. Statt von Zweifel redet er von Verzweiflung und nennt diese die Sünde. Und die Allgemeinheit der Sünde aufzudecken und ihre Stufen und Grade klar zu zeichnen unternimmt Kierkegaard in dieser wohl einzigartigen Schrift.

Bd. 9 Einübung im Christentum (1850). (Neue Auflage erscheint später.)
In der „Einübung im Christentum“ läßt uns Kierkegaard einen Einblick in das Heiligtum seines Herzens tun. Darum redet er mit einer ergreifenden Innigkeit. Wir hören nicht mehr den scharfen Denker mit seinen geistvollen Erörterungen und seiner unerbittlichen Logik, nicht mehr den hochbegabten Dichter, sondern den religiösen Prophet.

Bd. 10 Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller (1851). br. etwa M 40.—, geb. etwa M 60.—

Bd. 11 Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen (1851) „Richtet selbst“, zur Selbstprüfung, zweite Folge (aus dem Nachlaß herausgegeben). br. etwa M 40.—, geb. etwa M 60.—

Bd. 12 Der Augenblick (1855). (Neue Auflage erscheint später.)
Berliner Tageblatt: „Es ist der „Augenblick“ ein Buch, das in unsere religiösen und kirchlichen Kämpfe tief eingreift. Kierkegaard verstand unter dem „Augenblick“ den Punkt, worin sich Zeit und Ewigkeit berühren: ein solcher Augenblick war es für ihn, als er in dieser abschließenden Schrift seines Lebens zum tödlichen Streich ausholte gegen das offizielle Christentum. Pietät und Verachtung haben hier einen seltsamen Bund geschlossen; indem er das Neue Testament als unbedingte Autorität anspricht, verurteilt er die Staatsreligion ebenso unbedingt. Der „Augenblick“ ist das unerreichte Meisterstück einer Polemik.

Zur Einführung in Kierkegaards Schriften erschien:

O. P. Monrad: Sören Kierkegaard. Sein Leben und seine Werke. Mit 2 Porträts. br. M 20.—, geb. M 35.—
„Bergens Tidende“: Das Buch Monrads ist eine ausgezeichnete Arbeit: von Liebe zum Gegenstand glühend und von einem eindringenden Verständnisse der ganzen Persönlichkeitsart Kierkegaards getragen.

Schriften von Friedrich Gogarten

Die religiöse Entscheidung. br. M 14.—

Inhalt: Die religiöse Entscheidung / Religion und Volkstum / Die Krisis der Kultur / Mystik und Offenbarung / Die Kirche.

Gogarten sondert in seinen Vorträgen und Aufsätzen das religiöse Erlebnis scharf von den Beziehungen der Seele zur Kultur. Ihm kommt es auf die Bewegung von Gott her an, also die Gnadentatsache als die entscheidende Auswirkung des transzendenten Gottes. So lehnt er auch die Mystik als eine Wegrichtung von innen her ab, weil sie letzten Endes wieder statt in Gott in das Ich mündet. Er schafft endlich Klarheit, daß das „Erlebnis" des Absoluten der eigentliche Kern aller Religion ist, die Forderung von Gott her, damit steht er in direkter Nähe von Kierkegaard. Nicht das mystisch versunkene Gotteserlebnis des Ichbewußtseins, sondern die wesenhafte Demut gegenüber den erlebten Forderungen des Überpersönlichen bedeutet Gewissen und führt das Verantwortungsgefühl zur Tat. „Hier kam wieder einmal im Sinne der Heiligen Gottes Wort aus Menschenmund." (Wilhelm Schäfer)

Mitteldeutsche Zeitung: Scharfe Trennung seelischer Erlebnisse, hervorgerufen durch kulturelle Erscheinungen, vor dem unmittelbaren Einwirken Gottes aus dem Transzendentalen geben dem Werke eine gewisse primitive Wucht und Überzeugungskraft beim Suchen nach Gott.

Religion weither. br. M 10.—, Pappbd. M. 18.—

Inhalt: Die Einsamkeit in der Religion / Gedachte nnd wirkliche Individualität Individualität als Erlebnis / Individualität als Mythos / Individualität, Geschichte und Mythos / Religiöse Kultur.

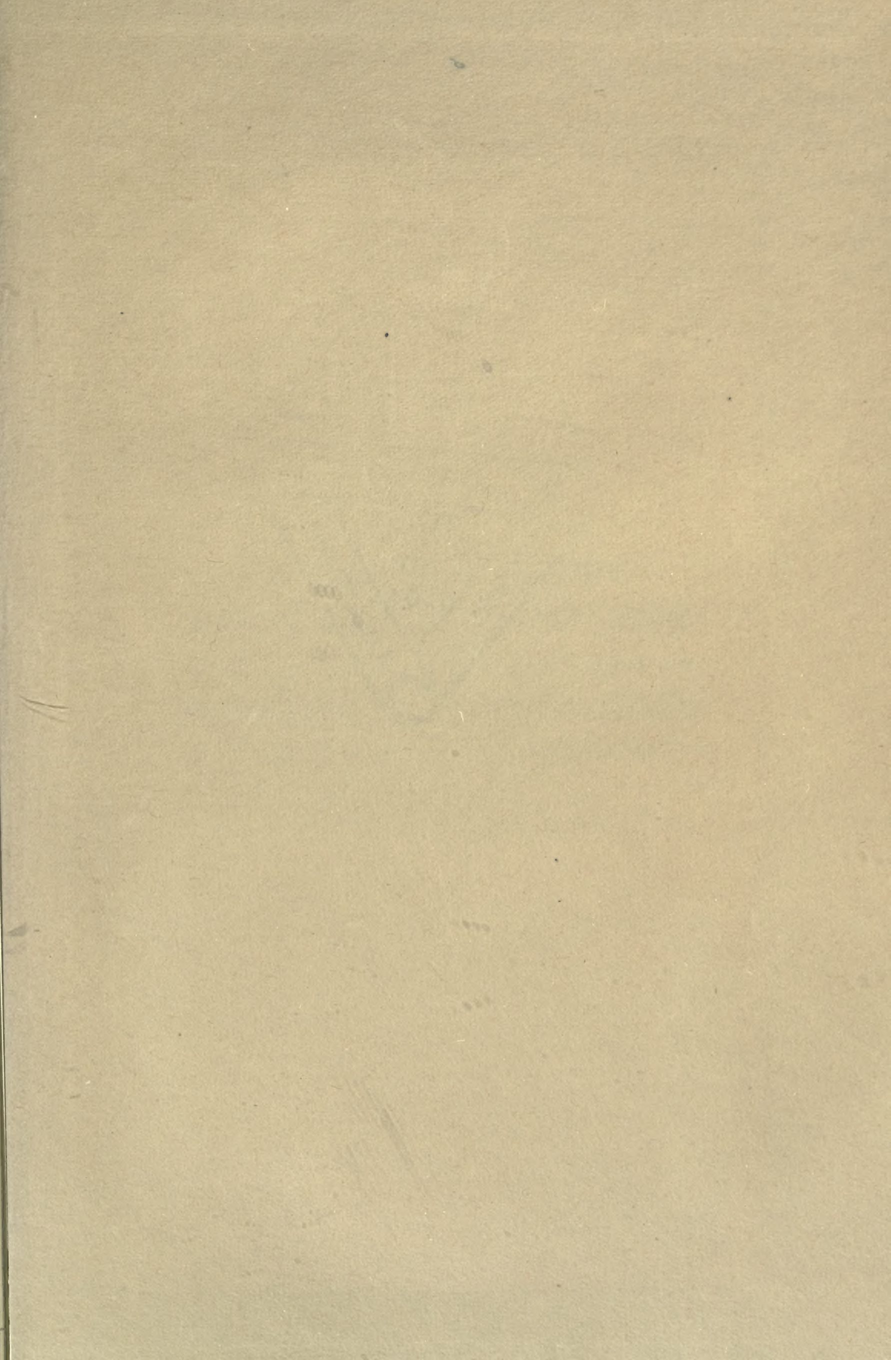
Friedrich Gogarten geht es um Kraft, Instinkt, Form und Fülle im Menschen, um das Wachwerden des Unmittelbaren in uns, um das Verhältnis des Menschen zur Ewigkeit. „Man löst keine religiösen Fragen mit dem Verstand, man löst sie nur durch inneres Wachsen." Sein Buch steht auf der menschlichen und künstlerischen Höhe von Fichte und Lagarde. Heutigen religiösen Schlagworten, wie: individuelle Religion, unhistorische Religion, religiöse Moral, setzt er entgegen: Wir müssen uns wieder einfügen lernen in den großen geistigen Zusammenhang, in dem der Mensch lebt und dem er verantwortlich ist.

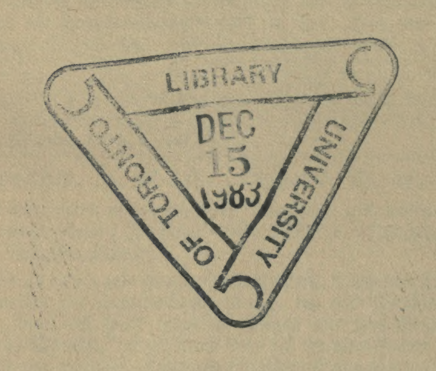
Die Hilfe: Es ist keine Abhandlung im gewöhnlichen Sinne, noch weniger aber ist es ein erbauliches Buch, obwohl es mit der Seele zu tun hat. Es ist ein Drittes: es ist geschaut. Die leidenschaftliche Sehnsucht nach der im Mythos zur Gestalt kommenden Religion ist darin zur Kraft geworden, Gestaltung zu geben.

Fichte als religiöser Denker. br. M 10.—, geb. M. 20.—

Mit diesem Buch geschieht etwas Entscheidendes für die moderne religiöse Bewegung; es wird ihr ein Führer gegeben. Die Fichteschen religiösen Gedanken werden aus der abstrakten Form ihrer Zeit in die heutige Sprache übersetzt. Das religiöse Erlebnis eines Meisters Eckehart, das die menschliche Seele sich und alles ihresgleichen als Teile eines ewig Ganzen empfindet, erfährt seine notwendige Weiterbildung durch den Willen als individuellen Träger und Offenbarer jenes Einen. So geht es mit Fichte um die Religion der Zukunft, um das schaffende Vertrauen zu sich selbst. Aus dem Leben selbst wird durch die Tat ein Verhältnis zum Göttlichen gewonnen.

Alle hier angegebenen Preise sind unverbindlich




LIBRARY
DEC
15
1983
UNIVERSITY
OF TORONTO

